



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



HARVARD COLLEGE LIBRARY

IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL

FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 * LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862



FROM THE GIFT OF HIS SISTER
HARRIET LOWELL PUTNAM
MCMXVII







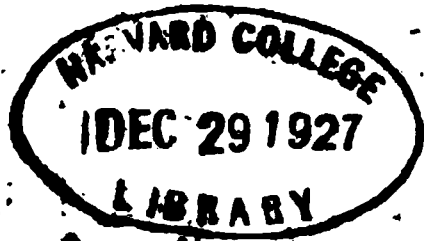
Brittische
Bibliod f.

Fünfter Band.

1762.

^Δ
BP 302.18

*



J. J. Lowell fund

Brittische
Bibliothek.

Fünfter Band.

Erstes Stück.

Leipzig,

bey Johann Wendler.

1760.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

1951

I.

The history of Scotland during the reigns of Queen Mary and of King James VI. till his accession to the Crown of England, with a Review of the Scotch history previous to that period, and an Appendix containing Original Papers, in two Volumes by *William Robertson* DD. London printed for A. Millar in the Strand. 1759. 4to.

Diese Geschichte von Schotland unter den Regierungen der Königin Maria und des Königs Jakobs VI. der nachhero unter dem Namen Jakob I. Englands Thron bestieg, unterscheidet sich in verschiedenen Stücken von den ältern Geschichten dieser Zeiten. Der Verfasser hat die Begebenheiten in ein neues Licht gesetzt, und die Character mit neuen Farben gezeichnet. — Die Bibliothek zu Edinburgh enthält nicht nur eine grosse Sammlung von wirklichen Urkunden, die die schottischen Angelegenheiten betreffen, sondern auch merkwürdige Abschriften; und die Vorsteher dieser Bibliothek haben dem Verfasser, wie er in der Vorrede meldet, die Durchlesung erlaubt. Zu dem brittische Musæo hat er durch die Gefälligkeit des D. Birch den Weg gefunden. Der Lord Biscount Royston, welcher

welcher nach dem Tode des Dr. Forbes eine grosse Sammlung merkwürdiger Nachrichten von der Regierung der Königin Elisabeth gekauft, hat dem Verfasser vierzehn Bände in Quart, die zu seiner Materie gehörten, zum Gebrauch überlassen. Sir Alexander Dick hat ihm eine schätzbare Sammlung von Urkunden, in zweien starken Bänden, mitgetheilet. Calderwood, ein presbyterianischer Geistlicher des letzten Jahrhunderts, hat eine Geschichte von Schotland vom Anfange der Regierung Jakobs V. bis zum Absterben Jakobs VI. in sechs dicken Bänden verfertigt, und derselben verschiedene wichtige Schriften einverleibet, die man sonst nirgends antrifft. Von dieser Geschichte, von welcher das Manuscript beständig im Besiz der Kirche von Schotland geblieben ist, hat der Verfasser durch einen vornehmen Geistlichen dieser Kirche, Herr George Wishart, eine Abschrift erhalten. Sir David Dalrymple hat ihm mit einer Sammlung von Nachrichten, welche Gowrie's Verschwörung betreffen, ausgeholfen, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, diese Begebenheit in ein helleres Licht zu setzen, als bishero geschehen. Herr Goodall hat ihm ebenfalls einen Band Manuscripte mitgetheilet. Aller dieser Schriften hat der Verfasser sich zur Erläuterung des Zeitpuncts, dessen Geschichte er schreibt, sorgfältig bedient. —

↳ Nachdem der Verfasser einen kurzen Entwurf der schottischen Geschichte vor dem Tode Jakobs des V. gegeben hat, wendet er sich zur Geschichte
unter

unter der Regierung der Königin Maria. Sie wurde wenige Tage vor dem Tode ihres Vaters Jakobs des V. geboren. Der Zustand, worinnen er das Königreich lies, beunruhigte jedermann mit der Furcht einer unruhvollen und unglücklichen Regierung. Man hatte wider England, ohne Noth, einen Krieg angefangen, und ihn ohne Glück fortgesetzt. — Die Regierung einer Königin war in Schottland unbekant, und erfüllte ein kriegerisches Volk nicht mit der grösssten Ehrfurcht. Die Regierung einer Königin, die noch ein Kind war, vertraug sich noch weniger mit dem königlichen Ansehen. Jakob hatte den Unordnungen der Unmündigkeit nicht einmal durch das gewöhnliche Mittel vorzubeugen gesucht, und er hatte keine Personen ernannt, die zur Erziehung seiner Tochter und zur Verwaltung des Reichs in ihrem Rahmen geschickt gewesen wären. Das Amt eines Regenten war also den Ansprüchen eines jeden offen. Der Cardinal Beaufour, den man seit einigen Jahren für den ersten Minister angesehen hatte, war der erste, der diese Ansprüche machte. Er berief sich auf ein Testament, das er selbst unter dem Rahmen des verstorbenen Königs verfertigt hatte, und er nahm sogleich den Titel eines Regenten an. Er hoffte von der Geistlichkeit, von der Nachsicht der verwitweten Königin und von der ganzen catholischen Faction unterstützt zu werden. Aber er war zu lange mächtig gewesen, als daß er der Liebling der Nation hätte seyn können. Man trug dem



Brittische
Bibliod f.

Fünfter Band.

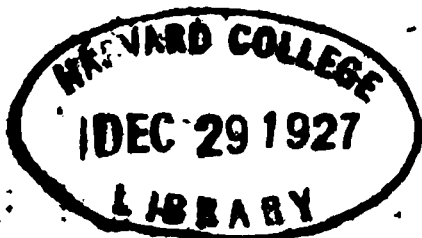


Brittische
Bibliothek.

Fünfter Band.

1762.

Δ
BP 302.18



J. J. Lowell fund

Brittische
Bibliothek.

Fünfter Band.

Erstes Stück.

Leipzig,
bey Johann Wendler.
1760.

gewann ihr überall Ehrfurcht. Mit allen Neigungen ihres Geschlechts verband sie viele von den Vollkommenheiten des andern. Ihre Stärke in den notwendigen und angenehmen Künsten und Wissenschaften war über dasjenige weit hinaus, was fürstliche Personen gemeinlich zu wissen pflegen. Ihre übrigen Eigenschaften wurden durch eine liebreiche Freundlichkeit noch einnehmender gemacht, welche ihr die Herzen ihrer Unterthanen ganz unterwarf.

Aus diesen Umständen würde ein politischer Beobachter einen ganz andern Ausgang ihrer Regierung geweissaget, und niemals den verheerenden Sturm, welcher nachhero erfolgte, befürchtet haben. —

Die isigen Zeiten sind von den damaligen zu entfernt, und die Umstände sind zu verschieden, als daß es möglich wäre, sich einen Begriff von dem heftigen Eifer gegen das Papstthum zu machen, wovon die Nation damals eingenommen war. Eine jede Nachsicht gegen die Papisten wurde für einen Abfall geachtet, und die Duldung einer einzigen Messe wurde für weit fürchterlicher angesehen, als der Einbruch einer Armee von zehntausend Mann. — Aber so sehr auch das Volk murrete, und so heftig auch die Prediger eiferten, so wirkte doch der Prior von St. Andreas für die Königin und ihre Bedienten die ungestörte Uebung der catholischen Religion aus. — Die Protestanten erlangten durch diese Gefälligkeit gegen die Vorurtheile der Königin, einen
 auffer-

aufferordentlichen Vortheil für ihre Religion. Obgleich die reformirte Lehre im ganzen Königreiche eingeführt war; so hatte sie doch noch nie eine königliche Bestätigung unterstützt. Bey dieser Gelegenheit erklärte die Königin eine jede Unternehmung, diese Lehre zu ändern, oder umzustossen, für ein todeswürdiges Verbrechen.

Die Königin trug die öffentlichen Geschäfte bloß Protestanten auf; und keinem einzigen Papisten wurde etwas anvertrauet. Der Prior von St. Andreas und Maitland von Lethington schieden die Zuneigung der Königin vorzüglich zu besitzen, und sie hatten die Gewalt und das Ansehen begünstigter Minister. Ihre Wahl hätte auf keine Personen fallen können, die dem Volke angenehmer gewesen wären. Nach ihrem weisen Rathe betrug sich die Königin mit so vieler Mäßigung und Nachsicht gegen die Grundsätze der Nation, daß sie nothwendig die Zuneigung ihrer Unterthanen gewinnen mußte; welche die festeste Grundsäule der Macht eines Regenten, und die einzige wahre Quelle seiner Glückseligkeit und seines Ruhms ist.

Ein andrer Punct, den Maria für ungemein wichtig hielt, war eine völlige Ausöhnung mit der Königin Elisabeth. Allein ungeachtet sie im Anfange ihrer Regierung, diese Vereinigung zu Stande zu bringen sich ungemein angelegen sein liess: so eräugten sich doch nachhero Vorfälle, die das Mißverständnis mehr unterhielten, als belegten. Wie die äußerlichen Freundschaftsbeylegungen

gungen unter fürstlichen Personen selten verab-
saunt werden: so lies Elisabeth, die der Reise
der Königin nach Schotland Hindernisse in den
Weg zu legen gesucht hatte, wenig Tage nach der
Königin Maria Ankunft, durch Randolph zur
zurück gelegten Reise Glück wünschen. Maria
schickte hingegen Maitland an den englischen Hof,
mit dem Auftrage, die Königin Elisabeth von ih-
rer Hochachtung zu versichern; und im Jahr
1562 lies sie ihr durch ihn eine persönliche Zu-
sammenkunft an einem Orte im nordlichen Theile
von England vorschlagen. Da dieser Vorschlag
nicht mit Anstand verworfen werden konnte: so
wurde Zeit, Ort, und die Art der Zusammen-
kunft beliebt und festgesetzt. Aber Elisabeth war
zu vorsichtig, als daß sie einer Fürstin, von wel-
cher sie so sehr an Schönheit und persönlichen Rei-
zungen übertroffen wurde, und welche die Kunst,
die Herzen zu gewinnen, so vollkommen besas, ei-
nen Besuch in ihrem Königreiche hätte verstaten
sollen. Unter dem Vorwande, daß sie sich, we-
gen ihrer Aufmerksamkeit auf die bürgerlichen
Kriege in Frankreich, nicht von London entfernen
könne, wurde die Zusammenkunft eingestellt. Sie
verhinderte solchergestalt ihre Unterthanen, die
Königin der Schotten zu sehen, deren Reizungen
und Vorzüge sie beneidete, und die sie einiger-
massen zu fürchten Ursache hatte. —

Maria hatte nunmehr über zwey Jahre im:
Witwenstande gelebt. Ihre gütige Regierung:
hatte ihr die Herzen ihrer Unterthanen ganz eigen:
gemacht,

gemacht, und sie wünschten ihre Vermählung. Die Königin war die liebenswürdigste Dame ihrer Zeit, und der Ruf von ihren Vortreflichkeiten nebst dem Umstande, daß sie Besizerin eines Königreichs war, veranlasste verschiedene Fürsten, eine so vortheilhafte Verbindung zu suchen, unter welchen der Erzherzog Carl, Don Carlos von Spanien, und der Herzog von Anjou waren. Maria erwog alle Umstände genau; allein sie fand verschiedene Ursachen, welche sie von der Vermählung mit einem Ausländer abhielten. Unter diesen war eine der vornehmsten die Neigung ihrer Untertanen, welche, durch die widrige Erfahrung bei der ersten Vermählung die Verbindung mit einem grossen Prinzen, dessen Gemalt zur Unterdrückung ihrer Religion und Freyheit angewendet werden könnte, zu fürchten gelernt hatten. Sie zitterten, wenn sie an die Vermählung mit einem Ausländer gedachten; und sie sahen voraus, daß, woferne die Krone durch neue Länder und Bündnisse verstärkt werden sollte, die königlichen Vorrechte über die alten und gesetzmässigen Gränzen ausgedehnt werden würden. In der Absicht, dieses zu hindern, konnten sie sich in Englands Schuß begeben. Elisabeth würde bereit gewesen seyn, ihnen wider einen Schritt, der ihr selbst unangenehm war, Hülfe zu leisten. Aus diesen Ursachen dachte Maria weiter an keine Vermählung mit einem Ausländer, und sie wollte, selbst auf Kosten ihres Ehrgeizes, der Unzufriedenheit

der

der Königin Elisabeth ausweichen, und die Unruhe ihrer Unterthanen befriedigen. —

Die Königin Elisabeth schlug ihren Liebling, Lord Robert Dudley, nachhero Graf von Leicester, zum Gemahl der Maria vor. Die erste Gedanke an die Vermählung mit einem Unterthanen beleidigte den Stolz der schottischen Königin. Unter dessen wagte sie es nicht, diesen Vorschlag sogleich gänzlich zu verwerfen. — Sie richtete nachhero ihr Absehen auf einen andern Unterthanen, den Heinrich Stewart Lord Darnley, den ältesten Sohn des Grafen von Lennox, der mit ihr verwandt war, und seit zwanzig Jahren in der Verbannung lebte. Die Königin rufte den Grafen nach Schotland zurück. Sie suchte es vor der Königin Elisabeth zu verbergen; allein diese scharfsichtige Königin erhielt bald Nachricht davon. Sie war damit zufrieden, daß der Stolz der schottischen Königin ihr nunmehr erlaubte, einen Unterthanen in ihr Bette aufzunehmen. Darnley erregte in ihr keine Furcht. Die Güter seines Vaters lagen in England, und auf diese Art hoffte sie, die ganze Unterhandlung in ihre Hände zu bekommen, und den Plan auszuführen, den sie sich auf den Fall, wenn ihre Empfehlung des Leicester angenommen worden wäre, entworfen hatte. Lennox erhielt sogleich von ihr Erlaubnis, nach Schotland zu gehen, und sie empfahl seine Person und Sache der Freundschaft und Protection der Königin Maria. Auch dem Lord Darnley wurde ohne Schwierigkeit verstattet, die
Reise

Reise nach Schottland zu unternehmen. Er war damals in der Blüthe seiner Jahre, und seine Gestalt war einnehmend. Er gewann das Herz der Königin, und sie eilte nunmehr aus Neigung eine Vermählung zu vollziehen, zu der sie die erste Gedanke von politischen Betrachtungen erhalten hatte. Der 29. Juli 1565 war der Tag, an welchem diese Vermählung vollzogen wurde. —

Darnlys äusserliche Vollkommenheiten hatten die heftige Leidenschaft hervorgebracht, die ihn zum Throne erhob. Die Eigenschaften seiner Seele stimmten mit der Schönheit seiner Person nicht überein. Er war von schwachem Verstande, ohne Erfahrung, bildete sich ein, Fähigkeiten zu besitzen, und schrieb sein ausserordentliches Glück seinen Verdiensten zu. Die Liebe der Königin konnte auf eine solche Gemüthsart keinen Eindruck machen. Ihre Freundlichkeit konnte seinen gebieterischen und unbiegsamen Geiz nicht bezwingen. Ihre Vorsicht, ihm Personen zuzugeben, die fähig waren, sein Verhalten zu bestimmen, sicherte ihn nicht für übereilten und unflugen Unternehmungen. Dem Vergnügen ergeben, und zu allen Lastern der Jugend geneigt, bekümmerte er sich endlich nicht mehr um ihre Person, und vermied ihre Gesellschaft. Einem Frauenzimmer, und einer Königin, musste ein solches Verhalten unerträglich seyn. Je höher sie ihn erhoben hatte, desto unebler und strafbarer war sein Betragen. — Die Liebe konnte zuletzt seine Thorheiten und Laster nicht länger verbergen, und Maria sah sie in ihrer ganzen Grösse und

Häßlichkeit. Eben die Gewalt, die ihm ihre Zärtlichkeit gegeben hatte, wendete er an, ihr Ansehen zu beleidigen, ihre Rechte einzuschränken, und ihre Person in Gefahr zu setzen. Kaltsinnige Höflichkeiten, geheimes Mistrauen, öftere Zwistigkeiten nahmen die Stelle der ersten Entzückungen der Liebe und des Zutrauens ein. Der Trunkenheit, und allen Ausschweifungen der ausgelassensten Jugend ergeben, brachte er die Königin ausserordentlich auf; und oft vergos sie Thränen über sein Verhalten. Ihre Abneigung nahm täglich zu, und konnte nicht länger verborgen bleiben.

Um diese Zeit gewann ein neuer Liebling das Herz der Königin. Dieser war James Hepburn, Graf von Bothwell, ein Herr aus einer alten Familie, und von ausserordentlichen Reichthümern. Ohne seine Zuziehung durfte nichts unternommen werden, und er war der erste Vertraute der Königin, welche in eine tiefe Melancholie verfiel. Die Uebereilung in ihrer Wahl, und des Königs Undankbarkeit und Eigensinn erfüllten sie mit Schaam und Verzweiflung. Eine Menge verschiedener Leidenschaften bemächtigten sich auf einmal einer Seele, deren Empfindungen fein, und deren Regungen stark waren; und oft nöthigten sie ihr den letzten Wunsch der Unglücklichen ab, daß sie aufhören möchte zu leben. — Man schlug ihr die Scheidung vom Darnly vor. Allein sie glaubte, daß sie von ihrem Gemahl nicht geschieden werden könne, ohne ihrem Sohn, Jacob, zu schaden. Sie befürchtete, daß dieses, in Absicht auf die Thron-

Ehronfolge, neue Zwistigkeiten veranlassen, und der Königin Elisabeth Gelegenheit geben möchte, nebst ihren Ministern die rechtmässige Geburt des Prinzen in Zweifel zu ziehen. Die Furcht für so unangenehmen Folgen bewog die Königin, lieber ihr hartes Schicksal zu ertragen, als mit Gefahr, eine so traurige Erfahrung zu machen, sich dasselbe zu erleichtern.

Der König hatte sich nach Stirling begeben, und da Maria gegen alle diejenigen, welche es wagten bey ihm zu seyn, mistrauisch war: so befand er sich ganz einsam und verlassen. Er verlies endlich Stirling, um nach Glasgow, zu seinem Vater zu gehen. Ehe er aber Glasgow erreichte, fiel er in eine gefährliche Krankheit. Die Zufälle, so sie begleiteten, waren heftig und ungewöhnlich, und man hielt sie damals gemeiniglich für Wirkungen des Gifts. Bey den Widersprüchen der Geschichtschreiber ist es unmöglich, mit Gewisheit die Natur und die Ursachen dieser Krankheit zu bestimmen. Sein Leben war in der grösssten Gefahr; aber nach einigen Wochen überwand seine gute Leibesbeschaffenheit die Krankheit völlig.

Maria fühlte nicht mehr die Stärke der ehelichen Zuneigung, die in der zärtlichen Bemühung, Krankheit und Schmerzen zu lindern, Vergnügen findet. Sie besuchte den König nicht in seiner Krankheit. Die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl war nicht blosser Kalksinn; sondern fast alle Leidenschaften, die mit der grösssten Heftigkeit auf eine weibliche Seele wirken, kamen

ben diesem unglücklichen Zwist zusammen. Undankbarkeit gegen ihre Gunstbezeugungen, Verachtung ihrer Person, Verletzung der ehelichen Treue, Eingriffe in ihre Macht, Verschwörungen wider ihre Lieblinge, Eifersucht, Uebermuth, und Eigensinn waren die Beleidigungen, über die Maria sich zu beklagen grosse Ursache hatte. Sie war über dieselben ausserordentlich empfindlich, und man hätte kaum erwarten sollen, daß sie den König besuchen, oder daß etwas anders, als Eifersucht und Mißtrauen, bey dieser Zusammenkunft sich äussern würde. Unterdessen erfuhr man das Gegentheil; sie besuchte nicht nur Darnly, sondern sie suchte auch, durch Worte und in der That, eine ungemessene Zuneigung gegen ihn auszudrücken; und obgleich dieses auf die leichtgläubige Gemüthsart ihres Gemahls, der bey einigen Gelegenheiten eben so nachgebend, als bey andern, hartnäckig war, einen Eindruck machte: so werden doch alle diejenigen, die mit dem menschlichen Herzen bekannt sind, gegen diese schnelle Veränderung Verdacht schöpfen, und sie für Wirkungen der Verstellung halten.

Allein man darf nicht blos muthmassen, daß Maria sich bey dieser Gelegenheit verstellte. Zween Briefe, die sie aus Glasgow an Bothwell schrieb, machen es völlig gewis. Die Zuneigung, welche sie, in diesen Briefen, gegen Bothwell ausdrückt, erklären ihr ganzes nachheriges Verhalten vollkommen, welches, ohne diesen Umstand, geheimnisvoll, unzusammenhängend, und unerklärlich geblieben wäre. Durch das eigene Ge-

ständnis

Bändnis der Königin ist es klar, daß die Ausföh-
 nung mit ihrem Gemahl eine bloße List gewesen.
 Da ihre Abneigung gegen denselben, und ihre arg-
 wöhnische Aufmerksamkeit, mit welcher sie sein
 Verhalten beobachtete, überall bekant wurden: so
 brachte man ihr, um sich ihr gefällig zu machen,
 entweder ungegründete, oder doch übertriebene
 Nachrichten von seinen Handlungen zu Ohren.
 Einige sagten ihr, der König habe die Absicht,
 sich des Prinzens, ihres Sohns, zu versichern, und
 sich in dessen Nahmen der Regierung anzumassen;
 andere benachrichtigten sie, daß er den Entschlus
 gefaßt, sogleich das Königreich zu verlassen; daß
 in dieser Absicht ein Schiff gemiethet worden, und
 daß zur Abreise alles in Bereitschaft sey. Das
 letzte war dasjenige, so Maria am meisten befürch-
 tete. Heinrichs Entweichung in ein auswärtiges
 Land würde der Königin zur Unehre gereicht, und
 die Maasregeln Bothwells gänzlich vernichtet ha-
 ben. Bey seinem Aufenthalte in Glasgow hätte
 er seine Absicht sehr leicht bewerkstelligen können.
 Dieses also zu verhindern, war es nöthig, ihn an
 einen Ort zu bringen, wo sie ihn mehr in den Augen
 haben konte. Zu diesem Ende wendete sie daher-
 erstlich alle Kunst an, sein Vertrauen wieder zu
 gewinnen, und alsdenn schlug sie ihm vor, ihn in
 die Nachbarschaft von Edlnburgh zu bringen, un-
 ter dem Vorwande, daß er die Aerzte mehr bey
 der Hand haben, und daß sie selbst mehr um ihn
 seyn könne, ohne sich von ihrem Sohne zu entfer-
 nen. Der König war schwach genug, daß er sich

überreden lies, und er wurde in einer Sänfte nach Edinburgh gebracht, weil er nicht im Stande war, eine beschwerliche Reise auszuhalten.

Maria fuhr fort, um den König zu seyn. Sie verlies ihn, den Tag über, selten. Sie schlief verschiedene Nächte in dem Hause, das er bezogen hatte. Sie überhäufte ihn so sehr mit Zärtlichkeit und Vertrauen, daß sie den Argwohn, der ihn so lange beunruhiget hatte, grössentheils aus dem Wege räumte. Aber indem er sich mit den Träumen von der Wiederkehr seiner ehemaligen Glückseligkeit unterhielt, stand er am Abgrund seines Untergangs. Sonntags den neunten Februar 1567 in der Nacht um elf Uhr, verlies ihn die Königin, um einer Masquerade im Pallast beizuwohnen. Um zwey Uhr des Morgens wurde das Haus, worin der König sich aufhielt, in die Luft gesprengt. Das Getöse beunruhigte die ganze Stadt. Die Einwohner liefen an den Ort, wo es herkam. Die todten Körper des Königs, und eines Bedienten, der bey ihm geschlafen hatte, wurden in einem anliegenden Garten gefunden, unverletzt vom Feuer, und ohne das mindeste Merkmal einer Gewaltthätigkeit.

Dieses war das unglückliche Schicksal des Henry Stewart Lord Darnly, im ein und zwanzigsten Jahr seines Alters. Die Gunst des Glücks und seine äusserlichen Vorzüge, hatten ihn, ohne irgend ein anderes Verdienst, zu der Höhe einer Würde erhoben, der er ganz unwerth war. Durch seine
Thora

Thorheit und Undankbarkeit verlor er das Herz einer Dame, die ihn bis zum Unsinn geliebt hatte. Sein Stolz und Unbeständigkeit entfernte von ihm die adelichen Personen, welche seine Erhöhung sehr eifrig befördert hatten. Sein Leichtsinn und Eigenwille setzte ihn der Verachtung des Volks aus, welches ihn ehemals als den Abkömmling von ihren alten Königen und Helden verehrete. Wäre er eines natürlichen Todes gestorben: so würde sein Ende unbeklagt geblieben, und sein Andenken bald vergessen worden seyn: aber die grausamen Umstände seines Mords, und die Langsamkeit, mit welcher derselbe gerächet wurde, machten ihn zum Gegenstand des Mitleids, auf das er sonst keine Ansprüche hatte.

Jedermann bemühte sich zu errathen, wer diese Unthat begangen haben könne. Der Verdacht fiel, mit allgemeiner Uebereinstimmung, auf Bothwel; und durch einige Betrachtungen wurde man veranlaßt, zu glauben, daß die Königin um dieses Verbrechen müsse gewusst haben. Ihre bekanten Gesinnungen gegen ihren Gemahl, gaben diesem Argwohn eine grosse Wahrscheinlichkeit.

Zween Tage nach der Ermordung des Königs, lies die Königin öffentlich bekant machen, daß derjenige eine ansehnliche Belohnung erhalten solle, welcher den Urheber eines so entsetzlichen Verbrechens anzeigen würde. Obgleich Bothwell einer von den Vornehmsten des Königreichs, und wegen seines Ansehns furchtbar war: so konnte dieses doch die Gedanken und den Unwillen des Volks nicht unter-

brücken. Es wurden an öffentlichen Plätzen der Stadt Schriften angeschlagen, welche ihm den Mord schuld gaben, und seine Mitschuldige nannten; und die Königin selbst wurde laut beschuldigt, daß sie an dem Verbrechen Antheil habe. Diese kühne Beschuldigung machte, daß man nach den Urhebern dieser Schriften forschte, und die Mörder des Königs ausfindig zu machen vergas. —

Lennox gieng die Königin an, wider diejenigen, welche schuldig waren, mit der Untersuchung schleunig verfahren zu lassen, und er erklärte seinen Verdacht gegen Bothwell. Er verlangte, daß derselbe und seine Mitschuldigen ins Gefängnis gesetzt, oder doch vom Hofe und der Gegenwart der Königin entfernt werden sollte.

Die Königin lies zwar wider Bothwell die Untersuchung anfangen; aber, an statt ihn ins Gefängnis setzen zu lassen, zog sie ihn zu allen Berathschlagungen, und lies eine Person, die überall für den Mörder ihres Gemahls gehalten wurde, alle Sicherheit, alles Ansehn, und alle Gewalt eines Günstlings genießen. Mit der Untersuchung selbst wurde sehr geeilt; und da die allgemeinen Muthmassungen nicht sogleich durch Zeugen erwiesen werden konnten: so wurde er losgesprochen, und Lennox, der seine Person nicht mehr für sicher hielt, flüchtete nach England.

Bothwell, der ganz Mariens Herz besas, brachte es so weit, daß der Adel ihn der Königin zum Gemahl vorschlug. Er versicherte sich der Person der Königin, da sie von Edinburgh nach Stirling zu dem Prin-

Prinzen, ihren Sohn, reisen wollte, und lies sich von seiner Gemahlin scheiden. Den 15 May 1567 wurde seine Vermählung mit der Königin vollzogen. —

Das Verhalten der Königin zog ihr einen allgemeinen Abscheu zu. Die Vorwürfe, welche den Schotten, über die Begebenheiten in Schotland, gemacht wurden, veranlasseten den Adel, sich wider die Königin und Bothwell zu verbinden. Sie hatten bald eine Armee auf den Füßen, und Bothwell sah sich genöthigt, nebst der Königin nach Dunbar zu fliehen, wo er die Truppen der Königin versammelte; und sie den Truppen der Verbundenen entgegen schickte.

Nach einer unglücklichen Schlacht fiel die Königin in die Hände der Verbundenen, und wurde gefangen nach Edinburgh gebracht. Bothwell hatte ihnen zu entkommen gemusst. —

Die Verbundenen dachten über die Maasregeln nach, die sie in Absicht auf die Person der Königin zu ergreifen hätten. — Man beschloß endlich, daß sie genöthigt werden sollte, sich der Krone zu begeben; der junge Prinz sollte zum König ausgerufen, und während seiner Minderjährigkeit sollte der Graf von Murray die Regierung führen, unter dem Namen und der Gewalt eines Regenten. Wegen der Person der Königin wurde nichts bestimmt. Es scheint, es sey die Absicht der Verbundenen gewesen, sie in immerwährender Gefangenschaft zu lassen; aber, um sie selbst furchtsam zu machen, und ihre Anhänger in Schrecken zu setzen, wollten sie sich immer die Macht

vorbehalten zu gewaltsamern Maasregeln zu schreiten. — Sie trugen dem Lord Lindsey auf, diesen Plan der Königin bekant zu machen, und die Unterzeichnung der Schriften, die zur Ausführung desselben nöthig waren, auszuwirken. Er richtete seine Commission geschwind und ungestüm aus. Maria sah den gewissen Tod vor Augen, wenn sie sich weigerte, seinen Forderungen Genüge zu thun. Zu gleicher Zeit wurde sie von einigen ihr noch zugethanen Personen unterrichtet, daß eine in der Gefangenschaft ihr abgenöthigte Begebung nach den Gesetzen nicht bestehen, und von ihr, so bald sie ihre Freyheit erlangt haben würde, widerrufen werden könne. Sie unterzeichnete also alle Schriften, die ihr Lindsey vorlegte. In der einen begab sie sich der Krone und der Regierung, und willigte in die Krönung des jungen Königs. In einer andern ernannte sie den Grafen von Murray zum Regenten, und übertrug ihm alle Gewalt und Vorrechte dieser hohen Würde. In einer dritten ernannte sie einige andre Personen an Murrays Stelle, wenn er diese Würde nicht annehmen sollte. Maria zerflos in Thränen, indem sie diese Schriften unterzeichnete, und da sie gleichsam mit ihrer eignen Hand den Scepter weggab, den sie so lange geführt hatte: so fühlte sie den bittersten Schmerzen, den das menschliche Herz vielleicht empfinden kan.

Die Fortsetzung folgt künftig.

II.

Remarks upon the Natural History of Religion by Mr. Hume, with Dialogues on Heathen Idolatry and the christian Religion, by S. T. 1758. in 8vo.

Der ungenannte Verfasser, der zu der blühendsten oder hohen Kirche in England zu gehören scheint, stellt gleich zu Anfang in zweenen Briefen, die er unter dem Namen Theophilus an seinen Freund Acasto gerichtet, einige Betrachtungen über die von dem Hume erregten Streitigkeiten in Ansehung der allerersten Religion an. Er hat keinesweges die Absicht, die ganze Geschichte von der Religion, die uns jener Gelehrte geliefert, durchzugehen. Er beleuchtet nur den Hauptsatz, der darinnen vorgetragen wird, daß nämlich die Vielgötterey zu allen Zeiten die herrschende Religion gewesen. Sie war es gewis, sagt Hume, in den Jahrhunderten, von welchen wir noch historische Urkunden übrig haben, und um so viel gewisser mus sie es auch in denen noch weit ältern Zeiten gewesen seyn, von denen keine historischen Nachrichten übrig sind; weiß nicht zu glauben ist, daß Völker, die ganz unwissend waren, das hätten finden sollen, was die Gelehrtesten nicht haben finden können, nämlich die Verehrung und Anbetung eines einigen Gottes. Es wird hierauf geantwortet, daß dieser Schluss sehr übel zusammenhänge, daß der gelehrte Freydenker,

Denker, mit welchem Titel ihn sein Landsmann selbst beehret, erst hätte beweisen sollen, was er so willkührlich annimmt, und daß es weit wahrscheinlicher sey, daß Leute ohne alle Bekanntschaft mit den Künsten und Wissenschaften, die Entdeckung eines wahren Gottes, des Schöpfers aller Dinge, machen können. Sie hatten doch allezeit die Werke der Natur vor Augen; allezeit eben dieselbe Vernunft, die wir haben, Betrachtungen darüber anzustellen, und nie fehlte es ihnen an neuen Ermunterungen es zu thun, man müßte denn annehmen wollen, daß die allgemein gütige Natur ihre wohlthätige Wirkungen blös dem weisern Theil der Menschen aufgehoben. Der Verfasser hätte noch hinzusetzen können, daß in den ältesten Zeiten auch weniger Vorurtheile geherrscht, und weit weniger Leidenschaften die Menschen an der Erkenntnis und Liebe zur Wahrheit gehindert. Die Beweise, die er aus der neuern Geschichte der ungesittetsten Völker der Peruvianer, Africaner u. s. w. hernimmt, die alle nur eine einzige Gottheit anbeten, sind wirklich wichtig, wenn sie einem Humé entgegengesetzt werden, der die geoffenbarte Religion läugnet. Denn, diese angenommen, würde man immer noch einwenden können, daß vielleicht diese Völker durch eine mündliche Uebergabe aus der geoffenbarten Religion die dunkle Erkenntnis eines einzigen Gottes erhalten. Allein so würde man freylich auch kein Humé mehr seyn. Ein neuerer Beweis, den dieser aus der Beschaffenheit des natürlichen Zustandes des Menschen hernimmt, und die

die

die Vielgötterey zur allerersten herrschenden Religion zu machen; giebt dem Verfasser neue Gelegenheit, die Schwäche zu zeigen, die in allen Muthmassungen und Beweisen des Zume herrscht. Man kan ihm zugeben, sind seine Worte, daß der Mensch, in seinem natürlichen Zustande von so vielen Mängeln und Uebeln gedrückt, wenig Geschmack an der Ordnung und weisen Einrichtung der ganzen Natur finden dürfte, und eben so wenig geneigt seyn, die ersten Ursachen aller Dinge zu untersuchen. Allein alsdann würde er auch gar keine Religion haben, und sich weder um Viets noch um Einen Gott bekümmern. Die Frage wird eigentlich also eingerichtet werden müssen: ob der Mensch, nachdem er seine Seelenkräfte brauchet, Betrachtungen über die Natur anstellen, und ihre Ordnung bewundern gelernt, genügter seyn würde, einen einzigen Gott von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, oder mit Zumen sich einzubilden, daß einem jeden geschaffenen Wesen eine besondere unsichtbare Macht vorstehe? und ob die erste Religion eines vernünftigen Geschöpfes eine Misgeburdt seiner Furcht oder eine Folge seiner Vernunft sey? Zume vertheidiget das erste. Die allerersten Völker, sagt er, waren Barbaren, unwissende Köpfe, rohe und ungesittete Leute. Bey solcher Liebe zur Wahrheit zu suchen, und zu glauben, daß diese ihnen die Anbetung eines höchsten Wesens gelehrt hätten, würde der Einfall eines eben so unwissenden Kopfes seyn können. Allein wer versichert uns denn; antwortet der Verfasser, daß jene

jene Völker wirklich solche Barbaren gewesen, als sie Hume vorstellet, und ist es nicht ungerecht, bey einem völligen Mangel an Nachrichten dieses mit so vieler Gewisheit behaupten wollen? Welches ist wahrscheinlicher zu glauben, (denn da Hume es bloß auf Muthmassungen ankommen läßt, so fährt der Verfasser fort, Muthmassungen Muthmassungen entgegen zu setzen, um es deutlich zu machen, daß die grössste Wahrscheinlichkeit allezeit noch auf der Seite derer sey, die die Verehrung eines einigen Gottes für die Religion der ältesten Völker halten,) daß Leute, denen wir die grösssten Werke des Alterthums zu danken haben, wohin der Bau der ägyptischen Pyramiden, der Städte Theben und Babylon u. a. m. gehören, und die also nicht so unwissend gewesen, als sie Hume sich einbildet, sich so wenig um ihren Ursprung sollten bekümmert haben, oder daß sie demselben nachgedacht, und auf einen ersten Urheber desselben geführt worden? Welches sollte man eher glauben, daß weise denkende Geschöpfe ihren Schöpfer angebetet, oder daß sie Holz und Steine zum Gegenstand ihrer Anbetung gemacht.

Nach diesen vorläufigen Erinnerungen folgt das erste Gespräch von dem Ursprung der Abgötterey, welches zwar nicht so eigentlich dem Hume entgegen gesetzt ist, aber doch in so weit als eine Wiederlegung desselben angesehen werden kan, in so weit seine Meynung von der Vielgötterey, als der ersten, d. i. natürlichen Religion auf einmal fällt, wenn

wenn das wahr ist, was der Verfasser zu erweisen sich vornimmt. Das Gespräch selbst wird zwischen dreuen Freunden, dem Theophilus, Philander und Acasto geführt. Der erste trägt den beyden lezten auf Verlangen seine Meinung vor, und beantwortet die Einwürfe, die ihm diese wechselseitig oft in der Person des Summe selbst machen.

Der Hauptsatz, den Theophilus durch alle Theile dieses Gesprächs weitläufiger ausführt, ist eigentlich dieser: daß es die Politik der Gesetzgeber erfordert, die Vielgötterey einzuführen, nachdem die Künste gestiegen, und die Wissenschaften mehr ausgebreitet worden. Die Richtigkeit dieses Satzes wird durch eine Menge von Beweisen und Beyspielen festgesetzt, die wir in ihrem Zusammenhange unsern Lesern mittheilen wollen.

Anfangs, sagt der Verfasser in der Person des Theophilus, hatten die Menschen nur wenige Leidenschaften zu befriedigen, sie waren frey von sinnlichen Vergnügungen und kanten das nicht, was man Zerstreung und Unruhen zu nennen pflegt. Allein die sinnlichen Vergnügungen nahmen nach und nach zu, die Menschen wurden in mehr Geschäfte verwickelt, diese Veränderung lies besorgen, daß der Dienst Gottes nach und nach ganz vergessen werden möchte. Man musste daher auf eine Art denken, wie man den Menschen das höchste Wesen unvergesslich machen möchte, und
man

man nahm deswegen gewisse sinnliche Gegenstände zu Hülfe, um vermittelst des Auges beständig neue Eindrücke einer höheren Macht in das Herz zu bringen und sich darinnen zu befestigen. Dieses ist der erste Ursprung des Dienstes der Sonne, die man nur unter verschiedenen Namen verehrte, des Mondes, der Wasser, der Winde, des Feuers u. s. w. Diese Gegenstände waren die sinnlichsten. Man hatte sie täglich vor Augen. Man fühlte täglich ihren wohlthätigen Einfluss auf das menschliche Leben und die Erhaltung desselben. Sie waren also auch die bequemsten, jenen Endzweck zu erhalten. Dieses alles wird mit unterschiednen Zeugnissen des Aristoteles, Strabo, Vossius und Syden bestätigt, und die Anmerkung beygefügt, wie es sich, diesen Grundsatz angenommen, auch leicht begreifen lasse, warum die Arten des Gottesdienstes immer mehr vervielfältiget worden, da die einmal eingerissenen Ausschweifungen, immer weiter einrissen, und die einmal ausgetretenen Leidenschaften, wenn man so reden darf, immer weiter austraten. Die Elemente reichten weiter nicht zu. Man fieng daher an, eine Menge unvernünftiger Thiere zu verehren. Dieses war der Götzendienst der Egypter, auf welchen nunmehr das Gespräch gelenket wird. Unsere Leser könnten vielleicht fragen, wie der vorhergehende Beweis zur Hauptsache gehöre, und zur Bestätigung des Satzes diene, daß der Ursprung der Vielgötterey in der Politik der Gesetzgeber zu suchen sey. Wir müssen gestehen, daß wir

wir uns selbst, in dem wir diesen Beweis zusammen gezogen, einige mal deswegen befraget. Wir glauben aber auch, daß man den Verfasser entschuldigen könne. Sein ganzer Fehler ist allenthalben der Mangel der Deutlichkeit, und einer gewissen Ordnung, die er in diesem ganzen Beweise hätte beobachten sollen; oder, schulmäßiger zu reden, ein Saltus in demonstrando. Die Politik erforderte, daß die Gesetzgeber vermittlest der Religion, das Volk, das sich immer mehr Ausschweifungen ergab, im Zaume zu halten suchten. Dieses hätte er voraus setzen und vorher beweisen sollen, alsdann würde das, was er wirklich beweist, daß sie zur Erhaltung derselben gewisse sinnliche Gegenstände der Verehrung für die bequemsten gehalten, und daß daher nach und nach die Vielgötterey entstanden sey, mehr zur Aufklärung des Hauptsatzes gedienet haben.

Diesem Mangel hat er auch wirklich in den Folgenden selbst abgeholfen, wenn er von der Einrichtung des Gottesdiensts der Egvpter, Griechen und Römer redet, und bey den verschiedenen Arten des Götzendienstes dieser Völker zeigt, welchen Antheil eigentlich die Politik der Obern an denselben gehabt.

Der Gottesdienst der Egvpter war, dem ersten Ansehn nach, so unvernünftig, als die unvernünftigen Thiere, deren Verehrung das Ganze desselben ausmachte. Allein, eine nähere Untersuchung macht

es deutlich, daß die grösste Staatsflugheit darunter verborgen war. Warum verehrte man eine so ungeheure Anzahl Thiere, und zwar solche, die von ganz verschiedener Natur und deren einige zahm, andre wild waren? Die Ursache ist überaus wahrscheinlich, die der Verfasser davon angiebt. Die Egyptianer, sagt er, waren ein sehr feines und zahlreiches Volk. Sie hatten ein Land, dessen Fruchtbarkeit die gewöhnliche Ueberschwemmung des Nils ungemein beförderte, und sie beschäftigten sich weder mit dem Ackerbaue noch mit der Handlung zu sehr. Sie behielten also Zeit genug übrig, ihre Einsichten zu gebrauchen. Sie waren überdieses unter der Slaveren der Könige, Priester und Soldaten. Um ihnen nun nicht Zeit zu lassen, über ihre natürlichen Freyheiten und Vorzüge nachzudenken, und Aufrühre anzufangen, suchte man sie einmal vermittelst der Hieroglyphik in einer völligen Unwissenheit zu erhalten, und zweitens unter einander selbst aufzumiegeln. Man gab daher verschiedenen Städten verschiedene Thiere von ungleicher Natur und widriger Beschaffenheit zu verehren, damit sie in einem beständigen Streit in Ansehung der Vorzüge des Dienstes des einen, vor dem Dienste des andern verwickelt würden.

Der Verfasser läßt hierwider dem Theophilus eine Einwendung von seinem Freund Philander machen, daß wohl dieses die wahre Absicht nicht gewesen seyn könne, da der Dienst der Thie-

re eine symbolische Bedeutung gehabt, und alle, als verschiedene Abbildungen der Sonne und des Mondes angesehen worden. Hierauf ist die Antwort, daß, dieses zugegeben, es doch eine ausgemachte Sache sey, daß das Volk wirklich niemals über seinen verschiedenen Dienst einig werden können, welcher Uneinigkeit man ohne Zweifel würde vorgebeugt haben, wenn nicht der Staat sein Interesse dabei gehabt hätte, und daß es endlich auf eines hinaus komme, ob das Volk in seinen Meinungen verschiedene, oder eben dieselben Gegenstände, und unter verschiedenen Gestalten, zu verehren, getheilt gewesen.

Eine neue Einwendung des Philanders, ist diese: Warum andere Völker diesen politischen Staatsstreich den Egyptern nicht nachgemacht, da sie ihnen doch in ihren Künsten und Wissenschaften so gern nachgeahmet? Das Gegentheil zu beweisen, beruft er sich auf die Perser, die beständig die Sonne und die Elemente verehrt, und die Zeichen, die mehr Bilder anbeteten. Dieser Einwurf wird hinlänglich beantwortet, und gezeigt, daß die ganz entgegen gesetzte Beschaffenheit beyder Völker auch ganz entgegen gesetzte Regeln der Klugheit erfordert habe. Die Perser hatten bey weitem nicht die äußerlichen Vortheile des Landes, die jene hatten. Sie hatten einen sandigen und unfruchtbaren Boden, der sie an nichts anders, als an ihre Erhaltung denken lies. Hier würde der Dienst verschiedener Thiere und die darüber

über entstandenen Uneinigkeiten mehr Schaden verursacht haben, weil es hier mehr nöthig war, daß das Volk durch Liebe unter einander verbunden würde. So verhält es sich auch mit den Griechen. Diese waren durch Raubereyen nach und nach gros worden, die Armuth hatte sie scharfsinnig gemacht. Würde aber nicht zu befürchten gewesen seyn, daß ein so offenbar unvernünftiger Gottesdienst, von einem so flugen Volk so gleich würde verworfen worden seyn, wenn man denselben hätte einführen wollen? Wenn wir einer von den beyden Freunden des Theophilus gewesen wären, so würden wir ihm hier in die Rede gefallen seyn, und gefragt haben, warum sich die Egypter nicht gleicherweise dieser Art des Gottesdienstes widersetzt, die nicht weniger Einsicht genug besaßen, und, mit dem Verfasser zu reden, ein sehr feines Volk waren? Uns scheint also die Ursache, die von der Klugheit der Griechen hergenommen ist, eben nicht die erheblichste zu seyn. Richtiger ist die zweyte, die er hinzu setzt, daß durch eine solche Art des Gottesdienstes, der das Volk selbst unter einander uneinig machte, den neu eingerichteten Staat in seiner ersten Blüte würde erstickt haben, zu einer Zeit, da die Eintracht so nöthig war, um sich gegen die Anfälle fremder Völker in Sicherheit zu setzen. Den Schluß dieser Betrachtung von dem Gottesdienste der Griechen, macht eine Untersuchung der mancherley Benennungen, die die Griechen ihren Göttern gaben, und der Gewohnheit, verdienter

Per.

Personen zu vergöttern, woben zugleich erwiesen wird, daß der Dienst der Bilder unter den Griechen später eingeführt worden sey, als der Dienst der Sonne und der Elemente, von welchem schon die ältesten griechischen Schriftsteller reden. Von dem Gottesdienste der Römer, wird nunmehr ein gleiches bewiesen; die Auguria und Orakelsprüche, machten einen grossen Theil desselben aus, und diese waren ganz dem Staatsinteresse gemäs. Ein Einwurf, den Acasto bey dieser Gelegenheit macht, warum doch die weisesten unter den Römern den Betrug nicht eingesehen? giebt dem Verfasser schöne Gelegenheit, seinen Theophilus einige fruchtbare Anmerkungen über die eigentlichen Gedanken der klügsten unter diesem Volk von ihrer Religion machen zu lassen. Es versteht sich, daß Cicero auch von dem Verfasser unter den klügsten Theil gerechnet und seine Schriften bey dieser Gelegenheit fleissig angeführet worden.

Das zweyte Gespräch von der christlichen Religion, in welcher Philander besonders das Wort führet, ist bey weitem nicht so wichtig, als das vorhergehende, und weit weniger gründlich als es die Sache selbst erfordert hätte. Einige Betrachtungen über die innern Beweise der Göttlichkeit ihrer Lehren, machen den Anfang. Hierauf wird der Beweis der von den Wundern hergenommen ist, gegen den Lume vertheidiget, und endlich die Ursachen angegeben, woher es doch

doch komme, daß selbst unter den Bekennern dieser Religion, so viele Uneinigkeiten entstanden. Wir wollen nicht sagen, daß hier gar nichts neues gesagt wird, denn man ist es fast gewohnt, bey dergleichen Arten der Untersuchungen, dieses schon voraus zu glauben. Wir wundern uns nur über die Unvollständigkeit, und Nachlässigkeit, mit welcher der Verfasser das wiederholt, was man schon lange gesagt hat, und wir bedauern ihn, wenn sein Christenthum, wie es scheint, keinen bessern und dauerhaftern Grund hat.

III.

The modern Practice of Physic, or a Method of judiciously treating the several Disorders incident to human body. In two Volumes by John Ball M. D. London 1760 in 8. Vol. 1. 252 Seiten, Vol. 2. 382 Seiten.

Der Verfasser sucht durch dieses Handbuch angehenden Aerzten, und insonderheit den Apothekern, welche oft dem Landmanne Arzeneien verordnen müssen, einen bequemen Unterricht zu ihrem Verhalten vorzulegen. Er versichert, er habe den Inhalt desselben aus den besten Schriftstellern zusammen getragen, und bekennet, daß er insonderheit dem D. Hurham vieles zu verdanken habe. Der erste Band, handelt von den Fiebern und ist schon 1758 ans Licht getreten. Der Verfasser rühmt die gute Aufnahme desselben, und leitet den Zusatz des zweyten Bandes von derselben ab.

Nachdem er in dem erstern die Fieber überhaupt betrachtet, so beschreibt er jedes insonderheit, und untersucht ihre Ursachen, Kennzeichen, Vorbedeutungen, und die Cur derselben. Insonderheit hat er dem Getränke und der Speise fieberhafter Kranken eine weitläufige Betrachtung gewidmet, weil nicht nur in den Fiebern, sondern

auch in den meisten übrigen Krankheiten, darauf gesehen werden soll.

Am Ende des Abschnitts von den Pocken steht eine Anweisung, wie man den Körper zur Aufnahme derselben zubereiten soll, wenn man die Einpflanzung verhüten will. Sie ist folgende: Die Gesunden sollen sich in warmen Wasser baden, und solches, nach dem es die Umstände erfordern, wiederholen. Hierauf soll man den starken Vollblütigen zur Ader lassen, und wenn der Magen mit Schlamm und Galle angefüllt ist, oder mit Speise überladen worden, so kan man so dann ein gekündes Brechmittel brauchen; erfordert aber weder Vollblütigkeit noch Unreinigkeit des Magens diese Ausleerungen, so sollen sie unterlassen oder aufgeschoben werden, damit man erst sehen kann, ob sie nach der Ansteckung nöthig oder unnöthig sind. Es mögen aber solche unternommen oder unterlassen worden seyn, so müssen doch 2, 3 oder 4 Doses einer kühlenden Arzney in bequemen Zwischenzeiten nach einander gereicht werden. Eine auf diese Weise zubereitete Person, kan so dann die Ansteckung suchen. Sie mus aber während der Zubereitungszeit alle hitzige und starkgewürzten Speisen und geistige Getränke meiden und eine kargliche, dünne, kühlende und verdünnende Kost genießen, insonderheit aber heftige Leibesübungen, Anstrengung des Gemüths, Angst, Furcht, Traurigkeit zc. fliehen.

Die besondern Fieber, welche der Verfasser beschreibt, stehen in folgender Ordnung: das schnelle
anhal-

anhaltende Fieber, das Wechselfieber, das hectische Fieber, das heimliche Nervenfieber, der Friesel, die faulen und böartigen Fleckfieber, die Pocken, die Masern, das Scharlachfieber, das Rothlauffieber, das Seitenstechen, Peripneumonie und Pleuropneumonie und die unächte Peripneumonie.

In dem zweyten Bande herrscht eben diejenige Methode, welche in dem erstern beobachtet worden, und ist, wie dieser, mit Recepten reichlich versehen.

Die Krankheiten, denen der Verfasser eigene Hauptstücke gewidmet hat, sind folgende: der Schlagflus, die Lähmung, die Epilepsie, der Schwindel, Kopfschmerz, die Unsinnigkeit und Schwermuth, der Flus, die Ophthalmie, Epiphora, Albugo, und Pterygium, der schwarze Staar, die Bäume, Asthma, der Husten, Lipothomia, das Herzpochen, Syncope, der Ekel und Mangel der Verdauung, das Brechen, die Gallenkrankheit, die Entzündung des Magens, das Blutspenen und Blutbrechen, das Nasenbluten, der unmäßige Flus der goldnen Ader, der übermäßige Bärmutterflus, das Blutharnen, das Herzweh, der Schlucken, die Hartleibigkeit, die Colik, die Windcolik, die Gallencolik, die hysterische Colik, Colica Pictonum, der Durchlauf, die Dysenterie, Tenesmus, Lienteria und Coelica passio, die goldne Ader, die Würmer, die Gelbsucht, die Verhärtung der Leber, die Wassersucht, Milz- und Mutterbeschwerden, die Krätze, der Kropf, die Steinbeschwerung, Diabetes,

abetes, Nieren- und Blasengeschwüre, die Gicht, Rheumatismus, der Bleichsucht und Verstopfung des Monatsflusses, der weisse Fluss, die Nachwehen, die Verstopfung der Reinigung der Kinderbetterinnen, der unmässige Fluss derselben, das Brechen, der Durchlauf, das Fieber, das Zahnen, die Schwämmigen, die Epilepsie, der convulsivische Husten und die Englische Krankheit der Kinder, und zuletzt die Quetschungen, der heisse und kalte Brand, der giftige Saamenfluss und die Franzosen.

Folgendes, welches wir aus dem Abschnitt vom Scharbock entlehnt haben, kan zeigen, wieder Verfasser die Krankheiten abgehandelt hat.

Der Scharbock ist ein verderbter Zustand des ganzen Körpers, der aus der Schmelzung des Bluts und der gar zu genauen Auflösung seiner Theile entstanden.

Arbuthnot sagt, er sey eine Krankheit die man unmöglich deutlich beschreiben könne, und bestehe aus vielen von einander abweichenden und zuweilen entgegen gesetzten Symptomen.

Der Scharbock ist eine gewöhnliche Krankheit der Einwohner kalter Länder, insonderheit derjenigen, welche in sumpfigen, fetten, niedrigen und feuchten Gegenden und stillstehenden Wassern wohnen, und fällt vornehmlich diejenigen an, welche viel sizen oder salzichtetes und geräuchertes Fleisch und dergleichen Fische, oder viel ungesäuerte milchichte vegetabilische Speisen essen, und schlimmes Wasser trinken; welche mit Milz und Mutterbeschwerungen

gen behaftet sind, und zuweilen diejenigen, welche die Peruvianische Rinde häufig oder ohne vorhergegangene nöthige Ausleerungen genommen haben. Aus diesen Ursachen lassen sich die besten Regeln zur Verhütung dieser Krankheit herleiten.

Ihre Symptomen sind eine von sich selbst entstehende Müdigkeit, welche durch den Schlaf nicht vermindert wird, schwerer Athem nach geringer Bewegung, kalte Geschwülste an den Schenkeln, welche vergehen und wieder kommen; blasse oder schwarzgelbe Farbe des Angesichts; Flecken aus der Haut von mancherley Farbe; Gestank aus dem Munde; schmerzhaftes und blutendes Anfressen des Zahnfleisches; entblößte und wackelnde Zähne; allerley Blutflüsse, Geschwüre, brandichte Farbe der Haut, Krätze, und ein geringer Grad des Aussages; das ausgelassene Blut sieht schwarz und klumpicht aus. Der rothe Theil ist nicht dicht genug, und das Molken salzich und gelblich grün; und der Kranke fühlt herumfahrende Schmerzen in den Gliedern, welche von dem warmen Bette zunehmen, nebst einer fieberhaften Hitze.

Diese Symptomen entspringen von einem garstigen Blut, welches zu dick oder zu dünn ist, und eine Salzigkeit hat, die entweder von einer sauren alkalischen oder salzichten Ursache herrührt, und folglich ungleiche Gegenmittel erfordert.

Der Scharbock der Seefahrenden wird insgemein durch saure Dinge, als alle Gattungen reifer

fer Früchte, Limonien, Pomeranzen und Buttermilch geheilet; alkalische Geister schaden ihnen; aber saure Geister nützen ihnen; wenn die Symptomen mit einem Gestank, in dem Harn, Munde und Athem, Dürre, Hitze, und Bluten des Zahnfleisches verbunden sind, so wird dergleichen Krankheit durch säuerliche Wesen, am besten durch Molken geheilt: die Stahlwasser sind bey diesem Scharbock ungemein kräftig.

Wenn der Scharbock aus lauter Salzigkeit und von gesalzenem Fleisch oder Fisch entstehet, so hat der Gebrauch der so genannten antiscorbutischen Kräuter einen guten Erfolg; wenn aber ein großer Grad von Hitze und Entzündung dabey ist, so schaden hitzige Antiscorbutica.

Wenn der Kranke blos und kalt ist, nicht durstet, der Harn eine blasse oder natürliche Farbe hat, und nach einer säuerlichen Kost der Ausschlag keine starke Entzündung, oder schwarzgelbe Farbe hat, so nützen warme Antiscorbutica, thierische Kost und dergleichen Salze.

Der Scharbock, dessen Ursache alcalinisch ist, ist gefährlicher, als derjenige, welcher vom Säuren entstanden. Man mus auf die Beschaffenheit des Mundes, Zahnfleisches und der Zähne u. dergleichen bey dem Scharbock Achtung geben, weil man daraus die Natur der Krankheit erkennen kan.

In alcalinischen Körpern entstehen fressende Geschwüre mit starken Rändern u. s. f. da hingegen in

in sauren Körpern weiche Geschwüre nebst Anstrefung und Schwärze der Zähne ic. erfolgen.

Sehen Kranke deren Körper voll Säure ist, werden eher geheilt, als ein alcalinischer Körper.

Hefrige Purganzen sind allen scorbutischen Körpern schädlich, aber gelinde Laxanzen kommen ihnen zu statten. Aderlassen ist nicht gut, wosern solches nicht die Symptomen erfordern, und eine Entzündung vorhanden ist.

Man mus eine genaue und nach den ungleichen Ursachen dieser Krankheit eingerichtete Diät beobachten, sonst wird der Scharbock nach und nach unheilbar.

In vielen Fällen ist der mässige Gebrauch der Quecksilberpurganzen nothwendig, und sie können neben verändernden Arzneyen, nach dem es die Umstände erfordern, gereicht werden.

So viel vom Scharbock, weil der Uebertrest des Abschnittes in einer Anzeige der Recepte, und der Veränderungen derselben, nach besondern Umständen bestehet.

fer Früchte, Limonien, Pomeranzen und Buttermilch geheilet; alkalische Geister schaden ihnen; aber saure Geister nützen ihnen; wenn die Symptomen mit einem Gestank, in dem Harn, Munde und Athem, Dürre, Hitze, und Bluten des Zahnfleisches verbunden sind, so wird dergleichen Krankheit durch säuerliche Wesen, am besten durch Molken geheilt: die Stahlwasser sind bey diesem Scharbock ungemein kräftig.

Wenn der Scharbock aus lauter Salzigkeit und von gesalzenem Fleisch oder Fisch entstehet, so hat der Gebrauch der so genannten antiscorbutischen Kräuter einen guten Erfolg; wenn aber ein großer Grad von Hitze und Entzündung dabey ist, so schaden hitzige Antiscorbutica.

Wenn der Kranke blos und kalt ist, nicht durstet, der Harn eine blasse oder natürliche Farbe hat, und nach einer säuerlichen Kost der Ausschlag keine starke Entzündungs- oder schwarzgelbe Farbe hat, so nützen warme Antiscorbutica, thierische Kost und dergleichen Salze.

Der Scharbock, dessen Ursache alcalinisch ist, ist gefährlicher, als derjenige, welcher vom Säuren entstanden. Man mus auf die Beschaffenheit des Mundes, Zahnfleisches und der Zähne u. dergl. bey dem Scharbock Achtung geben, weil man daraus die Natur der Krankheit erkennen kan.

In alcalinischen Körpern entstehen fressende Geschwüre mit starken Rändern u. s. f. da hingegen in

in sauren Körpern weiche Geschwüre nebst Anstrefung und Schwärze der Zähne ic. erfolgen.

Zehen Kranke deren Körper voll Säure ist, werden eher geheilt, als ein alcalinischer Körper.

Hefrige Purganzen sind allen scorbutischen Körpern schädlich, aber gelinde Laxanzen kommen ihnen zu statten. Uderlassen ist nicht gut, wofern solches nicht die Symptomen erfordern, und eine Entzündung vorhanden ist.

Man mus eine genaue und nach den ungleichen Ursachen dieser Krankheit eingerichtete Diät beobachten, sonst wird der Scharbock nach und nach unheilbar.

In vielen Fällen ist der mässige Gebrauch der Quecksilberpurganzen nothwendig, und sie können neben verändernden Arzneyen, nach dem es die Umstände erfordern, gereicht werden.

So viel vom Scharbock, weil der Ueberrest des Abschnittes in einer Anzeige der Recepte, und der Veränderungen derselben, nach besondern Umständen bestehet.



IV.

The origin and Production of proliferous Flowers with the Culture at large for raising double from single, and proliferous from the double. by I. Hill, M. D. London 1760. in 8. 39 Seiten nebst 7 Kupfer- tafeln.

Diese in neun Kapiteln abgetheilte Abhandlung betrachtet die zeugenden Blumen, wie sie von der Natur hervorgebracht, und durch die Kunst vermehret werden können.

Der Verfasser nennt diejenigen Blumen zeugende, da aus dem Mittelpunkte der ersten Blume ein neuer Stengel mit einer Blume, und zuweilen aus dieser die dritte Blume wächst.

Alle zeugende Blumen sind etwas zufälliges. Es giebt keine Gattung, die immer in dieser Gestalt hervorkömmt. Sie sind Abänderungen von dem natürlichen Zustande, welcher von einem Ueberflusse einer besondern Nahrung entstehen, insgemein aber Wirkungen der Wartung sind.

Die meisten Blumen müssen erst doppelt werden, ehe andere an ihnen wachsen: doch haben wir Beispiele von zeugenden Blumen bis zum dritten Grade, ob sie gleich einfach sind.

Die zusammengesetzten Blumen bringen auch zuweilen die zweite Blume hervor, aber auf eine besondere Weise, indem die neue Blume nicht
aus

aus dem Mittelpunkte, sondern an den Seiten auswächst.

Der Gärtner empfängt zeugende Blumen durch Zufälle, die ihm unbekannt sind.

Wenn aber der Naturforscher seine Aufmerksamkeit auf diese Verschwendung der Natur mit der Beobachtung verbindet, welche der erstere auf die Zufälle, welche vor der Erzeugung solcher Blumen vorhergegangen, verwendet hat, so kan ihr Bau in Regeln eingekleidet werden.

Der Verfasser legt davon der Welt einen Versuch vor, welche er auf die Doppelheit gründet, die er in einer vorhergehenden Schrift *) überhaupt betrachtet hat. Er erzählt sodann den Bau einiger Blumen, aus denen eine oder mehrere neue Blumen gewachsen, nämlich eines Ranunkels, einer Anemone, eines Geum von dem pyrenäischen Gebirge, einer Rose, einer Nelke und einer Camille, und erläutert seinen Bericht durch die beygefügtten Abbildungen derselben.

Er untersucht hierauf den Einflus der Kunst in die Auswickelung mehrerer Blumen aus einer. Die Gärtnerey, sagt Herr Hill, befindet sich in den Händen der Unwissenden. Man kan demnach das, was den Bau der Blumen anbetrifft, schwer mit Gewisheit kennen lernen. Doch ist durch meinen Antrieb die Erforschung desselben fortgesetzt worden, und sie verspricht keinen geringen Nutzen in Absicht auf die Vermehrung der doppelten und zeugenden Blumen.

Man.

*) G. Brit. Bibl. 4 B. 5 St.

Man mus nämlich folgendes anmerken: Von den Substanzen, welche die ganze Pflanze ausmachen, werden blos zwei zur Doppelheit und Zeugung mehrerer Blumen aus einer erfordert. Dies sind der Spint und das Fleisch, weil der dritte und vierte Theil nur die Oberfläche angeht.

Die fleischichte Substanz bricht in Fäden aus, die, wenn sie sehr zunehmen, Blätter bilden, und eine Doppelheit hervorbringen. Wenn der Spint sehr zunimmt, so schießt er in einen Stengel über der Blume auf, und trägt eine neue Blume.

Es giebt besondere Bodenarten, welche besondere Theile der Pflanzen vergrößern, und dieses mus von besondern Materien derselben herühren.

In einigen Gegenden von Northamptonshire wächst die Esche sehr hoch und schön. Als ich einige von diesen gefällten Bäumen untersuchte, so fand ich, daß der Spint die übrigen Theile an Proportion übertraf; und daß er auch auf eine besondere Weise dicht und glatt gewebet war. Weil damals in der Nähe ein Brunnen gegraben ward, so konte man den Boden untersuchen. Die obere Rinde der Erde war nicht stark; darunter lag ein zerbrochenes Steinbette, und hierunter ein Bette von lockern Thon.

Unter diesen dreien zeigte sich ein solches feuchtes, mürbes und mit Ueberbleibseln einer Pflanzenmaterie angefülltes Bette; dergleichen wir in Sümpfen antreffen; das aber zu Staub wird:

wird: dieses war zwar feucht, aber nicht ganz naß, und mit einer morastigen Erde umgeben. In dieser Erdbette waren die Wurzeln der Esche gedrungen; und zweifelsfrey hatte dieser Zufall die Zunahme des Spints verursacht.

Diese Meynung erhält eine Stärke aus der Betrachtung des schotländischen Bodens, welchen verursacht, daß das wilde Geum eine zeugende Blume abgiebt; und da wir wissen, daß die Vermehrung des Spints die Ursache ist, warum diese Pflanze höher wächst, so ist es wahrscheinlich, daß es eben von dieser Ursache herrühre, daß die Eschen hier hoch sind, und einen starken Spint haben.

Die Buche in Suffer ist auf eine eigne Weise treflich. Der Baum ist nicht höher als an andern Orten, aber das Holz ist häufiger und besser. Der Spint ist in der sufferischen Buche nicht so häufig vorhanden, als in derjenigen, die in Buckinghamshire wächst, aber das Holz ist stärker und schöner. Dieses hat nicht durch die ganze Provinz statt: ich habe den Herzog von Richmond, der an vielen Orten das Buchholz untersuchte, begleitet: an einigen fanden wir es ungemein schön; an andern nicht: die Ursache blieb damals unbekannt, aber die nach der Zeit angestellten Untersuchungen haben mich gelehrt, daß die vollkommnere Buche da, wo der Boden aus Mergel bestand, wächst: wo dieser fehlte, da stunden auch nicht so schöne Buchen. Wir sehen demnach,

dennoch, daß die Materien des Bodens diese Zunahme gewähren können. . . .

Die Theile der zarten Pflanzen gleichen der Bäume ihren, der Menge und der Natur nach, nur sind sie nicht so fest. Die äussere und innere Rinde eines Krautes stimmt mit der äussern und innern Rinde eines Baumes überein; der Splint führt in beyden einerley Namen, und hat einerley Natur. Das Fleisch des Pflanzenstengels kömmt mit dem Holze in dem Stamme des Baumes überein, und das Mark ist in beyden einerley.

Die Bestandtheile der Bäume und Pflanzen können auf gleiche Weise durch gewisse Arten von Nahrung vergrössert werden. Wir sehen, was für Bodenarten in den Bäumen die Wirkung gewis hervorbringen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Materien, welche ihnen diese Kraft mittheilen, eben dieses in den Pflanzen thun werden; weil einerley Ursache natürlicher Weise gleiche Wirkungen hat. Dieses scheint auch die Erfahrung zu bestätigen; aber es müssen noch mehrere Versuche angestellt werden.

Weil die zeugenden Blumen insgemein aus doppelten Blumen entstehen; so mus die Erhebung einer Pflanze zur Doppelheit der erste Schritt zu dieser Zeugung seyn. Unsere Bemühungen werden einen bessern Erfolg haben, wenn wir eine Pflanze auslesen, die durch die Kunst zur vollkommenen Doppelheit gebracht worden.

Denn

Denk obgleich die Erzeugung einer neuen Blume unmittelbar von dem über die erste Blume aufsteigenden Spirit abhängt, so muß doch die fleischichte Substanz der Pflanze solchen begleiten; und dieses wird desto leichter geschehen, wenn dieses Wesen selbst unlängst zugenommen hat.

Wenn man demnach den Versuch nach diesen Grundsätzen anstellen will, so kann man das Geum als eine Pflanze, worinnen die Anfangsgründe der Doppelheit und Zeugung so stark sind, daß sie sich auch bey dessen wilder Natur äußern, wählen. Der Mergel vermehrt das Holz der Bäume, und ein tiefer mit Pflanzentheilen angefüllter Boden den Spirit. Wenn der erste von diesen Theilen in den Pflanzen zunimmt, so entsteht die Doppelheit; begegnet dieses aber dem letztern, so geht eine Zeugung vor. Wenn folglich die Kunst nur gedachte Substanzen zu dem Boden fügt, und ihm durch eine gute Wartung zu Hülfe kömmt, so werden sie vermuthlich allezeit Doppelheit und Zeugung veranlassen.

Wenn in dem Heumonate das purpurfarbene Geum auf den Gebirgen in Westmoreland oder Yorkshire blüht, so zeichnet gewisse Pflanzen zum Saamen aus. Wählet solche, welche starke Stengel haben, frisch aussehen, und starke Blumen tragen. Wenn der Saamen reif ist, so schneidet den Kopf ab; breitet den ausgeschüttelten Saamen auf ein Bret in einem trocknen Zimmer; wendet ihn oft um, und lasset ihn 12 Tage liegen:

liegen: sodann schüttet ihn in pappierne Kapseln, und verwahrt ihn wider die Feuchtigkeit.

Vermischet fette Dungerde mit Reichschlamm, gefaulten Kuhmist und Flusand. Und nachdem ihr fetten gebröckelten Mergel hinzu gethan, und alles unter einander geworfen, so wendet den Haufen alle 14 Tage einmal um. Im Augustmonate richtet das Saamenbeet mit dieser Erde zu, verwahrt es gegen die Nordwinde, und verstatet nur der Morgensonne den Zugang zu ihnen. So bald das Beet eben gemacht worden, so streuet Erde; und begießt es in drey Tagen einmal: legt aber eine Strohecke auf das Beet, damit durch das Begießen der Saame nicht verschoben werde.

In sechs Wochen werden die Pflanzen zum Vorschein kommen, und man mus sie so ausjäten, daß sie zwey oder drey Zoll von einander abstehen. Wenn die Witterung rauh wird, so schüttet Erde auf ihre Spitzen, und verwahrt im strengen Froste den Boden. Verdünnet sie wieder im Frühlinge, haltet das Beet von Unkraut rein, und begießt es oft den Sommer hindurch. In dem folgenden Augustmonate bereitet ein frisches und tieferes Beet aus eben einem solchen Boden, woraus das erste bestand, und setzt die Sezlinge hinein. Sie müssen zehn Zoll von einander stehen.

Sie würden in dem folgenden Sommer blühen, aber dieses mus verhindert werden: dieses geschieht,

geschieht, wenn man sie etlichemal auszieht, und in eine andere Gegend pflanzt. Ich habe wahrgenommen, daß dieses die Wurzeln ein Jahr länger von dem Treiben der Blüthe abhält, und diese wird sodann desto voller seyn. Denn dieses gewährt, nebst dem Mergel, grosse Hoffnung zur Doppelheit. Im Anfange des Octobers zieht alle Wurzeln aus; wendet sie um den vierten Theil des Horizontes, und pflanzt sie sogleich wieder. Thut eben dieses zeitig im Frühlinge; und noch zweymal im Sommer; so dann laßt sie zum Blühen in dem nächsten Jahre ruhen.

Viele Blumen werden doppelt seyn, wenn sie auf diese Weise blühen; einige in höhern andre geringerm Grade; alle aber werden schön seyn.

Auf diese Weise wird ein doppeltes Baum hervorgebracht, und von demjenigen, das die vollkommenste Doppelheit hat, können wir billig die Zeugung erwarten. Die Zubereitung mus folgende seyn:

In dem Herbst des Jahres, das vor ihrem Blühen vorhergeht, mus man folgenden Mist mischen. Nehmet fünf Fuder fette schwarze Erde von einer feuchten Wiese; vermenges damit anderthalb Fuder Erde von der Stelle einer alten Reißbündelwand; ein Fuder gefaulten Kuhmist, ein halb Fuder Leichschlamm und zween Karren reinen Sand. Rührt sie unter einander, und wendet den Haufen dann und wann um.

Wenn die Bergsanikelpflanzen blühen, so zeichnet diejenigen aus, die am muntersten aussehen, und doppelte Blumen haben. Im Augustmonate bereitet ein Beet aus dieser Erde vier Fuß hoch, und pflanzt darein die Wurzeln von diesen Pflanzen, anderthalb Fuß von einander. Steckt sie fünf Zoll tief, und forget, daß das Beet nicht von Unkraut überzogen werde. Begießt es oft und reichlich bey trockner Witterung. Die Pflanzen werden in dem folgenden Jahre sehr schön seyn, und vermuthlich wird dieses oder das folgende Jahr zeugende Blumen darbieten. Diese werden die wilden weit übertreffen, weil sie so wohl doppelt als zeugend seyn werden.

Eben diese Wartung läßt sich auf alle übrige Gattungen anwenden, von denen wir bereits wissen, daß sie zuweilen zeugend sind; und kann auch auf viele neue ausgedehnt werden; man muß aber allezeit vielmännerichte Pflanzen aussuchen.

Contemplations on the Ocean, Harvest, Sickness and the last Judgment, in a series of Letters by *Richard Pearfall*, Lond. 1755. 227 S. und 2 Kupfertafeln.

Contemplations on Butterflies, on the full Moon and in a Walk through a Wood, in Series of Letters by the same. London 1758 in 8. 370 S. 3 Kupfertafeln.

Der Verfasser betrachtet das Meer, die Erde, Krankheit, das jüngste Gericht, die Schmetterlinge, den vollen Mond und den Spaziergang in einem Walde, aus vielerley Gesichtspunkten, um erbauliche Anmerkungen davon zu entlehnen.

Er setzt sich dem Herven nach, und wir begnügen uns, folgende Proben seiner Denkungsart unsern Lesern vorzulegen.

Vom Meere.

Das Meer ist ein Sinnbild der Ewigkeit, weil man nicht nur dessen Tropfen und den Sand an seinen Ufern nicht zählen kann; weil es auch alle Ströme verschlingt. Eben so erhält dieser schreckliche Schlund, zu dem wir alle eilen, täglich neuen Zusatz, und es ist doch noch Raum für

ganze Völkerschaften übrig. Obgleich das menschliche Geschlecht, dem Alter, Reichthum und den Gaben nach sehr von einander unterschieden ist, so sind doch alle Mitglieder desselben darinnen einander gleich, daß sie in beständiger Bewegung sind; und diese Bewegung bringt sie ihrem ewigen Zustande näher; hier giebt es keinen Jordan, welcher stille steht, oder nach seiner Quelle zurück fließt. Das Kind, das nur wenige Tage oder Jahre alt ist, gleicht demjenigen Flusse, welchen ich entspringen sehe, der aber sich in einem Augenblicke entzieht, wenn er Nutzen und Anmuth verspricht, da hingegen ein anderer an eben demselben Orte vorbey fließt, nachdem er manche Meilen gelaufen ist, und manche Stadt beströmet hat, und von manchem Bache aufgeschwollen ist. Ein Bild eines bejahrten Mannes.

Ob dieser gleich noch so viele Veränderungen ausgestanden, noch so viele Geschäfte ausgerichtet hat; mehr Sommer als die meisten durchlebt hat, mehr von Kirchen- und Staatsbegebenheiten, als alle seine Nachbarn zu erzählen weis, und zuletzt ganz allein unter den Gräbern seiner Zeitgenossen zu stehen scheint, so verschlingt ihn doch bald darauf das Meer der Ewigkeit.

Von der Erde.

Wie lange ist der Weizen, den ich heute so freudig einernend sehe, Gefahr und Verderben ausgesetzt gewesen? Was für einen beschwerlichen Winter

Winter hat er aushalten müssen? Schien ihn zu mancher Zeit die Sonne in ihrem warmen Schoosse zu pflegen, so schienen ihn zu anderer die Fröste zu töden; die schärfften Stürme trafen ihn, und Wetterstralen schienen ihm Verlegung zu drohen; der Zaun, der ihn einschloß, war viel zu schwach, den Fus, der ihn zerknirschen konnte, und den begierigen Rachen, der ihn fressen wollte, abzuhalten; dennoch aber ist er bis auf diesen frohen Tag erhalten worden. Auf diese Weise scheint er ein Sinnbild des Erbens der Herrlichkeit zu seyn. Wie vielerley und strenge sind dessen Leiden. Der Herr liebt ihn, aber wie geheimnisvoll ist die göttliche Liebe? er hat ihm eine himmlische Krone bestimmt, und dennoch scheint er, wie David nach seiner Salbung, ein Verstoffener zu seyn? Aber der Winter ist nothwendig; Der Landwirth sagt: ohne Fröste müsse er eine schlechte Ernde fürchten. Können aber nicht viele Personen, wenn sie zurück auf die Wege der Vorsehung sehen, mit dem königlichen Psalmdichter ausrufen: Du hast mich treulich gezüchtigt? Können sie sich nicht besinnen, daß ihr aufsteigender Hochmuth durch eine bequeme Versuchung gedämpft worden? Müssen sie nicht ihren Verlust in der Welt, ihren bessern Gewinn nennen? Haben ihre Seelen nicht gründlicher urtheilen und fester lieben lernen, und hat ihnen ihr langes Ungemach nicht mehrere Erfahrung zuzwege gebracht? Sind sie nicht

von der Creatur entbunden worden, nachdem sie ihre Eitelkeit erkannt und wahrgenommen, daß sie ein zerbrochnes Rohr sey, und sind sie nicht veranlasset worden, auf den Herrn ihr Vertrauen zu setzen?

Von der Krankheit.

Vom Tode reden, und im Ernste an das Sterben gehen, sind zwey Dinge. Den Boten, welcher als ein Gerichtsdiener von dem allgemeinen Richter kömmt, erst in der Ferne erblicken, ihn aber hernach mit eilfertigen Schritten und den ofnen Befehl in der einen Hand, und mit der zweyten den Wurffspieß haltend, heran nahen, und ihm das wartende Grab und das ewige Gerichte auf dem Fusse folgen sehen, ist von einander eben so unterschieden, als wenn man von dem Bilde eines gemalten Löwens erschreckt wird, ihn hernach aber mit funkelnden Augen sich nähern sieht, und brüllen hört.

Ich erinnerte mich oft auf eine feyerliche Weise an den Tod und seine wichtigen Folgen, wenn ich einen Freund zu Grabe begleitete, oder die fürchterliche Annäherung dieses Ungeheuers in den zitternden Gliedern, verdrehten Augen und verzucktem Angesichte meiner Bekannten wahrnahm, oder wenn ich zufälliger Weise einen Nachbar in seine langwierige Wohnung bringen sahe, oder auf dem Kirchhofe ein neues ofnes Grab,

Grab, oder einen verfaulten Knochen, oder eine zerschmetterte Hirnschale erblickte, oder die Todtenglocke hörte.

Ich nahm oft daher Gelegenheit, mehr an den Tod zu gedenken, und erinnerte mich des Ausspruchs des Bischofs Hopkins: daß es ein geringer Irrthum sey, wenn man jedes Leichenbegängnis für sein eignes ansehe.

Aber wie gros ist der Unterschied zwischen jenen und den letztern Todesbetrachtungen? Ich sah den Tod vorher nur in der Ferne und halb, ist aber unmittelbar und nahe. Das Licht, welches vorher in mein Auge fiel, glich der Morgendämmerung; aber nun hatte es eine grosse Aehnlichkeit mit dem blendenden Mittagsglanze. Meine Seele erwachte. Wie schlug mein Herz. Mein Athem, den das Fieber verkürzt hatte, vergas fast wieder zurück zu kehren, wenn er durch meine Nase ausgelassen wurde; gleichwie ein Reisender auf der Strasse bey einem wunderbaren Vorwurfe, den er nicht erwartet hat, stille steht.

— Wäre es mir möglich, meine Betrachtungen der Menschen und Dinge fortzupflanzen, so würde die Börse vielleicht wegen des Aussenbleibens der Kaufleute zugeschlossen werden, und die einträglichsten und grösssten Hofämter, wornach viele so eifrig streben, würden keine Werber und Annehmer finden.

Die größten Städte waren in meinen Augen bloße Maulwurfsbauten, und ihre geschäftigen Einwohner, glichen einer Gesellschaft von Ameisen, und die kostbarste Beute, schien mir nicht beträchtlicher, als ein Getreidekorn zu seyn. Die lustigen sinnlichen Menschen, waren bloße Heuschrecken, die einen verachtungswürdigen und beschwerlichen Lärm erregten, und ein höchst kurzes und hinfälliges Leben führten. Die Fürsten nannte ich Glanzwürmer, die nur für diejenigen, die im Dunkeln sind, glänzen, aber als verächtliche Insecten erscheinen, wenn sie das Licht der Ewigkeit bestrahlet.

Vom jüngsten Gerichte.

Es wird eine Stille in dem himmlischen Gerichtssale geboten; und wie plötzlich ist alles so stille wie die Mitternacht, da dessen Glanz herrlicher als das Mittagslicht ist. Wen ruft eine englische Stimme auf? Ich dachte, ich hörte meinen Namen aussprechen. Soll ich nun vor dem Richter des ganzen Erdkreiffes erscheinen? Meiner Seele ist bange. Aber warum angstest du dich mein Herz? Entledige dich dieses Schreckens; stärke dich wider dieses Zittern. Dieser noch so fürchterliche Anschein, wird zu deinem völligen Troste dienen. Ich will mein Haupt mit Freuden empor heben. Es ist ein starker Trostgrund, daß ich nicht nach dem Bund der Werke gerichtet werden soll; dieses würde Schrecken erzeugt haben,

haben, weil mich mein Gewissen lehret, daß ich solchen zehntausendmal übertreten; und folglich würde kein Raum zur Barmherzigkeit übrig seyn, wenn sie auch mit Thränen gesucht würde. Aber das Evangelium wird die Regel seyn, wornach ich werde gerichtet werden. Das Evangelium, das ich angenommen, und dem ich auch angehangen habe, wird der Grund meines Urtheils seyn. —

Wie triumphiret die Gnade in diesem Urtheil? Wie selig sind diejenigen, über die der treue Jesus ein solches Urtheil spricht? Wie gesegnet sind diejenigen, welche von dem, der Himmel und Erde gemacht hat, gesegnet werden? Die Worte der Menschen schmeicheln und betrügen oft. Ob sie gleich den guten Willen ausdrücken, so gleichen sie doch oft ungesiederten Pfeilen, die neben dem Ziel auf die Erde fallen, weil sie keine Kraft unterstützen. Wenn aber derjenige segnet, über dessen gnädiges Angesicht die Engel jauchzen, und alle Ordnungen der Cherubinen und Seraphinen triumphiren, so mus ich völlig befriediget werden, und darf nichts fürchten.

Von Schmetterlingen.

Diejenigen, welche den Schmetterling in seinen Veränderungen sorgfältig betrachten, werden vielleicht ein wunderbares Sinnbild der Auferstehung des Gläubigen entdecken. Der Schmetterling schläft, so lange sein mittler Zustand währt, ohne

ohne alles Zeichen des Lebens, bis er sich ermu-
tert, und aus seinem Grabe bricht, und als ein
ganz ander Thier erscheint. Er war vorher eine
Made, und sah nicht angenehm aus, nun hat er
Flügel, prangt mit schönen Farben, und bald
fliegt er gar. Was für ein geistliches Nachsin-
nen kan nicht ein solcher Austritt veranlassen.

Das Grab ist für die Heiligen eine Schlafstel-
le. Nachdem der Körper wie ein Tagelöhner sei-
nen Tag vollendet hat, so wird er allda zur Ruhe
gebracht; hier wird er aufgehoben, hier ist er
von aller Mühe, von allem Schmerz frey; er ist
kein Sitz der Unruhe mehr, welcher der Seele, sei-
ne Beschwerden mittheilt, sondern er erwartet, un-
ter der Aufsicht eines himmlischen Auges, den An-
bruch des Tages, welcher weit herrlicher seyn wird,
als der Frühling des verwandelten Insects. Wie
sehr wird die Natur des Körpers verändert und
dessen Leben verneuert werden? Bey der Annähe-
rung und dem gnädigen Einflusse der Sonne der
Gerechtigkeit, soll er Flügel annehmen, aufstei-
gen, sich zu seinen heiligen Mitbrüdern gefellen,
und in unbekanter und unvergänglicher Herrlich-
keit prangen.

Von vollem Monde.

Dieser Mond, ist ein Sinnbild der Welt, weil
er so veränderlich ist. Er verändert sich immer,
und wird doch der Veränderung nicht müde! An
jedem

jedem Tage sieht er anders aus, als an den vorhergehenden, und nachfolgenden. Und wer nimmt nicht wahr, daß die Welt eben so beschaffen ist, wenn er mit ihr zu thun hat, oder sie beobachtet?

Wie viele machen sich Entwürfe, thürmen eine grosse Hofnung auf, und suchen das letzte Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, gerathen aber nach und nach, wie der volle Mond, in Abnehmen; oder ihre Herrlichkeit wird eben so verdunkelt, als dieser Mond, wenn er jähling verfinstert wird. Wer den Zustand seiner eigenen Stadt beobachtet, der kan wahrnehmen, wie sie in wenig Jahren verändert worden. An einem Orte blüht der Handel, und verwandelt sich in eine Wohnung glücklicher Einwohner, und eine Stätte prächtiger Gebäude? An einem andern geschieht das Gegentheil, weil einige von seinen Einwohnern wegziehen, andere aber zurück bleiben, um zu verarmen und noch Aermere zu unterhalten.

Von dem Spaziergange in dem Walde.

Das Schütteln eines Blatts, bildet die leichteste Bewegung, und die Furcht eines bangen Herzens ab. Weil das Blatt an einem zarten Stiele sitzt, so ist es jeder Luftbewegung angesetzt, und sein Bau ist so beschaffen, daß es leicht bewegt, aber nicht leicht abgerissen werden kan.

Weil

Weil der Baum selbst unbeweglich steht, so zittert doch das Blatt immer. Eben so werden diejenigen bewegt, die schwach am Geiste sind, insbesondere die Zaghaften, und durch das Gewissen Erschrecken. 3 M. 26, 36. Glückliche sind diejenigen, welche frey von Furcht auf den Fels der Zeit gegründet sind, und wie ein in die Erde eingewurzelter Stamm, auf dem Felse des Heils feste stehen.

Glückseliger Geist, dessen Seele von gläubigen Betrachtungen der Macht, Weisheit und Verheißung Gottes eingenommen ist, und der jeden erschaffenen Arm, für eingeschränkt, und zerbrechlich hält, und mit dem verdorrten Arm Jerobeams, welchen er wider den Propheten zu Bethel ausstrecken wollte, vergleicht, aber zugleich erkennt, daß in dem Jehovah, ewige Stärke und der Schutz seines Volks sey.

VI

A Sermon preach'd by Dr. *William Robertson*, before the Society in Scotland for propagating Christian Knowledge, at their anniverfal Meeting in the High Church of Edinburgh. Edinb. 1759. 51 Seiten in 8.

Herr Robertson handelt über Pauli Worte aus dem Briefe an die Coloss. 1, 26. von der Verfassung der Welt zur Zeit der Geburt Jesu, und ihrem Einflusse in die Ausbreitung der christlichen Religion. Der Erlöser wurde zu einer solchen Zeit geboren, da die Welt seiner am nöthigsten bedurfte, und zu seiner Annehmung gehörig vorbereitet war. Daher fällt der alte Einwurf dahin, warum der Messias so spät erschienen sey, welchen die Ungläubigen neuerer Zeit den alten Spöttern mit grosser Dreistigkeit nachbeten. Um die Zeit der Geburt Jesu hoffte man auf einen göttlichen Gesandten, der dem menschlichen Geschlechte von Gott mehrere bisher unbekante Umstände bekant machen werde. Denn da alle Dinge nach und nach erst den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, so war es der Weisheit Gottes gemäs, sich und sein Wesen nicht auf einmal, sondern in gewisser Ordnung, kund zu thun. Die Offenbarung war im Anfangs dunkel; allein

allein sie glich der Morgenröthe, die sich in ein helles Tageslicht aufklärte. Das Ceremonialgesetz war nur eine Vorbereitung auf die Zeit, da es Gott gefiel, dem Menschen seinen ganzen Rath zu offenbaren (Apostelgesch. 20, 27.). Die Propheten hatten die Würde des Messias, seinen tugendhaften Character, sein herrliches Reich und die Zeichen seiner Zukunft so deutlich beschrieben, daß ganz Juda, so unter dem harten Joch der Römer seufzte, seine Erscheinung mit ängstlicher Ungeduld erwartete. Doch nicht die Juden allein, sondern auch alle Völker, unter die sie zerstreuet waren, hatten eine Sage, es werde aus dem jüdischen Lande ein grosser Fürst entspringen, dessen Herrschaft von einem Ende der Welt bis an das andre sich erstrecken solle; welches man auf den Kaiser Titus Vespasianus gedeutet hat. Da also die Heiden einer grossen Veränderung entgegen sahen, und (Hagg. 2, 7.) die Juden auf einen Befreyer warteten, so wurde das vom Anfange der Welt verborgene Geheimnis der Welt zur rechten Zeit geoffenbaret.

Nicht allein die Erwartung der Völker, sondern auch ihre politische, sittliche und häusliche Verfassung, geben uns die Weisheit Gottes zu erkennen, der den Messias zu gehöriger Zeit, unter der Regierung des Augustus, geboren werden lassen. In den erstern tausend Jahren nach der Sündfluth, war der Erdkreis in kleinere Staaten eingetheilet, die durch die Sprache, Sitten, Gesetze

setze und gottesdienstlichen Gebräuche weit von einander unterschieden waren. Jedes Reich hatte seine besondern Vortheile, und daher immer Streit mit seinen Nachbarn, welcher die Handlung und die Communication eines Volkes mit dem andern unsicher und höchstbeschwerlich machte. So kan man die Einwohner der Erdfugel als eine einzige Gesellschaft ansehen, deren Glieder, durch wechselseitige Bedürfnisse genau verbunden, jedes das Seinige zum gemeinschaftlichen Unterhalt und Vergnügen beiträgt, da es in den ältern Zeiten etwas sehr seltenes war, in entlegene Gegenden zu reisen, sich entweder zu bereichern, oder von andern Nationen etwas zu lernen. Endlich wagten es die Römer, sich zu Herren der Welt zu machen, erreichten auch durch ihre sehr feine Staatsflugheit, unwiderstehliche Tapferkeit, und einen anhaltenden, auch durch keine Hindernisse zu ermattenden Eifer, ihre Absicht. Sie unterwarfen sich die Welt, und machten sie gesitteter; unterdrückten die Völker, und verbanden sie zugleich mit einander. Ueberall herrschte, mit den römischen Befehlen, auch die Sprache der Lateiner. Die überwundenen Nationen näherten sich in Gesinnungen und Sitten, und man konnte nun, von einer Weltgegend in die entferntesten Länder einer andern, mit Sicherheit und Bequemlichkeit, reisen. Augustus, Cäsars Nachfolger, war mit Siegen vergnügt, und dachte nicht

auf neue Eroberungen. Das römische Reich genos endlich des Friedens; und wurden gleich Kriegsheere wider barbarische Nachbarn ausgesendet: so störte es doch die öffentliche Ruhe wenig, ja es wurde kaum bemerkt. Der weite Umfang des römischen Reichs, die Ruhe, die beobachtete Policen, ähnliche Sitten, einerley Sprache, die überall verstanden, und fast allenthalben im Schwange war, diese und mehrere Umstände beförderten die Ausbreitung der Religion Christi ungemein. Dreßsig Jahre nach des Heilands Himmelfahrt konte Paulus an die Einwohner zu Colossen mit Wahrheit schreiben: das Evangelium sey in allen Ländern, in allen Gegenden des römischen Reiches, geprediget worden. Die Römer glaubten, ihre Tapferkeit habe den größten Theil der Welt bezwungen: und ihre Siege brauchte Gott zum Mittel, sein Gnadenreich aufzurichten, und auf den Trümmern der römischen Monarchie ein Reich aufzurichten, das kein Ende jemals haben wird.

Lasset uns die Menschen nach der Sittenlehre und deren Ausübung betrachten. Bey Völkern, die keinen vollkommenen Begriff von Gottes Wesen und Willen haben, kan man keine vollkommenen Tugenden erwarten. Die sich selbst gelassene Vernunft irret oft: Menschen, die in ihren Handlungen nicht allein auf
Gott

Gott sehen, weichen öfters vom rechten Pfade ab. In den unerleuchteten Zeiten fanden sich grosse Männer, die das menschliche Herz genau kannten, und von Begierde getrieben wurden, andere neben sich glücklich zu machen, welche jene uns noch ist bewundernswürdige Staaten stifteten; und durch die weisesten Gesetze zierten. Mässigkeit, Wohlstandigkeit, Eifer für die gemeine Wohlfahrt, Liebe des Vaterlandes, Grossmuth, waren die Früchte der weisesten Gesetze. In den kleinen freyen Staaten (der Verfasser schildert Athen und Sparta durch diese Züge) bekümmerten sich die obrigkeitlichen Personen sehr genau um das Verhalten der Bürger: und waren in Bestrafung öffentlicher Laster strenge. Und diese Sorge war die Hauptquelle jener glänzenden heidnischen Tugenden, die man noch immer zur Ermunterung träger Christen erheben kan, ohne dem Christenthume selbst einen Vorwurf zu machen, als ob selbiges mit ihnen stritte. Die Ordnungen jener weisen Gesetzgeber waren von keiner langen Dauer, und die kleinen Staaten verfielen entweder durch innerliche Zerrüttungen, oder durch äusserliche Gewalt, und fielen der überwiegenden Macht der Römer nicht widerstehen, welche, je grösser ihr Reich wurde, desto mehr von den sittlichen Tugenden ihrer Vorfahren abwichen, und endlich in alle die Laster geriethen, welche die Folgen eines

misgebrauchten Glücks und Wohlstandes zu seyn pflegen. Einige tugendhafte Römer gab es zwar in diesen verderbten Zeiten, welche die Gerechtigkeit und ein geschmöffiges Verhalten anpriesen, und selbst ausübten. Allein ihre Lehren und Beyspiele waren nicht zulänglich, dem eingerissenen Verderben zu steuern. In diesem Zeitpuncte nun geschah die grosse Verbesserung der Welt durch die christliche Religion, welche die reinste Sittenlehre deutlich vorträgt, und mit unwiderstehlichen Bewegungsgründen unterstützt, auch durch die tugendhafte Lebensart der ersten Christen bewiesen hat, es sey möglich, die strengsten Regeln der Sittenlehre zu beobachten.

Auch der kirchliche Zustand der Juden und Heiden machten die Ankunft des Erlösers nothwendig, und sie geschah zu so einer Zeit, da jene von der Reinigkeit der mosaischen Ordnungen gänzlich abgewichen waren, nur bey den äusserlichen Gebräuchen des Gottesdienstes es bewenden liessen, oder, wie die Sadducäer, so gar das ewige Leben der Seele, und künftige Belohnungen und Bestrafungen leugneten. Was die Heiden anbetrifft, so waren ihre Länder mit Aberglauben und abentheuerlichen Meinungen von Gott gänzlich angefüllet. Prachtige Tempel, verschwenderische Opfer, in die Augen fallende Gebräuche und Opfermahlzeiten waren

wären die Gegenstände ihrer Religion; wenn man der Heiden falschen Glauben von den Göttern, der sie nicht zur Tugend leiten konnte, sondern sie vielmehr davon entfernte, mit einem so ehrwürdigen Namen belegen kan. Bey solchen Umständen gab Gott dem menschlichen Geschlechte eine nähere Offenbarung. Der wahrhaftige Gott machte sich kund, und vertrieb den Aberglauben, und alle thörichten, ja unnatürlichen Gebräuche, mit denen man das höchste Wesen zu verehren gesucht hatte. Die Menschen nahmen eine solche Lehre freudig an, die sie unterwies, Gott ohne Furcht in Heiligkeit und Gerechtigkeit anzubeten.

Durch das Christenthum ist auch der Hausstand und das bürgerliche Leben sehr verbessert worden. Herr Robertson erweist dieses weltläufig aus der Vielweiberey, der Ehescheidung und der Slaveren, welche unter Christen gänzlich aufgehoben sind, oder doch nur selten, und unter gewissen Bedingungen verstatet werden. Selbst in dem Kriegswesen ist eine glückliche Veränderung durch das Christenthum hervorgebracht worden. In den alten Zeiten, da eine schimpfliche Slaveren das gewisse Loos der Uebervundenen war, fochte man mit grösserer Wuth, und die Belagerten vertheidigten sich mit einer Hartnäckigkeit, bey der sie alle menschliche Gefinnungen verloren, und,

wie die Einwohner von Mamantia und Saguntum, lieber den Tod erwählten, als in die Gewalt grausamer Sieger fallen wollten. Daß in neuern Zeiten die wichtigsten Siege weniger Blut kosten, ist der christlichen Religion zuzuschreiben, die ihre Kraft so gar in der Hitze des Gefechts äussert. Daß die izzigen Sitten sanfter sind, daß es in der Welt artiger zu leben ist, als sonst, ist nicht etwa einer weisern Regierungsform zuzuschreiben: denn da übertrifft uns das Alterthum sehr weit; auch nicht einer bessern Kinderzucht: denn sie war das höchste Augenmerk der Griechen und Römer, und wird iso fast gänzlich vernachlässiget; auch nicht unserer Verbesserung der schönen Künste: denn auch hier müssen wir zufrieden seyn, jenen zu gleichen, ohne einen Vorzug für ihnen zu behaupten. Nur der Religion kann diese wichtige Veränderung zugeschrieben werden. Sie allein hat die schädlichen Gewohnheiten aufgehoben, und das Herz zu jeder menschlichen Tugend angetrieben und geschickt gemacht. Die Zusätze von Lehren und Meinungen, die sich in die Lehre Jesu mit eingeschlichen haben, oder vielmehr von den Menschen mit in selbige eingeflochten worden, haben ihre Wirkung auf das Gemüth nicht gänzlich hemmen können. Das Evangelium beweiset unter allen Hindernissen, die ihm die Unart seiner Bekenner in den Weg legt, seine Kraft, die rohesten

sten Völker gesittet zu machen, und sie gänzlich zu verändern. Sie heiligt die Seele, und läutert unsere Sitten: sie verspricht uns ein andres Leben, und verbessert und zieret dieses gegenwärtige.

Herr Robertson machet die Anwendung von seinem Vortrage, um die schottische Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in ihrem Eifer desto mehr zu befestigen, je wichtiger ihre Absicht sey, und je mehr Gutes durch sie schon gestiftet worden. Die Europäer, sagt er, haben einen grossen Vorzug vor den Bewohnern der übrigen Welttheile, theils durch ihre Waffen, theils durch die Wissenschaften, erlangt. Ihre Eroberungen in Ost- und Westindien, dadurch sie bisher ihren Geiz und ihre Ruhmsucht genähret, könnten und sollten nunmehr Mittel abgeben, das Evangelium in jenen entlegenen Ländern bekant zu machen; und Gott wolle sie vielleicht zu Werkzeugen gebrauchen, die heidnische Welt zu erleuchten. Doch noch in Europa, ja so gar in Schottland hätte diese Gesellschaft genug zu thun gefunden; da sie sich bestrebet, die Hochländer und Einwohner der schottischen Inseln (die aus Vorurtheilen gegen ihre alten Sitten, aus Unwissenheit und Has aller Arbeit, blos vom Raube oder der Jagd und Fischerey zu leben gewohnt wären) gesitteter, arbeitssamer und frömer

frömmere zu machen. Sie aber nicht allein, sondern auch die Regierung, hätte sich diesen edlen Zweck vorgesetzt, und sie zweifelte nicht, daß sie durch neue Gutthaten wahrer Patrioten, von denen sie bisanhero unterstützt worden, und durch Gottes Beystand, künftighin mehr ausrichten würden, als sie anfangs sich einbilden, oder nur wünschen können.

Zuletzt findet sich eine kurze Nachricht von der Stiftung der Gesellschaft im Jahre 1700, der königlichen Bestätigung 1709, ihren Absichten und Verrichtungen. Besonders hat die Gesellschaft Schulen anlegen lassen, um die Kinder der Bergschotten, in den Gründen der Religion und der englischen Sprache, zu unterrichten: durch das erstere ist denen papistischen Lehrern der Eingang benommen, durch das andere aber ganze Stämme, die vorher nur die irländische Sprache redeten, mit ihren Landsleuten, denen sie vorher fremde waren, genauer verbunden worden. Ihr erstes Kapital war nur geringe, hat aber durch Vorsichtigkeit und Sparsamkeit so zugenommen, daß von ihrer Stiftung an, über 70000 Kinder erzogen worden. Im Jahre 1754 ist die Zahl der Schulen, die in den wildesten Gegenden Schottlands angelegt sind, auf 155, und die Zahl der darinnen erzogenen Kinder auf

auf 5831 gestiegen. Die Gesellschaft erhielt 1738 neue königliche Privilegien, und zugleich die Erlaubnis, die von ihr unterrichteten Kinder zum Ackerbau, Handel und Manufacturen zu gebrauchen; hat auch zu Lochcarron eine kleine Colonie zu einer Leinwandmanufactur angelegt. Vor einigen Jahren (die Nachricht gehet bis aufs Jahr 1754) hat diese Gesellschaft einen Prediger zu einer Mission nach Nordamerica gesendet, der schon einige wilde Indianer Christo zugeführt, und sich noch mehrere Früchte seines Amtes verspricht.

A Treatise on Gangrenes, in which the Cases that require the Use of the Bark and those in which is pernicious, are ascertain'd by Thomas Kirkland, Surgeon, Nottingham 1754. in 8. 112 Seiten.

Der Verfasser dieser Schusschrift für die Kraft der Fieberrinde wider den Brand versichert; daß sein Vortrag, aus vielfältiger Erfahrung und genauer Betrachtung der Natur dieser Krankheit, abgeleitet worden. So lange er überhaupt von derselben redet, so braucht er die Wörter heiser und kalter Brand, als gleichgeltende Ausdrücke; wenn er aber Erfahrungen erzählt, so unterscheidet er solche, weil dadurch sein Bericht deutlicher werden soll.

Nachdem er die Einwürfe, welche man der Kraft der Fieberrinde in der Cur des Brandes entgegen gesetzt, beleuchtet, und ihren Ungrund gewiesen hat, so untersucht er den Brand selbst.

Wenn eine Ursache die Gefäße und Fasern eines Theils des Körpers untüchtig macht, ihre Flüssigkeiten aufzunehmen und weiter zu senden, und sie zugleich faulen, so sagt man, dieser Theil ist vom Brande angegriffen. Die gewöhnliche Eintheilung des Brandes, welche von dessen aufserli-

ferlichen und innerlichen Ursachen entlehnet worden, scheint unbequem zu seyn, eine deutliche Idee von der Art, wie man mit ihm umgehen soll, zu erzeugen. Wenn man demnach die Natur des Brandes recht kennen; und richtig urtheilen will, wenn der Gebrauch der Fiebertinde nöthig sey, so muß man den Brand, welcher sich verbreitet, von demjenigen, welcher nur einen Ort einnimmt, unterscheiden. Die Symptomen, welche diese ungleiche Gattungen begleiten, gewähren leichte Mittel, beyde von einander zu sondern.

Der Verfasser theilet seinen theoretischen und praktischen Unterricht von diesen beyden Gattungen in sechs Kapitel.

Das erste Kapitel handelt von demjenigen Brande, der sich verbreitet, und von einer innerlichen Ursache herrühret.

Die unmittelbare Ursache desselben scheint eine Schärfe im Molken und Flieswasser zu seyn, welche in den Gefäßen und Fasern, nachdem sie ihre Stärke und Elasticität geschwächt, eine Efferveszenz erregt, woraus ein Fieber entsteht; und da die Natur allemal bereit ist, das Beschwerliche aus dem Körper zu stossen, so wird dieses von dieser molkichten Materie auf einen besondern Theil geworfen, da es durch seine grosse Schärfe die Gefäße, worauf es fällt, bald verderbt, und den angränzenden Flüssigkeiten seine eigne Natur mittheilt.

rig urtheilen, wenn man solchen mit der Künd-
dämpfen zu können sich bereden wollte. Denn
der oben erzählte Brand äussert sich nicht eher,
als bis die Schärfe der Flüssigkeiten den Tonum
der festen Theile geschwächt hat; allein bey dem
Brande, wovon ist gehandelt wird, sind die Ge-
fässe und Fasern oft stark, und ihre Wirkung in
den Flüssigkeiten ist heftig. Da aber die unmittelbare
Ursache des Fiebers und des höhern Grads
der Schärfe der Flüssigkeiten in der vermehrten
Geschwindigkeit des Bluts enthalten ist, so mus
die Fieberrinde die Krankheit vermehren, weil
sie den flüssigen und festen Theil neue Kraft mit-
theilet.

Wosern aber dieser Brand auf die Beschädi-
gung einer Person, welche schlaffe und schwache
Fasern hat, folgt, so ist es wahrscheinlich, daß
die Fieberrinde eben so nützlich seyn werde, als sie
in dem Brande ist, der blos von einer Schärfe der
Säfte entspringt.

Der Verfasser erläutert dieses durch folgendes
Beispiel. Ein starker, munterer, 35jähriger
Mann brach den Unterschenkel zwischen der Wade
und dem Knöchel, daß das Schienbein durch die
Haut stach. Der Verfasser richtete den Knochen
mit geringer Mühe wieder ein, und legte einen
leichten Verband darum, nach dem viel Blut, das
schön aussah und locker gewebt war, weggelassen
worden. Der Kranke trank viel Gerstenwasser,
und



um die Ausdünstung zu befördern. Am folgenden Morgen fand der Verfasser den Fus und Schenkel warm, beobachtete zugleich an dem Kranken wilde Blicke, der Beinbruch sah aber nicht schlimm aus. Der Puls war hurtig, oder vielmehr hart, und die Zunge weis und trocken. Er verordnete dem Kranken salzichten Julep und viel Gerstenwasser mit Salpeter.

Am folgenden Tage beobachtete er eine Zunahme der wilden Blicke, durchgängiges Zittern und Aberwitz, wobei die Zunge weis und trocken, der Puls aber fast wie am vorigen Tage beschaffen war. Der Schenkel war von dem Brande angegriffen, und der Fus ziemlich kalt. Er scarificirte und verband ihn, und lies dem Kranken alle 3 Stunden zween Scrupel von der Fieberrinde eingeben; aber am folgenden Morgen ward er gewahr, daß der Brand fast bis an die Mitte des Oberschenkels gedrungen war. Dennoch ward die Scarification wiederholt, und der Gebrauch der Rinde fortgesetzt. Nachdem aber den folgenden Morgen der Brand den Unterleib erreicht hatte, so starb der Kranke, der einen sehr scorbutischen Körper hatte.

Dieser schlimme Erfolg des Gebrauchs der Fieberrinde bewog den Verfasser, in dergleichen Fällen Salpeter zu der Fieberrinde zu fügen. Dadurch ward die fremde Hitze, welche die Rinde allein verursacht haben würde, verhütet, und sie behielt

behielt ihre von der der Fäulnis widerstehenden Eigenschaft des Salpeters unterstützte Kraft, dem Faulen und Aufwallung der Flüssigkeiten zu wehren, welches der Verfasser durch das Beyspiel eines 27jährigen Handarbeiters bestätigt.

Die Menge des Salpeters, welche zu der Kinde genommen wird, mus aus der ungleichen Beschaffenheit der franken Körper bestimmt werden. Doch hat den Verfasser die Erfahrung gelehrt, daß, wenn der Zufall heftig ist, und die Fasern stark und wirksam sind, dieses Salz in grosser Menge gegeben werden mus.

Hierbey wirft der Verfasser die Frage auf, was von dem Aderlassen bey solchen Umständen zu halten sey? Wenn die Gefässe voll sind, so wird ein geringer Blutverlust dem Kranken nutzen; allein wenn die Gefässe steif und die Säfte sehr scharf sind, so erfordert das Aderlassen die grössste Behutsamkeit, weil durch die Abzapfung des rothen Bluts der Natur die Kräfte, der Schärfe der mollichten Flüssigkeiten zu widerstehen, entzogen werden.

Das dritte Kapitel handelt von dem um sich greifenden Brande, welcher aus einer Schwäche und einem Mangel der natürlichen Wärme entstanden.

Wenn die Säfte sehr verringert, und die Schlagadern so schwach werden, daß sie nicht genug Kraft haben, die erstern durch ihre Enden zu treiben,

den, so faulen sie mit ihren stockenden Säften, und erzeugen diese Art vom Brande.

Weil die Gefäße nach und nach ihre Kraft verlieren, so geht dieser Brand oft sehr langsam fort, und bey allen Leuten, wo die Gefäße und Fasern natürlicher Weise hart und trocken sind, entsteht ein trockner Brand.

Man beobachtet demnach dabey oft nur Schwäche, und die Theile, denen es an Nahrung gebricht, werden kalt und schwarz, und sterben ab, ohne daß ein Emphysema oder eine Gährung verspüret wird. Folglich mus in diesem Falle die Beförderung der Wärme und des Kreislaufs, nebst der Verbesserung der faulenden Säfte, der einzige Zweck seyn. Es werden solchergestalt oft allein innerlich herzkstärkende Arzeneyen und äußerlich warme Bähungen erfordert. Doch ist der Verfasser überzeugt, daß diejenigen Cordialia die besten sind, zu welchen die Fiebereinde gefügt worden. Dieses wird durch das Beyspiel eines 76. jährigen Kranken erwiesen.

Das vierte Kapitel beschreibt denjenigen Brand, der nur einen Ort einnimmt, und von innerlichen Ursachen entspringt.

Wenn in manchen Krankheiten, wo vermuthlich nur ein Theil der Flüssigkeiten scharf geworden, die Fiebermaterie aus dem Blute gestossen und auf einen besondern Theil geworfen wird, so pflegen die Symptomen so gleich nachzulassen.

Aber diese von dem Blute abgesonderte Materie äussert ungleiche Wirkungen, die von ihrer Beschaffenheit abhängen; denn wenn sie sehr scharf ist, so erzeugt sie keine gute Suppuration, sondern zerstört die Gefässe, worauf sie geworfen worden, und verursacht einen Brand, welcher einen Ort einnimmt. Der Verfasser beruft sich hier auf das Beispiel in des Herrn van Swieten Comm. Vol. 2. p. 376.

Ob gleich aber die von dem Blute getrennte Materie gelinde, und zur Erzeugung eines guten Eiters tüchtig ist, so kann sie doch, wenn sie z. E. zu lange eingeschlossen ist, ehe sie eitert, faulen, und diese Art vom Brande hervorbringen.

Bei dergleichen Brande werden die Theile schwarz, und sterben ab, ohne daß ein Emphysema vorher gegangen. Die Kranken werden nur wenig angegriffen, und die Zeitigung äussert sich bald um dem abgestorbenen Theile nach dem Gebrauch solcher Mittel, welche die Fäulnis der Säfte dämpfen. Zuweilen nimmt dieser Brand den Schein eines um sich greifenden Brandes an, ob er gleich von demselben unterschieden bleibt. Wenn man mit der Rose ungeschickt umgeht, so kan solche einen an einen Ort verknüpften Brand erzeugen, welches der Verfasser an einer Frau wahrgenommen. Dieser Brand begleitet auch oft alte Schenkelgeschwüre. Der Verfasser beschliesst dieses Kapitel mit der Nachricht von einem 50jährigen

gen Manne, der an einem von dergleichen Brande befallenen Fusse durch die Fieberrinde geheilt worden.

Das fünfte Kapitel ist demjenigen an einen Ort verknüpften Brande, welcher nach äusserlichen Beschädigungen ausbricht, gewidmet.

Diese Art äussert sich, wenn die Gefässe und Fasern so verderbt sind, oder die Entzündung so hochgestiegen ist, daß sie ihre Flüssigkeiten weder aufnehmen, noch weiter senden können, und sie folglich faulen.

Man mus hierbey den Unterschied zwischen dem Fieber, welches einen um sich greifenden Brand begleitet, und aus einer innerlichen Ursache entsteht; und dem symptomatischen Fieber, welches auf äusserliche Beschädigungen folgt, genau beobachten. Denn wie in beyden die äusserlichen Merkmale von einander abweichen, so ist auch die Art, nach welcher man ihnen begegnen mus, verschieden.

Der Verfasser erläutert dieses durch einige Beyspiele, und sucht die Verdrängung der schlimmsten Zufälle, die bey dieser Art vom Brande entstehen, in der Verhinderung des Einflusses der scharfen Säfte in die lebendigen Theile, und preiset in dieser Absicht vornehmlich die Fieberrinde an.

Hierauf folgen einige Anmerkungen, welche diese

diese Art vom Brande, wenn er von der Schärfe der Flüssigkeiten entspringt, und den Umstand wo ein um sich greifender Brand zu fürchten ist betreffen.

Das letzte Kapitel enthält eine Untersuchung der Natur und des Nutzens der äußerlichen Mittel, welche dem Fortgange des Brandes entgegen gesetzt werden. Insonderheit soll man solche Bähungen brauchen, welche zu den eingesperreten und ausgetretenen Flüssigkeiten bringen und sie auflösen, zugleich aber die entzündeten und ausgebreiteten Theile erweichen, und der Fäulnis widerstehen, und die Ablösung eines Theils, wenn sie nöthig ist, nicht eher unternehmen, als bis die Entzündung aufgehört, und die Zeitigung vollkommen geworden.

VIII.

Lectures on select subjects in Mechanics, Hydrostatics, Pneumatics and Optics: with the use of the Globes; the art of dialing and the Calculation of the mean times of new and full Moons and Eclipses by James Ferguson, London 1760. in 8. 429 S. und 23 Kupfertafeln.

Wir empfangen von Herrn Ferguson eine neue Probe seiner Bemühungen, mathematische und physische Wahrheiten aufzuhellen, und dem menschlichen Verstande begreiflicher zu machen. Die gegenwärtige Schrift ist eine gemischte Sammlung von Vorlesungen, die er über dergleichen Wahrheiten gehalten. Die erste handelt von den Materien und ihren Eigenschaften; die zweite von Centralkräften; die dritte von mechanischen Kräften; die vierte von Mühlen, Kranichen, Wagen, und der Maschine, womit man Pfähle einschlägt; die fünfte von hydrostatischen und hydraulischen Maschinen überhaupt; die sechste von der Luft und von Maschinen, die ihre Eigenschaften und Wirkungen zeigen; die siebente von der Sehekunst; die achte beschreibt die durch Ringe vorgestellte Himmelskugel, und erweist ihren Nutzen. In der neunten werden die Grundsätze der Kunstsonnenuhren, durch Hülfe eines

nes guten Globi oder einer Leiter von Breiten und Stunden zu verfertigen, vorgetragen; die zehnte ist auch der Betrachtung der Sonnenuhren gewidmet, und enthält die Methode, sie arithmetisch zu verfertigen, welches denen, die die Anfangsgründe der Trigonometrie gefasst haben, angenehmer seyn wird, und die elfte zeigt, wie man die mittlere Zeit jedes neuen oder vollen Mondes, oder ieder Sonnenfinsternis von der Schöpfung der Welt an bis aufs Jahr Christi 5800 berechnen soll.

Es läßt sich von dem Buche kein Auszug machen, theils weil es meistens bekannte Sachen enthält, theils weil sich das meiste auf die Abzeichnungen der Maschinen bezieht. Leser, die sich mit mathematischen Rechnungen nicht vermengen können oder wollen, und doch begierig sind, von den hier erläuterten Wahrheiten richtige Begriffe zu erlangen, werden ihre Mühe, die sie auf Durchlesung dieser Schrift wenden werden, niemals zu bereuen Ursache haben.

IX.

Von der Unterweisung und einer guten
Erziehung. *)*recti cultus pectora roborant.*

HOR.

Die gute Ordnung in der Welt hängt von nichts so sehr ab, als von einer sorgfältigen Erziehung der Kinder. Kaum ist irgend etwas schwerer, und kaum erfordert irgend etwas eine vorsichtigeren, fleißigeren und beständigeren Anwendung unsrer Sorgen und Bemühungen.

Es ist ein bekannter Ausspruch des Phillip Melancthon, daß es drey Dinge gebe, die man für ausserordentlich schwer halten müsse, nämlich, Kinder zu gebären; sie zu unterrichten, und zu Menschen zu machen; und sie zu regieren, wenn sie das männliche Alter erreicht haben. Die Unterweisung und gute Erziehung der Kinder ist unter diesen drey Dingen nicht das leichteste. Denn wenn dieselbe auf eine für die Kinder vorthellhafteste Art eingerichtet werden soll: so erfordert sie nicht nur einen grossen Fleis, ihre besondern Fähigkeiten und Gemüthsarten zu erkennen, sondern auch eine grosse Vorsicht, sie auf eine gute Art zu len.

F 5

*) aus dem Universal-Magazine übersetzt.

lenken, und eine ununterbrochene Sorgfalt und Bemühung, sie nach und nach zur Tugend zu bilden.

Es wird viel Verstand und Fleis erfordert, sich ein ansehnliches Vermögen zusammen zu bringen; es gehört viel Kunst und Arbeit dazu, ein grosses und regelmässiges Gebäude aufzuführen: aber das grössste und edelste Werk von der Welt, und die Wirkung der grösssten Klugheit und Sorgfalt, ist, einen Menschen zu erziehen, und ihn zur Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mässigung zu bilden, und zu allen Gattungen rechtschaffener und würdiger Handlungen geschickt zu machen.

Zuförderst ist es nothwendig, daß man, so viel möglich, sich bemühe, die Gemüthsart und Neigungen der Kinder kennen zu lernen, damit sie, durch ein gewisses Verständnis mit ihrer Natur, auf die angenehmste und leichteste Art gelenket werden mögen. Die Ackerleute sind gewohnt, die Natur des Erdbodens, den sie bebauen wollen, zu untersuchen, damit sie den Saamen nach dem Erdreich einrichten können. Es ist nicht jedes Erdreich zu allen Arten von Körnern oder Früchten geschickt; dieser Boden ist gut zu Korn, ein anderer zum Weizn. Eben so ist es mit den Neigungen und Gemüthsarten der Kinder beschaffen. Diese sind fähiger, vortreflich und tugendhaft zu werden, als jene; einige sind zu einem Laster geneigter, als zu einem andern. Dieses ist ein
grof-

tröfles Geheimnis der Natur und der Vorsicht, und es ist schwer, davon richtige und hinlängliche Rechenenschaft zu geben.

Es ist also gut, die besondern Gemüthsarten der Kinder zu kennen, damit sie auf die vortheilhafteste Art gebildet werden können. Wenn man einige Neigungen zum Guten bey ihnen wahrnimmt; so müssen solche Grundsätze in sie gelegt werden, die, durch die Uebereinstimmung mit ihren verschiedenen Gemüthsarten, geschickt sind, am geschwindesten und tiefften Wurzel zu fassen, und die, wenn sie gleichsam von dem Boden Besitz genommen, denselben zu dem Saamen andrer Tugendenden zubereiten werden. Wird man bey den Kindern einen Hang zum Bösen gewahr; so müssen solche Lehren und Grundsätze in sie gepflanzt werden, die zur Aenderung dieser übeln Gemüthsart das meiste beitragen können, damit ihre Natur, so lange sie noch zart und biegsam ist, auf den andern Weg geleitet werden möge. Es ist beynahe unglaublich, was man, durch Klugheit und Gedult, ausrichten kan, um eine verderbte Gemüthsart auf den rechten Weg zu bringen.

Diese Art, die Jugend zu ihren Pflichten, anzuführen, ist liebreicher, und ihren Neigungen angenehmer, als Zwang und Nothwendigkeit. Was man mit Vergnügen thut, geht leicht von Statten, aber so bald die Natur angestrengt und gezwun-

gezwungen wird; so bald wird alles langsam und schwerfällig. Eine jede Gemüthsart, hat ihre besondern Vorzüge; und man mus grosse Schwierigkeiten und Widerstrebungen erwarten, wenn man einen unrechten Weg nimmt. Eine Erziehung, die, den besondern Neigungen der Kinder gemäs, eingerichtet wird, gleicht dem Winde, der dem Strome nachweht; und macht, daß alles hurtig von statten gehet; dahingegen die Art der Erziehung, welche mit den natürlichen Neigungen der Kinder nicht überein kommt; dem Winde gleich ist, der dem Strome entgegen weht, und einen sehr langsamen Fortgang veranlasset.

Einige, die Eifer ohne Känntnis besitzen, bemühen sich nach den Grundsätzen, nach welchen sie selbst erzogen worden, ungemein, in die Seelen der Jugend geringe und übelgegründete Meinungen zu pflanzen, und sie zu einer gewissen Partey dadurch zu gewöhnen, daß sie ihnen die dieser Partey eigenthümliche Begriffe und Redensarten beybringen, welche, bey einer genauern Prüfung, weder Zusammenhang noch Verstand haben. Solchergestalt geben sie sich, an statt den Kindern wahrre und ächte Grundsätze einzuprägen, viele Mühe, sie in einigen unerheblichen, zweifelhaften, und vielleicht ganz falschen Lehren zu unterrichten.

In der That ist nichts so allgemein, und so sehr zu bedauern, als daß einige übelunterwiesene
und

mit unwissende Leute, mit einem zuversichtlichen Tadel und verachtungsvollen Mitleiden die Blindheit und Unwissenheit derjenigen beklagen, die tausendmal mehr wahre Känntnis und Geschicklichkeit besitzen, als sie selbst. Aber was ist die Frucht einer schlechten Erziehung? Die Ernte ist so, wie der Ackerbau war; und wenn man keine gute Körner säet; so kan man keine gute Früchte erwarten. Sie haben Wind gesäet, und werden Wirbelwind ernden, wie der Prophet sagt.

Känntnis und Ausübung helfen einander wechselseitig fort. Die Känntnis bereitet zur Ausübung zu; und die Ausübung ist der beste Weg, die Känntnis vollkommen zu machen. Die blosser Speculation ist nur roh, wenn man sie mit der wahren Känntnis vergleicht, die man durch Ausübung und Erfahrung erlangt. Die vollkommenste Wissenschaft in der Geographie ist nichts, in Vergleichung mit den Känntnissen eines Menschen, der gereiset ist, und die Länder, von welchen er gelesen, mit Nutzen gesehen hat. Die Känntnis, welche durch die Erfahrung vollkommen gemacht worden, ist von der blossen Speculation eben so weit unterschieden, als die Fähigkeit, etwas zu thun, von der Geschicklichkeit, zu sagen, wie es gethan werden soll, unterschieden ist. Denn die Menschen können leicht die Regeln falsch einsehen, aber Uebung und Erfahrung werden selten hintergangen.

gezwungen wird; so bald wird alles langsam und schwerfällig. Eine jede Gemüthsart, hat ihre besondern Vorzüge; und man mus große Schwierigkeiten und Widerstrebungen erwarten, wenn man einen unrecten Weg nimmt. Eine Erziehung, die, den besondern Neigungen der Kinder gemäs, eingerichtet wird, gleicht dem Winde, der dem Ströme nachweht; und macht, daß alles hurtig von statten gehet; dahingegen die Art der Erziehung, welche mit den natürlichen Neigungen der Kinder nicht überein kommt; dem Winde gleich ist, der dem Ströme entgegen weht, und einen sehr langsamen Fortgang veranlasset.

Einige, die Eifer ohne Ränntnis besitzen, bemühen sich nach den Grundsätzen, nach welchen sie selbst erzogen worden, ungemein, in die Seelen der Jugend geringe und übelgegründete Meinungen zu pflanzen, und sie zu einer gewissen Partey dadurch zu gewöhnen, daß sie ihnen die dieser Partey eigenthümliche Begriffe und Redensarten beybringen, welche, bey einer genauern Prüfung, weder Zusammenhang noch Verstand haben. Solchergestalt geben sie sich, an statt den Kindern wahrre und ächte Grundsätze einzuprägen, viele Mühe, sie in einigen unerheblichen, zweifelhaften, und viel leicht ganz falschen Lehren zu unterrichten.

In der That ist nichts so allgemein, und so sehr zu bedauern, als daß einige übelunterrichtete und

und unwissende Leute, mit einem zuversichtlichen Tadel und verachtungsvollen Mitleiden die Blindheit und Unwissenheit derjenigen beklagen, die tausendmal mehr wahre Känntnis und Geschicklichkeit besitzen, als sie selbst. Aber was ist die Frucht einer schlechten Erziehung? Die Ernte ist so, wie der Ackerbau war; und wenn man keine gute Körner säet; so kan man keine gute Früchte erwarten. Sie haben Wind gesäet, und werden Wirbelwind ernden, wie der Prophet sagt.

Känntnis und Ausübung helfen einander wechselseitig fort. Die Känntnis bereitet zur Ausübung zu; und die Ausübung ist der beste Weg, die Känntnis vollkommen zu machen. Die blosser Speculation ist nur roh, wenn man sie mit der wahren Känntnis vergleicht, die man durch Ausübung und Erfahrung erlangt. Die vollkommenste Wissenschaft in der Geographie ist nichts, in Vergleichung mit den Känntnissen eines Menschen, der gereiset ist, und die Länder, von welchen er gelesen, mit Nutzen gesehen hat. Die Känntnis, welche durch die Erfahrung vollkommen gemacht worden, ist von der blossen Speculation eben so weit unterschieden, als die Fähigkeit, etwas zu thun, von der Geschicklichkeit, zu sagen, wie es gethan werden soll, unterschieden ist. Denn die Menschen können leicht die Regeln falsch einsehen, aber Uebung und Erfahrung werden selten hintergangen.

Xenophon erzählt, daß die Persier ihre Kinder, an statt sie gelehrt zu machen, zur Tugend angeführt, und ihnen, an statt ihre Köpfe mit Speculationen anzufüllen, Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit, und Entschlossenheit gelehrt, und sich bestrebet haben, sie weise und tapfer, gerecht und mäßig zu machen. Auch Lykurg war, bey der Einrichtung der lacedämonischen Republik, nicht um die Gelehrsamkeit, sondern um die Lebensart und Sitten der Kinder besorgt. Dem ungeachtet mus man nicht vergessen, daß die Sorge um ben- des am besten ist, und daß die Gelehrsamkeit viel beitragen kan, die Sitten der Kinder zu bilden, und sie weiser und besser zu machen. Man kan also, mit Erlaubnis dieses grossen und weisen Gesetzgebers, wohl behaupten, daß dieses ein Fehler in seiner Einrichtung war, weil die Gelehrsamkeit, wenn sie von ächter Weisheit und Güte des Herzens geleitet wird, nicht nur eine Zierde ist, sondern auch zur bessern Regierung eines Königreichs oder einer Republik viele Vortheile verschaffen kan.

Es ist, zum Exempel, eine alte und eine sehr gute Regel: *maxima debetur pueris reuerentia.* Viele Dinge können, nach den Gesetzen, gethan werden; allein es würde nicht flug noch rathsam seyn, sie vor allen Personen zu thun. Einige Worte und Handlungen sind so gemein und niedrig, daß es sich nicht schicken würde, sie vor den-
 jeni-

jenigen Personen, welchen wir Ehrerbietung schuldig sind, zu sagen oder zu unternehmen. Nur unter Personen, die einander an Alter und Stande gleich sind, giebt es eine gewisse Freyheit im Umgang, die, wenn wir uns ihrer gegen unsre Obern und gegen Vornehmere, bedienen wollten, eine Verachtung gegen sie anzeigen, und die uns Verachtung zuziehen würde, wenn wir uns ihrer gegen Personen bedienen, die geringer sind, als wir.

Man mus erwägen, daß Kinder die Gränzen des Guten und Bösen nicht kennen; und daß, wenn wir in unsern Worten oder Handlungen über die Schranken des Guten hinausgehen, wir in Gefahr sind, ihnen den Weg zum Bösen zu zeigen. Kinder sind nicht gewohnt, um die Schritte, die sie thun, besorgt zu seyn, und man darf sie nicht an einem Abgrunde, oder auf einem gefährlichen Orte, spielen lassen, wo ein Mann, der sich in acht zu nehmen weis, sicher genug gehen würde. Um die unachtsame Jugend so sehr als möglich, von den Gränzen des Bösen zu entfernen, müssen alle Worte und Handlungen mit Ernst und Vorsichtigkeit gesagt und unternommen werden, damit sie nichts sehen noch hören, das sie an die Ufer des Lasters führen könnte, und damit sie nicht gerade da, wo sie sind, stehen bleiben, sondern einen Schritt weiter gehen, als sie zu gehen die Absicht hatten.

Bei den Verweisen und Züchtigungen, die einen Theil der Erziehung ausmachen, werden viele Fehler begangen. Man sollte vor allen Dingen sie zu ihrer Schuldigkeit auf eine angenehme Art anweisen, und durch vernünftige Bewegungsgründe in ihnen die Liebe des Guten hervor zu bringen suchen; zuweilen durch Lob und Belohnungen; zuweilen durch Tadel und Unwillen. Man schreite aber nie zu einer grossen Strenge, die der menschlichen Natur gar nicht gemäs ist. Ein Gemisch von klugen und zu rechter Zeit angebrachten Verweisen und Züchtigungen können gute Wirkungen haben; aber Schläge sind nicht für den Menschen. Die menschliche Natur kan durch sie getrieben werden; aber sie will durch sanftere und gelindere Wege geleitet seyn.

Speusippus lies die Gemälde der Freude und Frölichkeit in seiner Schule umhersehen, um anzuzeigen, daß das Geschäft der Erziehung so angenehm gemacht werden solle, als es nur möglich ist; und in der That hat die Jugend alle Ermunterung zu den Wissenschaften nöthig. *Metus haud diuturni magister. off. ii*, sagt Tullius. Die Furcht allein wird einem Menschen nicht seine Schuldigkeit lehren, noch ihn lange Zeit in derselben erhalten. Denn sobald die Furcht vorüber ist, wird die Natur sich in Freyheit setzen, und nach ihrer Willkühr verfahren. Ueber dieses machen die zu östern Züchtigun-

zuchtungen, daß die Strafen ihren Nachdruck verlieren, und daß die Kinder gegen dieselben fühllos werden; sie lernen die Züchtigungen verachten, wenn sie finden, daß sie dieselben aushalten können.

Eine zu grosse Strenge bringt oft Wirkungen hervor, die denjenigen ganz entgegen gesetzt sind, die man hervor zu bringen gedachte; und zuweilen hassen diejenigen, welche in einer strengen Schule erzogen worden, die Wissenschaften wegen der Grausamkeit, mit der man sie zu denselben gezwungen hat. Eben dieses kan von allen Versuchen gesagt werden, den Kindern durch eine unvernünftige Strenge tugendhafte Grundsätze bezubringen. Ein solches Verfahren bringt in ihnen einen immerwährenden Ekel hervor, und läßt sie, wie Erasmus sagt, *virtutem simul odisse et nosse*. Aber auf diese Art wird die Tugend ihnen unter einer sehr nachtheiligen Gestalt dargestellt, und das Gute und Böse wird zu nahe zusammen gebracht. So oft die Kinder nachhero an die Tugend denken, so oft erinnern sie sich der Strenge, mit welcher die Unterweisung in derselben verknüpft war; und der natürliche Haß, welchen die Menschen gegen die Bestrafungen hegen, wird auf diese Art der Tugend selbst zur Last gelegt.

Man sollte dieses alles desto genauer erwägen, je häufiger die Beispiele sind, daß Kinder

eben nicht wohl gerathen, welche unter der Aufsicht strenger Aeltern, Hofmeister, oder Lehrer gestanden. Man kan hiervon keine andre Ursache angeben, als daß die Natur desto mehr widerstrebt, je mehr sie gezwungen wird. Sie hat hierinnen einige Gleichheit mit der Feder einer Maschine, die, wenn sie mit Gewalt zurück gebogen wird, alsdenn, so bald man wieder nachläßt, mit desto grösserer Hestigkeit zurückspringt. Auf gleiche Art pflegen die lasterhaften Reigungen, wenn sie blos durch Strenge in Zaum gehalten werden, mit Gewalt hervor zu brechen, so bald denselben durch die Zucht nicht weiter Einhalt gethan wird.

Ein anderer Fehler ist, wenn Berweise und Züchtigungen von Zorn und Unwillen begleitet werden. Es äussert sich alsdenn bey der Bestrafung einer Vergehung, eine andere und vielleicht noch grössere Vergehung. Man sieht auch die Berweise und Züchtigungen für Rache und Hasen, die gemeiniglich nicht überreden und bessern, sondern reizen und aufbringen. Die Züchtigungen sind eine Art von Arzney, die niemals in der Hitze, sondern nach vorhergegangener Ueberlegung gegeben werden sollte. Ein Vater ist ein Fürst und Richter in seiner Familie, wo er Gesetze giebt, und die Uebettreter züchtigt und bestraft. Aber wie unanständig würde es für einen Richter seyn, wenn er im Zorne ein Urtheil fällen

len: wollte? Eben so wenig steht es einem Vater an, wenn er sein Kind in der Hitze und im Zorn züchtigt. Wenn ein Vater sich in dieser Verfassung selbst sehen und wahrnehmen sollte, wie übel ihm seine Hitze ansteht: so würde er, anstatt auf sein Kind zornig zu seyn, auf sich selbst unwillig werden.

Es giebt in der That einige wilde und unbändige Naturen, ungeheure und fetsame Gemüthsarten, hart, wie die Felsen, und dürr, wie der Sand am Meere, begabt mit starken und frühen Neigungen zum Laster, und mit einer heftigen Antipathie gegen die Tugend. Solche Gemüthsarten lassen fast keine Hofnung mehr übrig, aber sie sind doch nicht ganz unbiegsam. Sie erscheinen zuweilen in der Welt, als Beispiele von der grossen Verderbnis der menschlichen Natur; aber in der That giebt es keine Gemüthsart, die schlechterdings und unwiderruflich wider die Tugend eingenommen seyn könnte. Man mus dahero die meisten Gemüthsarten für fähig halten, eine gute Erziehung anzunehmen, und der gute Erfolg davon ist höchst wahrscheinlich, wenn die Sache mit der gehörigen Sorgfalt und Klugheit angefangen wird.

Eine gute Erziehung verschafft der Tugend den Vortheil des ersten Besizes. Die Seele des Menschen ist ein geschäftiges Wesen, das sich

sich mit dieser oder jener Sache zu schaffen machen will. Es kan nicht müßig seyn, und wird daher mit dem ersten, das sich ihm anbietet, beschäftigen. So bald die Vernunft sich zeigt, und der Verstand geübt zu werden anfängt; so bald äussert der Mensch einen Durst nach Kenntnissen, und er sucht diesen Durst in dem ersten, das ihm entgegen kommt, zu stillen. Wenn nicht die Wasser des Lebens und die reine Quelle der Tugend diesen Durst befriedigen; so wird er ihn in den Sümpfen und unreinen Lüssen dieser Welt zu löschen suchen.

Da also die jungen Seelen mit etwas beschäftigt seyn wollen: so ist es gut, sie mit den besten Sachen, mit den besten Begriffen und Grundsätzen, deren ihr Verstand und Alter fähig ist, zu unterhalten. Es ist ein ungemeiner Vortheil, sie gleich Anfangs den bessern Weg zu leiten, und der Tugend den ersten Besiz ihrer zarten Herzen zu verschaffen.

Eine gute Erziehung gewährt auch den Vortheil der Gewohnheit; und die Gewohnheit hat eine grosse Gewalt über uns. Sie ist, wie Plinius sagt, *efficacissimus omnium rerum magister*. Sie ist eine zwote Natur, und hat auf alle menschliche Handlungen einen grossen Einflus. Die Menschen thun das, wozu sie sich gewöhnt haben, gern und mit Leichtigkeit; hin-
gegen

gegenfällt es ihnen schwer, wider ihre Gewohnheit zu handeln.

Die Gewohnheiten, die man in der Jugend annimmt, sind unter allen die stärksten, und daher hat die gute Erziehung der Kinder, einen so grossen und fortbauernben Einfluss auf ihre ganze Lebenszeit. Denn die Erziehung besteht in nichts anders, als in gewissen Gewohnheiten, die in der Kindheit gepflanzt worden, und die zu der Zeit, da die Natur noch zart war, tiefe Wurzel gefasst haben.

Die allgemeine Erfahrung lehrt uns, wie gefährlich eine üble Gewohnheit ist, und wie schwer es fällt, sie zu ändern. Wir sind von Natur zum Bösen geneigt, aber dieses darf uns nicht alle Hoffnung nehmen, weil es nach der Erfahrung gewiss ist, daß in vielen Fällen eine entgegengesetzte Gewohnheit auch alsdenn viel ausgerichtet hat, wenn die Natur geneigt war, den andern Weg zu gehen. Durch einen festen Entschlus, und mit fast unendlicher Mühe änderte Demosthenes nach einer langen Gewohnheit die natürlichen Unvollkommenheiten seiner Sprache, und er wurde, selbst zum Troste der Natur, der grösste Redner, der vielleicht jemals gelebt hat. Dieses macht einen völligen Beweis aus; denn, was wirklich geschehen ist, mus geschehen können. Es ist also nicht ohne Ausnahme wahr,

hen in unsern Kindern wieder auf. Der Sohn Sirachs spricht folgendergestalt von dem Troste, den ein guter Vater an einem wohlgezogenen Sohn findet: Ob er gleich stirbt; so ist es doch, als wenn er nicht todt wäre, denn er läßt einen nach sich, der ihm gleich ist. In seinem Leben sahe er ihn, und freute sich über ihn, und in seinem Tode hat er keine Bekümmernis.

Man mus ferner betrachten, daß der sicherste Grund der allgemeinen Wohlfahrt und Glückseligkeit in der guten Erziehung der Kinder liegt. Familien werden durch Kinder vermehret, und Städte und Nationen bestehen aus Familien. Es ist der öffentlichen Glückseligkeit an einer guten Erziehung der Kinder so viel gelegen, daß ehemals, in den am besten eingerichteten Republiken, diese Sorge mehr der Obrigkeit, als den Aeltern aufgetragen wurde.

Als Antipater von den Spartanern funfzig ihrer Kinder zu Geißeln verlangte; so erboten sie sich, ihm lieber funfzig erwachsene Personen zu geben; für so gros hielten sie den Verlust der Erziehung in ihrem Vaterlande. Es giebt verschiedene Wege, die Menschen zu bessern, unter welche auch die Gesetze der bürgerlichen Macht gehören; aber die Besserung der Welt wird,

wird, mit dem besten Erfolge, bey den Kindern angefangen. Heilsame Geseze sind nur langsame und späte Wege; das frühzeitigste und kürzeste Mittel ist eine gute Erziehung: Dieses ist ein verwahrendes Mittel wider das Böse, dahingegen alle Nebenwege nur heilende Mittel sind, welche die Verabsäumung und Unterlassung einer frühzeitigen Sorge voraussetzen.

Da unsre Geseze den Aeltern so viel überlassen; so sollte unsre Vorsorge desto grösser seyn; und wir sollten uns erinnern, daß wir unsre Kinder für das Publicum erziehen, und daß dieselben, wenn sie als Männer so fort leben, wie sie aus unsern Händen kommen, entweder die öffentliche Wohlfahrt oder das öffentliche Unglück befördern. Wir können uns dahero um das menschliche Geschlecht nicht verdienter machen; und der Welt keine grössere Wohlthat erweisen; als wenn wir dieselben mit wohlgerathenen Abkömmlingen bevölkern. Tugendhafte Kinder sind die Hofnung der Nachkommenschaft, und wir können der Welt kein besseres Vermächtnis bescheiden.

Ob gleich die Rechtschaffenheit des Herzens der vornehmste Punct bey der Erziehung seyn mus: so mus man dieselbe doch nie, von der Artigkeit der Sitten und des Umgangs, trennen.

Man sollte nicht eine Art von Erziehung für einen gelehrten Mann, und eine andre Art für einen artigen Mann, bestimmen. Viele Leute, die nicht nachdenken, glauben, daß ein jeder gelehrter Mann ein einfältiger Tropf seyn müsse, weil sie gesehen haben, daß es viele waren, die man für gelehrt hielt. Sie nehmen für ausgemacht an, daß ein Mann, der einen grossen Vorrath von Büchern um sich herum hat, eben deswegen für die grosse Welt ungeschickt sey. Ehemals war die Mischelligkeit zwischen der Wissenschaft, und der Fähigkeit zu Geschäften, zwischen der Artigkeit und Gelehrsamkeit, nicht so gemein, als sie es vielleicht in den neuern Zeiten ist. Wie viel grosse Männer des Alterthums haben nicht den Character eines Gelehrten, mit dem Character eines Weltmanns in sich vereinigt? Viele von den berühmtesten alten Philosophen thaten sich an den Höfen der Grossen eben so sehr hervor, als in den Spaziergängen der Weltweisen.

Die neuern Zeiten bieten uns ebenfalls Beispiele dieser Arten dar, aber sie sind in der That feltener. Verschiedene Staatsmänner und Personen vom höchsten Range sind in neuern Zeiten geschickte Gelehrte gewesen; und viele grosse Character, die izt öffentliche Ehrenstellen bekleiden, sind in den Künsten und Wissenschaften vortref-

lich, und haben mit ihnen die Känntnis der Welt zu verbinden gewusst.

Aus diesem allen wird erhellen, daß der vornehmste Endzweck der Erziehung ist, uns weise und tugendhaft, andern nützlich und uns glücklich zu machen. Die ganze Kunst der Erziehung ist von einem kleinen Umfange, und kan auf einen einzigen Punct zurückgebracht werden, nämlich, die natürlichen und sittlichen Kräfte, mit welchen der Mensch begabt ist, durch Darbringung gehöriger Gegenstände, zu entwickeln und zu üben; auf ihren Wachsthum Acht zu haben, damit sie sich nicht von ihren Endzwecken entfernen, oder in ihren Wirkungen durch fremde Gewalt beunruhigt werden; und sie auf alle Endzwecke des öffentlichen und Privatlebens zu richten. Dieses ist nur eine Wiederholung der alten weisheitsvollen Regel: Folgt der Natur.

Allein, da der Mensch sehr frühzeitig durch verschiedene unvermeidliche Zufälle von seinen Grundsätzen und Sitten entfernt werden kan: so gehört zum andern Theil der Erziehung, seine Neigungen zu bessern, die Grundsätze und Gewohnheiten, die er angenommen hat, auszureutten, und die Seele zu ihrem gesunden Zustande zurückzubringen.

Der

Der erste Theil der Erziehung kan der bildende, der letzte aber der heilende genennet werden, welcher dem andern zu Hülfe kommen und seine Mängel und Irrthümer verbessern mus.

Das Genie und die Neigungen des Menschen mögen beschaffen seyn wie sie wollen: so ist es klar, daß die Absicht der Erziehung nicht seyn kan, ihm neue Fähigkeiten zu geben; sondern diejenigen, die er hat, zu bessern und zu üben. Die grosse Frage ist: wie diese Absicht erreicht werden kan? Man kan sie vornehmlich durch diese drey Wege erreichen: durch Unterricht; durch Gewohnheit; und durch Beispiel; welche alle unter dem allgemeinen Nahmen der Bildung begriffen werden. Diese sind die grossen Triebfedern, wodurch das ganze Werk der Erziehung in Bewegung gesetzt wird, und von welchen keine mangeln darf.

Auf diese drey Wege beziehen sich eben so viele Grundtriebe unsrer Natur, wodurch jene wirksam gemacht werden. Auf den Unterricht bezieht sich die Liebe zur Wissenschaft, oder die Neugierde und Gelehrigkeit. Mit dem zweiten Wege stimmt unsre Geneigtheit, Gewohnheiten an uns zu nehmen, oder ein gewissen Hang, das zu wiederholen, was wir oft gethan haben, überein. Für den dritten gehört die Liebe zur Nachahmung; die für den stärksten Grundtrieb der menschlichen Natur

Natur gehalten werden kan. Dieses war die *δύναμις μυστικὴ* der Alten, durch welche sie viele Künste und Vergnügungen des Lebens ausfindig machten.

Bermittelt diese Neigungen wird der Mensch der Bildung fähig, und, dem Unterricht, den er erhält; den Gewohnheiten, die er annimmt, und den Beyspielen, den er folgt, gemäß, wird er entweder tugendhaft, oder lasterhaft, nützlich oder unbedeutend werden. Wie sich die Erziehung folchergestalt in drey verschiedene Arten abtheilt; also wird sie desto vollkommener werden, je geschickter man dieselben zu verbinden und anzuwenden weis.

Neue Bücher.

1) *The genuine remains in verse and prose of Mr. Samuel Butler Author of Hudibras. Published from the original manuscripts, formerly in the possession of William Longueville Esq; with notes by R. Thyer Keeper of the public library at Manchester. 8vo. 2 Vols.*

Der Herausgeber der ächten poetischen und profaischen Schriften des Butler, hat in seiner Vorrede hinlängliche Beweise für die Authenticität dieser Sammlung angegeben. Der erste Band enthält die poetischen Stücke. In den meisten derselben findet man den spaßhaften Ton, der ihrem Verfasser so eigen war; allein es sind einige darunter, welche seinen Ruhm nicht vergrößern werden. Die profaischen Stücke, aus welchen der zweyte Band besteht, und welche Characters benennt sind, machen ihren Verfasser mehr Ehre. Denn obgleich in der Zeichnung der Character wenig Mannichfaltigkeit herrscht; so fehlt es ihnen doch, überhaupt davon zu reden, nicht an einem starken und körnichten Ausdruck, und sie sind Beweise von des Verfassers Bekantschaft mit Menschen und Büchern.

2) *A treatise on the diseases and lamenesss of horses, by W. Osmer.*

Diese Abhandlung von den Krankheiten der Pferde, der Geschöpfe, die unsre Bequemlichkeit und unser Vergnügen befördern, ist sehr lesenswürdig. Besonders verdient der Verfasser alle Aufmerksamkeit, wenn er vom Beschlagen der Pferde redet. Er ist auch deswegen zu empfehlen, weil er nie die Natur derselben aus den Augen läßt. Er macht die
rich-

richtigsten Anmerkungen über die Ungerechtigkeiten der gemeinen Kunststücke und über die Unwissenheit der Nosärzte, die so viele von ihren unglücklichen Patienten auf eine grausame Art aus der Welt hinausscuriren; oder sie doch wenigstens auf ihre Lebenszeit lähmen und zu Schanden machen: welches für diese arme Thiere viel schlimmer ist, als der Tod, der ihrem Elend ein Ende machen würde, anstatt daß diese unwissenden Leute es nur verlängern — zu geschweigen, daß auf diese Art die Eigenthümer grossen Schaden leiden.

3) *A letter to the reverend Samuel Chandler, D. D. concerning the christian doctrine of future punishment, by Samuel Bourn.*

Der Verfasser dieses Briefs ist der Meinung, daß die künftige Bestrafung, welche den Gottlosen im neuen Testamente angedrohet wird, in einer gänzlichen Vernichtung ihres Wesens bestehe. Man ersiehet aus diesem Schreiben, daß hingegen D. Chandler öffentlich behauptet habe, diese Lehre käme mit den christlichen Glaubenslehren nicht im mindesten überein. Die Absicht dieses Schreibens ist also, den D. Chandler zu einer freundschaftlichen Untersuchung einzuladen; und es ist zu wünschen, daß er diese Einladung annehmen möge, da die Sache unstreitig von grosser Wichtigkeit ist.

Inhalt.

- I. *Robertson's* history of Scotland.
- II. Remarks upon the natural history of religion
by Mr. Hume.
- III. *Ball's* modern practice of Physic.
- IV. *Hill's* origin and production of proliferous
flowers.
- V. *Pearfall's* Contemplations.
- VI. *Robertson's* Sermon.
- VII. *Kirkland's* treatise on gangrenes.
- VIII. *Ferguson's* Lectures on select subjects in
Mechanicks.
- IX. Von der Unterweisung und einer guten Erzie-
hung. Aus dem Univ. Mag. übersetzt.
- X. Neue Bücher.

Brittische
Bibliothek.

Fünfter Band.
Zweytes Stück.

Leipzig,
bey Johann Wendler.

1761.

1910

1911

1912

1913

1914

1915

1916

1917

1918

1919

L.

Indifference for religion inexcusable: or a ferocious impartial and practical Review of the Certainty, Importance and Harmony of religion both natural and revealed — by Samuel Squire D. D. &c. the second edition Lond. 1759. 8.

Wenn wir gewohnt wären, uns eines sehr bekannten und genugsam authorisirten Kunstgriffes gewisser Recensenten zu bedienen, und mit diesen, nach einigen auf die Vorrede und Ueberschriften der Capitel geworfenen Blicken, sogleich ein öffentliches Urtheil von der Güte einer Arbeit zu fällen; und wenn wir auch gleich oft so glücklich gewesen wären, das blind zu errathen, was ein Sehender nach uns wirklich angetroffen, so würden wir doch gewis diesmal es nicht haben seyn können. Und wenn uns auch niemals unsere Leser auf dem Betruge ertappt hätten, so würden sie ihn bey dieser Gelegenheit haben gewahr werden müssen. Noch ist uns kein Buch vorgekommen, dessen Verfasser seine wahre Meinung so künstlich zu verbergen gewusst hätte. Wir haben wirklich fünf und fünfzig Seiten nacheinander, und neun und zwanzig Abschnitte durchgelesen, ohne den Betrug zu merken. Wir glaubten gänzlich, das, was wir diese viele Seiten hindurch lasen, handele von der natürlichen Religion, wie

§ 2

der

der Titel verspricht, und hoffeten nun bald einen näheren Unterricht von dem geoffenbarten Glauben der Christen zu finden. Wir lasen weiter bis zum sechs und dreyßigsten Abschnitte, und nun merkten wir erst, daß wir nichts weiter zu hoffen hätten, als eine Anweisung einer geoffenbarten natürlichen Religion, in einem Buche, wo der Titel nichts gewisses als Beweise für die geoffenbarte christliche Religion erwarten hieß. Nun verstanden wir erst, was die erwiesene Uebereinstimmung der natürlichen sowohl als geoffenbarten Religion, von der die Aufschrift redet, zu bedeuten habe, und welches die unverantwortliche Gleichgültigkeit in der Religion seyn sollte. Unter dieser versteht Hr. Squire die Hartnäckigkeit eines Christen, nach der er die natürliche Religion zur Seligkeit für unzulänglich hält. Jene Uebereinstimmung aber ist ihm nichts anders, als eine Wiederholung und Bestätigung aller Religionswahrheiten, die die Vernunft entdecken könnte; gesetzt, daß sie es auch nicht wirklich gethan, in den Schriften des neuen Testaments, durch Jesum und seine Apostel.

Der wahre und eigentliche Titel des Buchs sollte also dieser seyn:

Unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen die natürliche Religion, oder ein unparteyischer Beweis, daß die geoffenbarte Religion der Christen keine andere, als die natürliche Religion eines Sokrates sey,

sey, und dieser sie eben sowohl geprediget, als Jesus, nur daß jener kein von Gott gesandter Prophet wie dieser gewesen.

Es ist uns sauer geworden diese Lasterung herzuschreiben. Sie kömmt uns so schrecklich für, daß wir unsern eigenen Augen nicht trauen wollen, und daher die Stelle selbst hersehen, in der wir sie gefunden zu haben glauben. Sie ist auf der fünf und sechzigsten Seite im zwey und dreyßigsten Abschnitte. Der Verfasser hat vorher bewiesen, daß die Wahrheiten der natürlichen Religion von Zeit zu Zeit sehr verstellt worden, und daher eine Offenbarung derselben nöthig gewesen. In diesem Beweise fährt er also fort — Many excellent things undoubtedly were spoken by the Grecian Socrates: nor are the writings of the Chinese Confucius destitute of noble maxims and exalted principles of moral conduct: but were Socrates and Confucius lawgivers of mankind, or did they ever pretend to offer any proofs of the divine mission? — Had they permission from the God of nature to say, *do this, and you shall live for ever?* Wenn nun der Verfasser in dem gleich folgenden darthut, daß Jesus Christus diese göttliche Sendung gehabt, was heißt das anders, als mit veränderten Worten sagen: es sey kein Unterschied unter seinen und den Lehren des Sokrates gewesen, als dieser, daß der letztere nicht eben so viel Ansehen gehabt. *Quæ te dementia cepit?* Und doch ist dieses noch nichts, wenn man es mit dem

dem ganzen System des Verfassers vergleicht. Auch das, was einzeln betrachtet, den Schein des Guten hat, wird in dem Zusammenhange höchst ärgerlich und anstößig. Wir wollen unsere Leser urtheilen lassen. Hier ist das System des Verfassers.

Der Glaube an Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge, ist der Grund der Religion, the foundation of religion, (das Wort religion wird hier eben so unbestimmt gebraucht, als auf den Titel; man sehe wie fein! man sehe hinzu: both natural and revealed, so hat man den wahren Sinn des Verfassers. Aber welcher Unsinn!) Dieser Glaube kann durch unwidersprechliche Beweise dargethan werden. Die Dinge, die wir mit Augen sehen, konnten weder durch einen Zufall entstehen, noch von einer andern Ursache herkommen, die geringer wäre, als Gott ist. Der Atheist mag nun sagen, was er will, so ist es doch unmöglich, daß eine vernünftige Creatur alle Gedanken von einem ewigen und allmächtigen Wesen unterdrücken könnte. (Könnten wir nicht eben so gewis sagen, und du Deist, oder wie du dich nennest, magst nun sagen was du willst, so ist es doch unmöglich, daß ein vernünftiger Leser des neuen Testaments weiter nichts als eine solche Religion, wie du sie träumest, darinnen finden sollte.) Es würde ihr aber auch wenig helfen, wenn sie dieses Wesen nur als ein allmächtiges kenne, und es ihr an Beweisen mangelte, die es deutlich machen, daß eine un-

endliche

endliche Güte eben so gewis die Eigenschaft desselben sey. Es ist daher ein Glück, daß es dem Menschen an diesen Beweisen nicht fehlet, und daß ihm auch hier die ganze Menge der geschaffenen Dinge genugsamen Unterricht ertheilt. Der Mensch ist sich selbst der grössste Beweis davon. Was konnte Gott mehr thun, um ihn glücklich zu machen, als er wirklich gethan hat? Es ist wahr; es giebt physische und sittliche Uebel in der Welt. Allein, es giebt auch einen freyen Willen des Menschen, der diese Uebel wider die göttliche Absicht eingeführet, und die Vollkommenheiten Gottes sind gerechtfertiget genug, wenn man bemerkt, daß Gott den Menschen mit allen Mitteln versehen, glücklich zu seyn; daß er ihm, wenn er glücklich seyn sollte, den freyen Gebrauch derselben verstatten müssen, und daß das Böse, das wirklich in der Welt ist, doch nicht das Gute überwiegt. Und sollten wir nicht, ohne uns lange zu besinnen, die guten Eigenschaften, die wir an den Menschen entdecken, auf die vollkommenste Art in Gott suchen? Es ist ungereimt, wenn man so oft Leute sagen höret, man kann sich von den Eigenschaften Gottes gar keinen Begriff machen. Das heisst, unvermerkt das Daseyn Gottes leugnen, und einen Grundsatz annehmen, aus dem andere die gefährliche Folge ziehen sollen, es ist kein Gott. (Ungemein richtig. Aber so ist es auch ungereimt, wenn du Deist seufzest, ich kann mir keinen Begriff von dem Geheimnisse der Erlösung machen. Das heisst, unvermerkt dieselbe leugnen, und einen Grundsatz annehmen,

nehmen, aus dem andere die ärgerliche Folge ziehen sollen, es ist keine Erlösung.) Warum will man nicht lieber sagen, wenn man einen gültigen, gerechten und weisen Menschen sieht: es muß ein erstes Wesen seyn, das alle Vollkommenheiten zugleich und unendlich besizet, und dem menschlichen Gemüthe etwas ähnliches davon einpflanzt? Auf die Ueberzeugung von diesen unendlichen Eigenschaften Gottes kömmt um so viel mehr an, je gewisser daraus der Glaube an eine göttliche Vorsehung folget. Ein solches Wesen kann kein ruhiger Zuschauer der grossen Weltbegebenheiten seyn. Wenn es aber alles regleret, so kann es mir einerley seyn, wie und auf was Art diese Regierung geschehe. Die Sache selbst ist es, von der meine Ruhe abhängt, und nachdem ich dieselbe glaube oder nicht, nachdem werde ich auch gewisse Pflichten, die ich Gott, mir selbst, und andern schuldig bin, entweder erkennen oder leugnen. Wenn ich nun aber ihre Nothwendigkeit erkannt, so werde ich auch bald sehen, wie sehr sie alle meine Glückseligkeit befördern. Das Verlangen nach derselben, das ich so sehr in mir fühle, wird mir alsdenn eine neue Regel des Wohlverhaltens seyn. Es wird mich eben die Pflichten lehren, die mir der Herr an die Vorsehung vorschreibet. Bin ich nicht so glücklich durch ihre Beobachtung, als ich erwartet, so werde ich bald auf die Muthmassung gerathen, daß es noch einen andern Zustand geben müsse, in welchem der Ungleichheit des Glücks werde abgeholfen werden. Ich nehme die Allmacht,

macht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes zu Hülfe, und meine Muthmassung wird stärker. Ich untersuche die Natur meiner Seele; ihre Fähigkeiten und Neigungen, und nun erreiche ich den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit! Allein, lehret mich auch alles dieses die Vernunft? Die Erfahrung zeigt, daß sie es nicht thut. Die weisesten Heiden waren am Ende; in Ansehung ihrer Vorstellungen von Gott; ihrem gegenwärtigen und zukünftigen Zustande, Thoren. Diese Wahrheiten konnte uns Gott allein offenbaren, und er hat es auch gethan durch Mittelspersonen, welche Jesus Christus und seine Apostel waren. (through the intervention of Jesus Christ and his Apostles.) Die Wunder waren das Siegel seiner göttlichen Sendung, und die Apostel haben keine andere Lehre gepredigt, als diejenige, die er verkündigt hatte. — Die Religion der Christen ist also die durch den Dienst Jesu Christi geoffenbarte natürliche Religion, die von keinem Erlöser, von keiner Versöhnung, von keiner Auferstehung der Leiber etwas weis. Hr. Squire wenigstens hat nichts davon in sein System gebracht. Er findet in dem neuen Testamente nichts weiter, als was einen jeden die Vernunft hätte lehren können, wenn er sich derselben zu bedienen gewußt. — In the volume, of the New Testament sind seine Worte auf der vier und siebenzigsten Seite, the whole religion of reason and nature — — is plainly discovered laid open before us, and explained. Das alte Testament kennet er gar nicht, in

so weit es uns Christen angeht, erwähnt es auch nur ein einzigesmal im Vorbeygehen, (S. 77.) und zwar so, daß wir nichts anders glauben können, als daß der Verfasser die göttliche Eingebung desselben ganz in Zweifel ziehen müsse.

Nur noch einen Beweis von dem versteckten Gifte, der durch das ganze Buch ausgestreuet ist, auch da, wo man dem ersten Ansehen nach nichts Böses vermuthen sollte. Die Ueberschrift über dem drey und vierzigsten Abschnitte ist diese: *God can give an infallible testimony of a Person inspired by enabling the Prophet to work miracles in his name. Faith, in consequence of miracles, is divine faith. It is faith in God, and not in the prophet.* Wozu wollte der Verfasser dieses letztere beweisen? Gewis aus keiner andern Ursache, als um sogar den Ausdruck des Glaubens an Christum zu verdringen, den auch der größte Socinianer in einem gewissen Verstande gelten läßt. Bey einem solchen Lehrgebäude ist es leicht, von dem Ganzen auf die Theile den Schluß zu machen, und wenn der Verfasser gleich hin und wieder viel Gutes gesagt hätte, wie wir es nicht leugnen, so würde er doch am Ende nichts gesagt haben. Es heißt auch hier: *Wenn dein Auge ein Schalk ist, so wird der ganze Leib finster seyn.*

II.

The Lord Bishop of Gloucester's Sermon, preached before the Right Honourable, House of the Lords, January 30. 1760. London 1760, 4. 23 S.

Der Bischof von Gloucester hat am Gedächtnistage des Todes Karl I. Königs von England, welcher jährlich am 30 Jänner in England als ein Bustag gefeyert wird, über die Worte Jes. 19, 13. 14. nicht sowohl eine erbauliche Rede gehalten, als eine politische Abhandlung, von den Ursachen jener merkwürdigen Begebenheit, vorgetragen, die mit solchem Beyfalle vom Oberhause aufgenommen worden, daß man ihm nicht nur dafür öffentlich gedanket, sondern ihn auch gebethen hat, seine Rede durch den Druck bekannter zu machen. Er zeigt, wie Gott die Engländer vorher geplaget, und alsdenn wieder geheilet habe. (nach Jes. 19, 22.) Jacob I folgte in der Regierung von England, auf die Könige aus dem Hause Tudor, die durch zufällige Ursachen in den Stand gesetzt worden, die Freyheit ihrer Unterthanen, wider die alte Britische Verfassung, einzuschränken. Die grossen Eigenschaften und Thaten der letzten Königin aus diesem hochmüthigen Hause, Elyabeth, machten, daß das Volk seine Ketten nicht fühlte, oder nicht zu empfinden schien. Jacob, anstatt bedachtsam zu ver-

verfahren, und dem Volke zu seinen Rechten zu verhelfen, gieng weiter, und brachte die Staatsregeln in ein ordentliches Lehrgebäude des Despotismus. Er unterrichtete seinen Sohn, den König Karl I in diesen Geheimnissen; der sie begierig annahm, und was bey seinem Vater Staatsklugheit gewesen, wurde bey ihm ein Grundsatz der Religion. Jacob war der bischöflichen Kirche gewogen, denn er betrachtete sie, wie sie denn auch in der That ist, als eine Stütze der Krone; Karl verehrte sie als eine göttliche Einsetzung. Nicht nur die bürgerlichen Rechte des Volkes waren unbekannt, oder doch verachtet, sondern auch in Ansehung des Gottesdienstes litte die Freyheit Gewalt. Beyde Könige verlangten, daß sich alle nach der einmal eingeführten Religion richten sollten; und wer Gott auf eigene und selbst erwählte Art diene, begehe, glaubten sie, ein Verbrechen wider die oberste Gewalt des Königs in Kirchensachen. Unter der Zeit, daß Karl sich bestrebte, dem Plane seines Vaters gemäs, eine despotische Gewalt zu erlangen, wuchs der Reichthum seiner Unterthanen durch den Handel, und machte, daß sie die Unterdrückung desto eher zu verhindern im Stande waren. Ganzer vierzehn Jahre suchten die Engländer Con-
stitutionsmässig ihre Rechte zu behaupten, und wollten die Beschwermissen durch Gesetze aufgehoben wissen; aber die Quelle der Gerechtigkeit war, indem sie durch den königlichen Pallast laufen mußte, ver-
giffet worden. Sie suchten Hilfe bey dem Parla-
mente, erlangten sie auch, wurden aber derselben
fo-

sogleich wieder beraubet, bis endlich in langer Zeit kein Parlament gehalten, und die letzte Zuflucht der Unglücklichen, die Hoffnung, daß es einmal besser werden könnte, ihnen geraubt wurde. Der König folgte bösen Rathgebern, und wollte, ohne Parlament, lieber arm bleiben, als das Oberhaupt eines freyen und freygebigen Volkes seyn. Man konnte schon voraus sehen, daß bey der ersten Unruhe, der Hof genöthiget seyn würde, ein Parlament zusammen zu rufen; und die Partey des Volkes, welche Country's Party genennet wurde, bediente sich der Unruhe, die wegen der Liturgie in Schottland entstanden, dieses desto eher zu erhalten. Besonders bewiesen die sogenannten Puritaner, die nachhero in viele Sekten eingetheilet worden sind, und mancherley Namen erhalten, sich hierbey sehr geschäftig. Von ihrem Ursprunge meldet der Bischof von Gloucester folgendes: Gleich nach der Glaubensverbesserung trenneten sich einige von der hohen oder bischöflichen Kirche, und wollten eine andere Ordnung haben, die sie the Discipline nenneten. Sie brachten ihre Vorstellungen an das Parlament, richteten aber mit ihren Bitten nichts aus; und suchten durch Cabalen dasjenige zu erpressen, was man ihnen so lange verweigert hatte. Allein, unter der Regierung Elisabeth und Jacobs, konnten sie ihren Zweck nicht erreichen. Karl I aber, der für die bischöfliche Kirche sehr eingenommen war, machte solche harte Gesetze wider sie, daß viele von denen Discipulians ihr Vaterland verließen, und nach Amerika über-

übergiengen. Die Schottischen Händel nöthigten den König ein Parlament zusammen zu rufen, welches auch die alte Verfassung wieder hergestellt, und die Rechte der Krone erhalten haben würde, wenn es der König nicht wider alle Regeln der Regierungskunst auseinander gehen lassen. Das neue Parlament, welches sich darauf versammelt, war unermüdet, und arbeitete so lange, bis es den König, die Reichsverfassung; und endlich sich selbst über den Haufen geworfen hatte. Anfangs machte es das berichtigte Gesetz, welches den Vorrechten des Königs ganz entgegen war; das Parlament sollte so lange sitzen, bis es ihm selbst gefiele aus einander zu gehen. Es stritte darauf mit allem Eifer wider die übertriebene Macht der Krone, die benahe despotisch geworden war. Der König hatte beyde Häuser, wie es schien, zufrieden gestellet; und diese wollten nun, ihrem Versprechen gemäs, ihn zu einem der höchsten und glorreichsten Monarchen seiner Zeit machen. Es äusserte sich aber bald, daß der König alles das gezwungen thate, wozu er sich anheischig gemacht; und das Volk erinnerte sich, wie Karl schon vorher seine Versprechungen nicht gehalten, und fieng an aufs neue ein Mistrauen in seine Worte zu setzen. Die Anführer der dem Hofe abgeneigten Partey suchten ihre Sicherheit, wider die Gewalt des Königs, darinne, daß sie die Aufsicht über die Armee verlangten. Karl sah wohl ein, daß er alles Ansehen verlöre, wenn er dieses bewilligte; er schlug dieses Begehren ab, und nun griffen jene zu den Waffen. Was
also

also bisher ein Patriotismus gewesen, würde nunmehr eine Empörung. Mit den Patrioten verbanden sich die Puritaner, und verlangten zu ihrer Sicherheit, daß die Bischöfe gänzlich abgeschafft werden sollten. Dieses erbitterte den König desto mehr; die Feindseligkeiten wurden auf beyden Seiten heftiger, und man sah ein, der Krieg könne sich nicht enden, wenn die Regierungsform tyrannisch, oder die Gewalt des Königs durch die Anarchie gänzlich aufgehoben würde. An Friedensvorschlägen fehlte es nicht; allein man konnte über die Bedingungen nicht einig werden. Die Königlichgesinnten lerneten, durch die Plage des Krieges gewisiget, die Schädlichkeit einer despotischen Regierung einsehen; die Patrioten erkannten, wie weit das einmal gereizte Volk in seinem Haffe gehe. Diese Erkenntnis würde vielleicht die Eintracht zwischen dem Volke und Könige hergestellet haben, wenn nicht ein Haufen Schwärmer, (da sich das Parlament durch die sogenannte Self-denying Ordinance, von allem Antheile, das Kriegsheer anzuführen, unglücklich ausgeschlossen hatte,) die Macht über die Armee erhalten, und unter dem Vorwande, die fünfte Monarchie des Königs Jesu zu stiften, alles über den Haufen geworfen hätte. Der verabscheuungswürdige Königsmord kann zwar mit Rechte weder den Patrioten noch Puritanern zugeschrieben werden; doch wird kein Gewissensrichter sie gänzlich freisprechen, daß sie nicht durch ihre übertriebenen Forderungen Anlaß dazu gegeben hätten. Die Unord-

Unordnung wuchs täglich, und erlangte endlich eine solche Höhe, daß diese elende Nation ein Spott von ganz Europa wurde; daher sie sich ihrer Fehler schämte, das vertriebene königliche Haus wieder ins Reich rufte, und dabey von einer Ausschweifung in die andere fiel; daß, wie sie zuvor von dem tugendhaften Vater viel unbilliges gefordert, nun dem anders gesinnten Sohne alles, was er nur verlangte, leichtsinnig bewilligte. Die Freunde der Freyheit sahen darauf ein, daß sie wieder auf neue für sie zu streiten hätten; denn die zweyen letzten Könige, aus dem Hause Stuart, machten den Streit wieder rege; er wurde aber sowohl geführt, daß dadurch, zum Glücke Englands, die beste Staatsverfassung auf immer befestiget wurde.

Auf die Abhandlung selbst, (davon aber der andere Theil, wie Gott Englands Wunden geheilet habe, nur mit zwey Worten berührt worden,) folgt, statt einer erbaulichen Anwendung, eine doppelte Erinnerung. Patriotischgesinnte sollen, bey ihren Vorstellungen, nichts mehr von der Krone verlangen, als wozu sie ein gegründetes Recht haben; weil alles Gute, welches man übertreibt, schädlich wird; aber sie sollen auch, um einer nun möglichen Gefahr zu entgehen, sich keinem unbedenklichen Unglücke aussetzen; welches auf die angeführte Acte geht, nach der das Parlament verbindlich macht, daß keiner aus ihnen eine Befehlshaberstelle bey der Kriegsarmee bekleiden wolle. Die Staatsminister sollen niemals die Könige bereden suchen, ihr einmal gegebenes Wort zu brechen.

brechen; denn dieses habe Karl I Liebling, (es war der Graf von Strafford, gewesener Unterkönig in Irland,) das Leben gekostet; denn da der König das Urtheil seines Todes unterschrieben, so sagte der Graf: er sehe nunmehr, man müsse sich nicht auf Fürsten verlassen, denn sie wären wie andere Menschen. Eine andere nützliche Lehre bekommen die Staatsminister: sie sollten, wenn es ihren Herrn unglücklich gehet, nicht alle Schuld auf ihn schieben; wie es sonderlich Karl I erfahren müssen, dessen Unglück seine Rätthe, ihres Königs Heuchelen, Hartnäckigkeit, und Nachgeben gegen seine Gemahlinn zugeschrieben haben. Etliche Nacherrinnerungen beschließen diese Schrift. Die erste, was man des Hofes Gegenpartey nenne, könne eher ein Hausen Anführer werden; als daß die Hofpartey despotische Maasregeln ergreife. Die andere: Ueber die öftern Unruhen unter freyen Völkern müsse man sich nicht ärgern, sie dienen zum Besten des Staats, wie Sturm und Ungewitter im Reiche der Natur. Das System der Natur wird von der allmächtigen Hand der göttlichen Vorsehung in Ordnung erhalten; das Staatsystem aber hängt von der Sorge menschlicher Anstalten ab, die öfters zu schwach sind, der Unordnung zu steuern, und die ihre größte Kraft von dem Befragen gehorsamer Unterthanen erhalten müssen.

Cases, and practical remarks in Surgery, with sketches of Machines of simple construction, easy application and approved use, by Benjamin Gooch, Surgeon. London 1758.

Der Verfasser rühmet in seiner Vorrede, daß die Wundarzneykunst, in dem verfloßenern halben Jahrhunderte, in allen Theilen Europens einen grossen Zuwachs, sowohl durch deren Nachahmungseifer, als auch durch Stiftung mehrerer Hospitäler, erhalten habe, in welchen die beste Gelegenheit vorkomme, durch Erkenntnis derer betrübtesten Umstände derer Kranken zu einer vollkommenen Wissenschaft in der Chirurgie zu gelangen, und dieselbe andern mitzutheilen. Absonderlich getrauet er sich zu behaupten, daß in Engeland dieser Theil der Arzneykunst zu noch grösserer Vollkommenheit, als in Frankreich, gediehen sey. Er selbst hat, bey seinem gezwungenen Aufenthalte zu Bath, Gelegenheit gehabt, einige besondere Fälle anzumerken, welche er in dieser Schrift sowohl der Welt darlegt, als auch mit einigen Abzeichnungen von denenselben, absonderlich von denen bey ein und anderm Falle gebrauchten Maschinen, in 12 wohlgerathenen Kupfertafeln begleitet.

Die Anzahl derer besondern Krankheiten, welche hier beschrieben sind, erstreckt sich auf 47, und aus der Beschreibung der ersten, wird man gar leicht

leicht auf, die folgenden schließen können, welche nachher nach ihrem Inhalte kürzlich sollen angeführt werden.

Der erste Fall betrifft einen Bruch der Hirnschale, den ein sechszigjähriger Mann durch einen Schlag von einem Balken bekommen hatte, davon er sogleich als todt hingefallen. Man hat keine Zerreißung der Haut, wohl aber eine starke Ergießung des Blutes (ecchymosis) unter derselben entdeckt. Nach gemachter Eröffnung der Haut, hat sich eine lange Fractur, nebst einer starken Niedrdrückung und Zermalmung des obern Theils des rechten Seitenbeines (os bregmatis) gezeigt, und sogleich, nach gestilltem Blute, ist der Trepan aufgesetzt worden, und es wurde für nöthig befunden, sechs Oeffnungen durch die Hirnschale zu machen, um die zersplitterten Stücke abzusondern; nach deren Hinwegnehmung man bemerkt hat, daß das harte Hirnhäutlein (dura mater) sich noch weit über denen Oeffnungen abgefondert hatte. Nach vollbrachter Operation hat man dem Patienten, nach der in dergleichen Fällen gewöhnlichen Art tractiret, fleißig Blut weggelassen, eine gütliche Diät verordnet, und zuweilen geöffnet, worauf binnen 10 Tagen sich der Gebrauch der Sinne wieder eingestellt, die Wunde ein gutes Ansehen gewonnen, das Fieber weggeblieben, und gute Hoffnung zur Besserung erschienen. Während dieser Zeit hat man eine fernere Absonderung der dura mater von der Hirnschale, an dem obern und höhern Theile des

Seltenknochens bemerkt, worinnen sich Materie versammelt gehabt, und wodurch ein hurtiger Puls, und neuer Anfall von Unempfindlichkeit entstanden. Durch diese neue gefährliche Zufälle ist man angetrieben worden, vermöge eines anderweitigen Schnitts in die Haut, gegen das Hinterhaupt, die Ursache derselben zu entdecken, da sich denn ein scharfspisiger dreneckiger Splitter von der Hirnschale gezeigt hat, welcher, weil er mit der Kopfsäge nicht weggenommen werden können, durch 7 neue Löcher abgebohret werden müssen; worauf die Zufälle alsbald nachgelassen haben. Nach einem Vierteljahre hat der Patient 2 Meilen gehen können, ob sich gleich die Wunde nach Verflus eines Jahres und drüber noch nicht geschlossen gehabt. Die Hirnschale ist nicht völlig zu Knochen worden, wie solches wohl bey einem jüngern Körper leichte würde geschehen seyn. Zu besserer Verwahrung des Kopfes aber, hat sich der Patient eines dünnen eisernen Blättgens bedienet, und nachher seine Verrichtungen ohne besondere verdrüsliche Zufälle viele Jahre lang abwarten können.

Der zweyte Fall betrifft ebenfalls einen ungewöhnlichen Bruch der Hirnschale, in der Mitte des Vorderhauptes, welcher aber, aller angewandten Hülfe ungeachtet, tödtlich worden.

Im dritten Falle wird ein Bruch des Stirnbeines erzählt, welcher durch einen Wurf mit einem Steine verursacht worden, den aber der Verfasser, nach wiederholten Ueberlassen, gelinden, eröff:

eröffnenden und fühlenden Arzneien, und nachher vorgenommenen Trepanirung, mit vieler Mühe geheilet hat.

Der vierte Fall entdeckt eine glücklich getathene Durchbohrung des Hinterhauptknochens, (os occipitale) welcher durch einen Fall vom Pferde zersprengt worden.

In der fünften Erzählung wird eine Geschwulst beschrieben, welche das gemeine Volk Mumps nennet, und welches eine Art der Bräune ist. Sie ist nach dem harten Winter im Jahre 1734, besonders unter denen Kindern und jungen armen Leuten, angemerkt worden, und hat erst im Herbst des 1741sten Jahres nachgelassen, ist auch durch mäßige Wärme, fühlende Mittel, und gelinde Mercurialarzneien gehoben worden.

Der sechste Fall beschreibt eine Drüsengeschwulst unter den Ohren, oben an dem Gelenke des Kinnbackens, welche, durch die, auf der zweiten Platte abgezeichnete Maschine, glücklich ist getilget worden.

Eine andere Drüsengeschwulst, welche binnen mehr als 20 Jahren zu einem Umfange von 14 Zoll angewachsen, und sich von dem Ohre unterhalb des Backens bis zum Nacken erstreckt, ist ebenfalls glücklich geheilet worden.

Im achten Falle wird eine gewaltsame Ausdehnung und Quetschung auf denen Muskeln des Nackens erzählt, welche durch eine besondere auf der zweiten Tafel abgezeichneten Maschine, geheilet worden.

Eine grosse Anzahl von kropsartigen Drüsen, welche unter der Achsel und dem Brustmuskel gelegen, und glücklich ausgeschnitten worden, wie auch eine damit verknüpfte Entzündung des einen Auges, die ebenfalls mit gutem Erfolge zertheilet worden, machen die neunte Erzählung aus.

Von einer ebenfalls glücklich abgelöseten Krebsartigen Brust, welche im Umfange einer englischen Elle (yard) gewesen, giebt der zehnte Fall Nachricht.

Ein besonderer Krebsartiger Zufall wird in der elften Erzählung bemerkt, da eine Person von 60 Jahren, welche als ein Kind von 3 Jahren von dem Wasser ohnversehens getrunken, womit ein Freund von ihren Aeltern, den sie besucht hatten, und welcher an einem Krebschaden krank gelegen, gewaschen worden, wovon sie endlich ein Krebsgeschwür an der Brust bekommen.

Der zwölfte Fall enthält die glückliche Cur eines Geschwüres in der Brusthaut, (pleura) welches mit gutem Erfolge geöffnet worden.

Wie eine Bälgleinsgeschwulst, (tumor cysticus) welche zwischen denen Bauchmuskeln, und dem Bauchfelle (peritonaeum) gesessen, glücklich geheilet worden, wird in der dreizehnten Erzählung angemerkt.

Bei dem vierzehnten Falle wird eine Maschine angeführt, womit einer Frauensperson, die einen starken Ausfall des Mastdarms gehabt hat, geholfen worden.

Ein außerordentlich großer Blasenstein, welcher auch auf der fünften Kupfertafel abgezeichnet, und mit besonderer Mühe durch den Schnitt heraus gezogen werden müssen, macht die Erzählung des funfzehnten Falls aus; wie denn auch in der folgenden von 16 solchen Steinen gehandelt wird, welche aus der Harnröhre und Blase eines Menschen gezogen worden.

Noch mehrere anmerkungswürdige Umstände sind in dem 17 Falle, bei Gelegenheit eines Steines von einer Frauensperson, angeführet.

Die 18 Geschichte enthält die Beschreibung von einem geheilten Gemächtsbruche (hernia scrotalis) eines Kindes.

Ein Darm- und Gemächtsbruch zugleich, welche bei einer 21jährigen Person durch den Schnitt geheilet worden, machen den Inhalt der neunzehnten Erzählung aus.

In der folgenden wird ein Beispiel des unterlassenen Schnittes, in einem gleichen Falle, angeführet, welche Unterlassung den Tod nach sich gezogen.

Wie ein Wasserbruch (hydrocele) vor einen verhärteten Hoden (testiculus scirrhosus) gehalten worden, erhellet aus dem ein und zwanzigsten Falle.

Eben dergleichen Wasserbruch, den man vor einen Darmbruch (hernia intestinalis) gehalten, wird in der folgenden Erzählung berühret.

Elite Cur eines Wasserbruchs in der tunica vaginali auf beyden Seiten, welche durch die Castration

stration der einen Seite bewerkstelliget worden, verdienet in der drey und zwanzigsten Geschichte gelesen zu werden.

Ein abermaliger glücklicher Erfolg der Entmannung bey einem Krebs an beyden Hoden und epididymidibus, welcher durch einen Schlag entstanden, wird in der vier und zwanzigsten Abhandlung beschrieben.

Die fünf und zwanzigste Cur betrifft eine Wafsergeschwulst zwischen dem rectus, vastus internus und externus, über dem Knie.

In der sechs und zwanzigsten werden allerhand Krebsartige Gewächse angeführet.

Die sieben und zwanzigste erörtert einige Arten derer verschlossenen Beulen.

Aus der acht und zwanzigsten erhellet, wie die Natur, bey einem zusammengesetzten Beinbruche, (fractura composita) auf eine besondere Art ihre Kraft bewiesen habe.

Die neun und zwanzigste enthält verschiedene Anmerkungen über die Verrenkungen (luxationes).

Die dreyßigste führet eine übel angebrachte allzufeste Anlegung des Verbandes bey einem Beinbruche an, wodurch die Ersterbung des Gliedes verursacht worden.

In der ein und dreyßigsten werden einige nöthige Regeln gegeben, welche bey einem Beinbruche

che müssen beobachtet werden; dergleichen Anmerkungen auch in der zwey und dreyßigsten enthalten sind, welche bey Abnehmung derer Glieder nützlich seyn können.

Die drey und dreyßigste handelt von einem zusammengesetzten Beinbruche, und darauf angestellten Abnehmung des Beines, nebst einigen besondern Umständen.

In der vier und dreyßigsten wird die Meynung von dem geronnenen Geblüte erörtert, welches nach Ablösung eines Gliedes die Pulsadern verstopfet.

Aus der fünf und dreyßigsten erhellet, wie ein Schinnbein, welches einige Jahre vorher war gebrochen worden, durch einen besondern critischen Uebergang der febrilitischen Materie, in sehr üble Umstände gerathen.

In der sechs und dreyßigsten wird der augenscheinliche Nutzen des Brenneisens, in einem Geschwüre an dem Schinnbeine, wobey eine caries gewesen, erwiesen.

Von schwachen und krummen Gliedmaassen, wird in der sieben und dreyßigsten einiges angeführt.

In der acht und dreyßigsten findet sich eine besondere Ausrenkung des Astragalus.

Aus der neun und dreyßigsten ist die grosse Nützbarkeit der Chinarinde zu ersehen, welche an einem

einem 81jährigen Manne, bey einem kalten Brande am Fusse, grosse Hülfe gethan hat.

Die vierzigste beschreibet die glückliche Hinwegnehmung einer verhärteten Drüsenbeule (scirrhus) an der Ferse.

Eine kropffartige Caries (scrophulous) des Schulterbeines, bey welcher schon wegen einer vorhergegangenen üblen Cur, die Abnehmung desselben beschlossen gewesen, macht durch Beschreibung ihrer glücklichen Heilung, den ein und vierzigsten Absatz aus.

Nicht weniger ist die Beschreibung einer wasserartigen Geschwulst lesenswürdig, die an dem Arme einer Frauensperson zwischen sechszig und siebenzig Jahren bemerkt worden, welche sich von dem Ellenbogen bis zu dem Gelenke der Hand erstrecket, und binnen fünfzig Jahren immer mehr, und mehr, auf eine erstaunende Art, vergrößert hat, endlich aber gar Krebsartig worden.

Der drey und vierzigste Fall erzählet eine Geschwulst, die aus einem Ueberbeine und Speckgeschwulst zusammen gesetzt gewesen.

In dem vier und vierzigsten ist die Beschreibung derer verwundeten Flechten erörtert.

Eine besondere Wirkung des Brandes durch ein Luftzeichen, ist in dem fünf und vierzigsten enthalten.

Einige außerordentliche Wirkungen des Fiebers sind der Inhalt des sechs und vierzigsten.

Ende

Endlich ist ein besonderer Fall von der Zerbrechlichkeit und Biegsamkeit derer Knochen beschrieben, welche an die königliche Gesellschaft derer Wissenschaften eingeschickt worden.

Sowohl die Deutlichkeit der Schreibart, als auch die sorgfältige Beschreibung derer angewendeten Hülfsmittel, geben dieser Sammlung, nicht allein in Ansehung des daraus zu schöpfenden Nutzens, einen besondern Werth; sondern es erhellet auch aus den angeführten Beyspielen, daß auch die allergefährlichst scheinenden Krankheiten, dennoch durch fleißige und unausgesetzte Sorgfalt, vermöge geschickter Anwendung gehöriger Mittel, können gehoben werden.

IV.

The History of the Countess of Dellwyn, in two Volumes, by the Author of David Simple. London 1759. 12. Vol. 1. S. 292. Vol. 2. S. 291.

Man hat das Leben David Simples, welches Französisch und Deutsch schon vor mehr als zehn Jahren übersetzt worden ist, bey seiner ersten Ausgabe, dem grossen Romanschreiber, Heinrich Fielding, bengelegt, weil man in selbigem die Fieldingische Schreibart sowohl, als seine satyrische Züge zu finden glaubte. Allein, die Begebenheiten David Simples haben wir einem Frauenzimmers zu danken, die überdieses noch folgende zwey Bücher geschrieben hat: Familiar Letters, between the principal Characters in David Simple, and some others: to which is added a Vision, London 2 Theile in 8. und The Governess, oder die kleine Frauenzimmerakademie, zum Vergnügen und Nutzen junger Damen. Wozu die Geschichte der Gräfinn Dellwyn kömmt, die wir igo ankündigen.

Die Vorrede enthält auf 41 S. mancherley nützliche Anmerkungen, von den falschen Deutungen moralischer Schriften, da man zu allgemeinen Schilderungen die Personen errathen will, an die der Verfasser niemals gedacht hat. Ein Charakter mus freylich genau bestimmt werden, und da kann es nicht fehlen, es werden sich immer Leute
fin-

finden, die durch diesen oder jenen Pinselftrich genau bezeichnet sind. Denn blos idealische Wesen zu schildern, ist eine unnützliche Beschäftigung. Shakespear hat in seinem Trauerspiele, Hamlet, Prinz von Dänemark, einige Regeln für die Schauspieler, die mit einer geringen Veränderung auch auf die Schriftsteller zu deuten sind. „Merket, sagt Hamlet zum Schauspieler. Handl. 3. Aufst. 4. daß ihr niemals die Natur überschreitet; alles, was übertrieben ist, streitet wider die Absicht des Schauspielles, welche nichts anders seyn soll, als der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten; der Tugend ihr liebliches Bild, dem Laster seine Abscheulichkeit zu zeigen, und den Menschen, mit denen wir zu gleicher Zeit leben, ihre wahre Gestalt sehen zu lassen. Wenn aber dieses übertrieben, oder nicht deutlich genug vorgestellet wird, so werden, zwar Unwissende lachen, verständige Zuschauer; aber darüber misvergnügt seyn.“ Sogar, wenn man eigene und seltene Charakters schildert, welche die Engländer Characters of Humour nennen, so viel Freyheit auch ein Schriftsteller hiebei hat, so soll er doch nicht dabei auf das Abentheuerliche verfallen. Herr Johnson hat in seinem Stücke, Every Man out of his Humour, den Ursprung und die Bedeutung des Worts Humour also beschrieben: „Alles bewegliche und feuchte, das keine Kraft hat sich zusammen zu halten, nennet man Humour. So nennet man die Cholera, die schwarze Galle, die wässerige Feuchtigkeit und das Blut, weil sie im menschlichen Leibe hie und da hinlaufen, und

und nicht feste sind, Humours. Und so kann man auch Gleichnißweise sagen, wenn eine eigene besondere Eigenschaft einen Menschen so eingenommen hat, daß sie alle seine Affecten, Gedanken und Kräfte auf einen Weg leitet, dies sey des Menschen sein Hamour. „ Es steht in des Verfassers Freiheit, den Humour zu erfinden, und wenn er dieses flüglich gethan hat, so erlangt seine Beschreibung nicht nur einen grossen Schein; sondern das Wesen der Wahrheit selbst. Die Verfasserin zeigt dieses an der Beschreibung einer Feuersbrunst, da ein Geizhals, ein Verliebter, eine Dame nach der Mode; welche alle furchtsam sind, doch nach ihrem besondern Charakter sich betragen werden. Die Geschichtschreiber fehlen in den historischen Charaktern, da sie ihre Helden aus Schmeicheln öfters besser und grösser machen, als sie in der That sind; oder aus Haß, ihnen allen, auch den verdienten, Ruhm abzuschneiden suchen. Plutarchus verfähret aufrichtiger, und ist sehr glücklich, seine Helden, deren Leben er beschreibt, kurz und gut zu schildern. Da er vom Alexander erzählt, daß er einen Philosophen gefragt habe: wie ein Mensch ein Gott werden könne? So zeigt er uns des Macedoniers Hochmuth in einem grössern Lichte, als wenn er uns alle seine Kriegs- und Heldenthaten, mit dem am meisten glänzenden Farben, vorgemahlt hätte.

Ein Romanschreiber mus, auffer der Sorgfalt in Ansehung des Charakters, auch das seine zur Verbesserung der Menschen beitragen: und
seine

seine Sittenlehre soll zwei Eigenschaften haben, perspicuity and Propriety; sie mus deutlich seyn, und sich zur Erzählung gut schicken. Er lehret aber nicht sowohl durch eckelhafte und weitläufige Reflexiones, sondern durch Exempel. Ein Dichter, und unter diese gehöret auch der Romanschreiber, ist ein Nachahmer, bald, schreibet die Verfasserin, ein Mimus der Natur; er durchforschet die Labyrinth der Gemüther, die verschiedene Neigungen der Menschen, setzet die Personen in solche Umstände, daß sie ihrer Hauptneigung gemäs handeln können, und da zeigt er die Wahrheit von des Rochefoucault Lehrsatz: die Leidenschaften zu besiegen sey schwer, unmöglich aber sie zu befriedigen. Jedes Laster, das einen Boshaften beherrschet, jede gesetzmässige Handlung eines Tugendfreundes soll die Sittenlehre des Romans in ihr helles Licht setzen. Weil aber die meisten Leser mehr nach satyrischen Zügen sich umsehen, die sie für Anspielungen gewisser Personen halten, als daß sie die Geschichte nach ihrem Endzwecke beurtheilen: so können freylich die Romanen nicht so viel Gutes stiften, als ihr Verfasser wünschet. Wer solcher verderbter Leser Beyfall erhalten will, verlieret dadurch sehr leicht den Ruhm eines guten Schriftstellers, und einige folgen den Gesinnung des Horaz, in der ersten Satyre des zweyten Buches:

Hic stilus haud petet ultra
Quemquam animantem: & me veluti custode ensis
Vagina reclus,

daß

Daß ein Dichter sowohl als der Redner ein ehrlicher Mann seyn müsse, wird mit einer Stelle aus des Bossu Abhandlung vom Epischen Gedichte B. 4. Spst. 3. bewiesen. Hierauf folget eine wohlgeschriebene Abhandlung der Virgilianischen Schilderung der Königin Amata, aus dem 7 Buche der Aeneide, und ein Fragment, von der Kunst zu lesen, da z. E. in der Aeneis, nach Beschaffenheit der Leser, bald diese bald jene Stelle des Gedichtes, einen grössern Eindruck aufs Gemüth macht.

Wir kommen nunmehr zur Gräfin von Dellwyn und ihre Geschichte, in der uns die Verfasserin zeigt, daß ein Frauenzimmer, welches der Eitelkeit ergeben ist, durch dieselbe, wenn sie auch gleich von Lastern frey sey, höchstunglücklich werden könne. Charlotta Lucan ist die Heldin der Geschichte; die Tochter eines Mannes, der sein Glück bey Hofe machen wollen, aber nicht gefunden, und daher mit seiner Frau auf das Land gezogen, und seine Tochter mit aller Sorgfalt erzogen und ihr besonders einen Haß gegen alle Verstellung und falsches Wesen beigebracht hatte, weil er sein Unglück nicht sowohl sich selbst, als den Tücken seiner Nebenbuhler zuzuschreiben pflegte. Sir Lucan lebte einige Jahre in einer gezwungenen Zufriedenheit, welche doch durch die politischen Lagebücher öfters gestöret worden. Zumal, wenn er etwan las: Er. Majestät haben den und den zum
- - - ernennet. Dergleichen Nachrichten konnten einen grossen Sturm in seinem Gemüthe erregen;
er

er bis Die Lippen zusammen, drehet die Augen im Kopfe, wie Othello; denn er hielt alle diejenigen, die einen Dienst bey Hofe erhielten, für Feinde, die ihm seine verdienten Belohnungen entzogen. Im fünften Jahre, nachdem Sir Lucum London verlassen, starb einer, der ihm bey verschiedenen Gelegenheiten vorgezogen worden; und dieses ergöste ihn so sehr, daß er nunmehr alle weltliche Ehre für Tand, und die Bemühung, selbige zu erhalten, für Thorheit zu halten anfing. Doch wenn der Brust einmal von Ehrgeiz erfüllet ist, der kann sich dieser Neigung schwerlich äussern; die Ehrbegierde gleicht einem halbgedämpften Feuer, das durch eine kleine Bewegung der Luft leicht wieder angeflammt werden kann. Lord Dalkorn, von dem im 1 und 2 Capitel, (denn in Bücher und Capitel ist die Geschichte nach Cervantes, Scarron und Fieldings Weise eingetheilet) eine lächerliche Abbildung gemacht wird, faßte den Entschlus, in seinem sechszigsten Jahre zu heirathen, und erwählte die Miss Lucum zu seiner Gemahlin; er that ihrem Vater den Vorschlag, mit dem Versprechen, ihm in London eine ansehnliche Bedienung zu verschaffen. Sir Lucum erstaunte über diesen Antrag, und die Liebe zur Ruhe stritte mit seiner Favoritneigung nach Ehre: allein diese behielt die Oberhand. Alle dauerhafte Entschliessungen, in Ruhe sein Leben zu beschliessen, wurden aus den Gedanken verbannet, und worüber er neun Jahre gearbeitet hatte, das wurde in einer Viertelstunde zernichtet. Er nahm des Grafen D. Antrag

ganz gerne an, und versprach ihm seine Tochter, ohne ihr die geringste Nachricht davon zu geben. Miss Charlotta, die bisher in allen Stücken ihren Gehorsam bewiesen hatte, war anderer Meinung, weil sie des Grafens Alter abschreckte. Sie zog sich hierdurch den heftigsten Unwillen ihres Vaters zu, der glaubte, Charlotta müsse eben so ehrbegierig seyn, als er; und wenn sie keine Gräfin werden wollte, sey sie nicht werth, seine Tochter zu heißen. Er nahm sie daher mit nach London, das er vor zehn Jahren mit Verdruss verlassen hatte; jezo betrachtete er diese Stadt nicht mehr als einen Ort, der wahre und grosse Verdienste nicht zu schätzen wisse, sondern als einen erhabenen Schauplatz, auf dem er künftighin eine Hauptperson vorstellen solle. Miss Lucum fand anfangs wenig Vergnügen in der Stadt, sie bedauerte die Annehmlichkeiten ihres Wohnplatzes, den sie verlassen; doch die ihr angebohrne Eitelkeit fand bald ihre längstgewünschte Befriedigung, und die Bekanntschaft mit der Miss Fanny Fashion machte aus ihr eine Dame nach der Welt. Der Graf Dellwyn setzte die Bekanntschaft mit dem alten Lucum fort, schien aber sich nicht mehr um dessen Tochter zu bekümmern, sondern die Fanny Fashion zur Gemahlin ausersehen zu haben. Dieses setzte die Miss Lucum in grosse Verlegenheit. Man erzählte von ihr, daß sie gesucht habe, die Gräfin von Dellwyn zu werden; allein ihre Absichten wären ihr fehlgeschlagen. Die Begierde, es andern im Puzen und modischen Staate gleich oder gar zuvor zu

zu thun, die sie, wenn sie den Grafen zum Gemahl bekommen, hätte stillen können, verband sich mit der ihr natürlichen und in London mehr erhöhten Eitelkeit; und sie beschlos daher alles zu versuchen, um den Sieg über die Miss Fashion, welche sie für ihre Nebenbuhlerin hielt, davon zu tragen. Als nun der Graf sie einmal hath, künftighin die Freundschaft mit dem Frauenzimmer fortzusehen, die er hoffte — — so lies sie ihn nicht völlig ausreden, sondern fragte ihn: Ob es dem bey Leuten, die die artige Welt kenneten, gewöhnlich wäre, das schamvolle Zurückhalten einer Fräulein vom Lande für eine abschlägige Antwort anzusehen? Der Graf hatte auf dieses schon lange gewartet, nahm die Entschuldigung der Miss mit Entzücken an, und in wenig Wochen wurde Charlotta Lucum die Gemahlin des Grafens von Dellwyn. So erlangte sie also ihren Wunsch, im Staate ihre Freundinnen, und besonders die verhasste Fanny, zu übertreffen. Allein, diese eingebildete Glückseligkeit war von geringer Dauer; der Graf verlies London, bezog seinen Landsitz, und wurde seiner Gemahlin, der, durch die beständigen Zerstreungen in London, das Landleben eckelhaft geworden, bald überlästig; da sie ihn nur als ein Mittel, ihre eiteln Anschläge und Einfälle auszuführen, zu betrachten gewohnt war. — Sie war von ihrem Vater mit Liebe zur Aufrichtigkeit erzogen worden; und ihr jetziges Leben war nichts als eine fortgesetzte Lüge. Nicht nur ihre Reden, sondern jeder Blick, jede Bewegung trug das Zeichen der Falschheit an sich.

Dieser gezwungene Zustand machte, daß die Gräfin in eine Verzehrung fiel, und Dr. Schmall, ein Londonischer Arzt, der nicht weit von des Grafens Schlosse wohnte, war so artig, den freundschaftlichen Rath zu ertheilen, wenn die Lady beim Leben bleiben wollte, so müsse sie in Bristol die Brunnencur gebrauchen. Mit so grossem Unwillen der Gemahl dieses anhörete, so erfreulich war es der Gemahlin, die sich kränker stellte, als sie war, und dadurch den Grafen bewog, die Reise nach Bristol mit zu thun. Die Prophezeung des Arztes wurde erfüllet; in Bristol erlangte die Lady ihre Gesundheit und Munterkeit bald wieder; und es wurde dieser Ort ein grosser Schauplatz, auf dem sie die Rolle einer eiteln Frau in ihrer Vollkommenheit spielen konnte. Wir wollen das übrige dieser Geschichte in einen kurzen Inbegrif bringen, weil wir unserm Leser Lust machen möchten, den Roman selbst zu lesen. Ein heftiger Anfall vom Podagra verlängert des Grafens Aufenthalt in Bristol; die Gräfin macht Bekanntschaft mit dem Lord Clermont, die zwar sich nicht weiter, als auf einen verliebten Briefwechsel erstreckt, aber für sie von den schrecklichsten Folgen ist; denn der Graf Delmon wird durch die Verläumdungen eines seiner Freunde, des Hauptmann Drummonds, in solchen Haß gegen seine Gemahlin gebracht, daß er sich von ihr scheiden läßt, und zugleich dem alten Lucum das Amt nimmt, zu dem er ihm verholffen hatte. Die Lady Delmon mit dem Haße ihres Vaters, und der Verachtung ihrer Bekannten, be-

laden,

laden, eilet aufs Land, ihre Eitelkeit zu bereuen. Nach wenig Monathen aber ändert sie ihren Entschlus, und reiset in Gesellschaft der Miss Wearé nach Frankreich. Sie zeigt sich daselbst zu ihrem Vortheile, und hätte den Marquis d'Orville zum Gemahl erhalten, wenn nicht der Ruf ihrer Aufführung zu Bristol, die nur eitel, nicht aber lasterhaft gewesen, bis nach Paris erschollen, und ihr Liebhaber, durch seinen Vater, von dieser Verbindung mit Gewalt abgehalten worden wäre. Sie kehrte nach England zurück, und trug, die übrigen Jahre ihres Lebens, die Strafe ihrer Unbesonnenheit.

Mit den Besinnungen der Lady Dellwyn, macht eine Miss Wilson und eine Miss Cummins einen Contrast; beide sind Feindinnen der Eitelkeit, und genießten die geringen Güter, die ihnen das Glück zugeworfen, mit Vergnügen. Miss Fanny hat gleiches Schicksal mit ihrer Freundin, sie wird an Sir Ehleger verheurathet, reiset mit ihm nach Bristol, und geräth in Ausschweifungen; die ihren Gemahl nöthigen, sich von ihr zu scheiden. Sir Heinrich Cleveland ist einer von den episodischen Personen, die die Aufmerksamkeit des Lesers reizen; er kömmt, um die Sommerzeit angenehm zuzubringen, nach Bristol, wird ein Bewunderer der Lady Dellwyn, und zugleich ein übertriebner Wisling. Die Verfasserin nennt ihn einen Humbugger, und giebt 1 Theil 2 B. Cap. 7. eine ausführliche Beschreibung von diesem Worte, die wir zum Beschlusse mittheilen wollen. „Der Ursprung des Wortes Humbug ist

unbekannt, zum wenigsten in der Zusammensetzung, da sonst sowohl die Sylbe Hum als Bug im Englischen ihre Bedeutung hat. Man bezeichnet aber unter dem Ausdrücke Humbug die Gewohnheit an: „ mit grossem Ernste, auch wohl mit Be-theuerungen, eine wahrscheinliche Lügen jemanden vorzubringen, und wenn sie der andere auf guten Glauben treuherzig für wahr gehalten, ihn deswegen zu verspotten. So übel es jemand nehmen würde, wenn man ihn einer Lügen zeihen wollte, so freundlich wird er doch werden, wenn man ihn einen geschickten Humbugger nennet. Räum war ein Ueberwinder in dem Olympischen Spiele, oder ein triumphirender Feldherr so frölich, als ein solcher Wikling ist, wenn er einen artigen Mann, auch seinen Freund, auf eine feine Art hinter das Licht geführt hat. Schon in der Kindheit haben einige die glückliche Gaben, andern etwas weis zu machen und wenn sie dieserwegen gelobet werden, erlangen sie bald eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. Sir Cleveland kam mit dem aufgeklärtesten Verstande und besten Herzen nach Bristol; er war aber in der Lügenkunst, die daselbst allgemein herrschte, unerfahren, und daher kein Gesellschafter für solche Thoren. Um ihnen gefällig zu werden, wurde er, durch die Unterweisung des oben gedachten Capitains Drumonds, ein Humbugger. Nun gefiel er erst recht, und nur die Liebe zur Tochter des Herrn Bilson, die eine wahrhaftig witzige Schöne war, brachte ihn zur Natur- und Wahrheitsliebe zurück.

Memoirs of the Court of Augustus by *Thomas Blackwell*, J. V. D. Principal of *Marechal College* in the *University of Aberdeen*.
The second Edition. London 1760 in 4.
Vol. I. 387 Seiten und 9 Kupfertafeln, Vol.
II. 462 Seiten und 8 Kupfertafeln.

Sobgleich dieses Buch ist schon zum zweytenmal ausgegeben wird, so wird uns doch sein vorzüglicher Inhalt entschuldigen, daß wir diejenigen Freunde der Geschichte, die es schon kennen, daran aufs neue erinnern, andere aber, die solches noch nicht gelesen haben, zu der Durchblätterung desselben zu reizen suchen. Wir wollen dem Verfasser von seiner Absicht selbst reden lassen. Das Wesentliche seiner Erklärung ist folgendes:

„Meine Absicht ist nicht ein Buch von Alterthümern zu schreiben, Fehler in den Fastis zu verbessern, den Streit über das Daseyn eines Consuls beizulegen, oder den Tag einer Schlacht zu bestimmen. Meine Nachrichten sind wichtigern Gegenständen gewidmet. Ich habe mir vorgenommen, zu zeigen, wie ein wackeres und freyes Volk, das die abendländische Welt bezwungen, seine Freyheit verloren, und nach und nach in die Knechtschaft gerathen, und die geringste Stelle unter den Menschen eingenommen hat... Ich rüh-

me mich nicht, daß ich eine vollständige und förmliche Geschichte von dem Zustande des römischen Reiches, unter dem August, der Welt vorlegen, oder alle Staatsritte in dessen Regierung aufdecken will; sondern ich werde, indem ich darauf mein Hauptaugenmerk richte, zugleich mich bemühen, einen geringen Theil derjenigen Nachrichten, welche mit ihren Verfassern, einigen damals lebenden Standespersonen, verschwunden, zu ersetzen; von ihren Ansehen und Aemtern, und der Gemüths- und Lebensart der damaligen vornehmsten Hofbedienten, einen Abriss mitzutheilen, und ihre ungleiche Vergnügungen und besondere Gesinnungen anzuzeigen.

Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, ein richtiges Urtheil von den fürnehmsten Früchten des römischen Genie, und dem Verhalten der berühmtesten lateinischen Schriftsteller zu fällen. Sollte es nicht angenehm seyn, die Gabe eines Virgil, Horaz, Tibull und Ovid, ihren Vortrag nach der ungleichen Gemüthsart ihrer Gönner einzurichten, beobachten zu können?

Doch wir müssen auch so viel von den öffentlichen Angelegenheiten verstehen lernen, als jede Entdeckung der Staatsklugheit jener großen Männer nöthig ist. Dieses kann aber ohne eine vollkommene Einsicht in die Verfassung des alten Roms, und die Gewalt seiner Obrigkeit, nicht geschehen; denn es ist unmöglich, daß man den Rang oder den Nutzen, den ein Mann in seinem Vaterlande genießet, recht kennen lernen kann, wenn

wenn man weder etwas von der Beschaffenheit seines Amtes noch seiner Geschicklichkeit weis. So wichtig dieser Umstand ist, so mangelhaft ist er insgemein untersucht worden. Mich deucht, dieses rühre daher, weil viele, die hiervon geschrieben haben, entweder bloße Gelehrte, welche die grosse Welt nicht gekannt, gewesen, oder weil diejenigen, welche eine Regierung schildern konnten, blos die lateinischen Schriftsteller zu rathe gezogen haben. Aber die vornehmen und scharfsinnigen Fremden, welche zu Rom sich aufgehalten, und die Verfassung, welche die Römer in ihre Herren verwandelt hatte, sorgfältig betrachtet, bieten die ächten Quellen des Unterrichts dar; weil sie nicht nur für ihre Landesleute, sondern gleichsam auch für uns, geschrieben haben.

Durch ihre Hülfe, und insonderheit aus den Schriften des Polybius, lernen wir am besten die ganze Form der alten römischen Republik unter den Consuln kennen, und die Veränderungen, welche ihr die einheimischen Kriege, und die Fürsten, welche ihre Gewalt gemisbrauchet, zugezogen haben, beurtheilen.

Nach einem langen Streite erlangte August die Herrschaft über Rom. Er erhielt zwar die alte Form, und das Aeussertliche der obrigkeitlichen Gewalt, kehrte aber die ganze Regierung um, und zerstörte das Wesentliche der römischen Freiheit. Man mußte demnach zu seiner Zeit von einer so füslichen Materie behutsam reden. Allein, da sowohl die Schriftsteller aus der Zeit des Augusts

nicht nur selbst, sondern auch die großen Männer an, die sie schreiben, in einigen Absichten alle ihre Vorgänger und Nachfolger übertreffen, so wurden sie unter den folgenden Regierungen als Muster der Feinheit, des Geschmacks und der Gelehrsamkeit angezogen. Hiervon war die Folge, daß die Schriftsteller unter den letzten Regierungen auch ihre Meinungen, die sie bey vielen Gelegenheiten geäußert, nebst tausend besondern Umständen, von ihren Personen, Schicksalen und Lebensarten erzählten, die vielleicht die Nachwelt in ihren eigenen Schriften nicht würde gefunden haben. Diese verstreuten Ueberbleibsel enthalten die besondern Charakteren derjenigen erlauchten Gesellschaft von Freunden, welche die vornehmste Zierde des Hofes des Augusts ausmachten. Wenn wir mit der Kenntniß dieser Charakteren die Einsicht in die öffentlichen Verhandlungen verbinden, so können wir eine der größten Begebenheiten, die römische Catastrophe, beurtheilen, und die Schriften des Virgil und Horaz mit Verstand und Geschmack lesen.

Wenn man aber diese Absichten erreichen will, so muß man die Beschaffenheit der Staatsangelegenheiten bey dem Tode des Julius Cäsar, nebst dem Wohnplatze und dem ungemeinen Glück des römischen Volkes, näher betrachten. Wofern ich die Staatskunst der römischen Regierung richtig erkläret habe, so rühret dieses von der langen Aufmerksamkeit, welche ich auf die brittische Staats-

Staatsverfassung gewendet, und von meiner Anhänglichkeit an einige ihrer aufrichtigsten Freunde, her.

Unter ihren Beystand habe ich die von dem Polybius beschriebene Gewalt der römischen Republik, mit der Gewalt Grosbritanniens sorgfältig verglichen; ich habe diese Macht nach ihrer freyen Ausübung in beyden Staaten erwogen, und die innerlichen Unruhen der römischen Republik den merkwürdigsten Perioden der brittischen Geschichte gleichsam gegen über gestellt. Kurz, ich habe keine Erleuterung verachtet, welche mir der Bericht der Verstorbenen, und der Umgang mit den Lebenden bargeboten hat.

Der Inhalt dieser beyden, in neun Bücher abgetheilten Theile, nimmt von dem Ursprunge von Rom den Anfang, und endiget sich mit der Anzeige der mildern Regierung des Augusts.

The Rout, a Farce of two Acts, London

1759.

Der Gegenstand dieses lustigen Nachspiels von einem ungenannten Verfasser, ist die Verheirathung einer Weibsperson von freyen Sitten, an einen alten reichen Liebhaber, dessen Sohn ihn aus der Gefahr, in die ihm gelegten Fallstricke zu gerathen, errettet. Die Regeln dieser Art von Schauspielen, sind durch die mannichfaltigen seltsamen Auftritte, und den komischen Ausdrücke sehr wohl beobachtet; selbst ein moralisches Auge wird die Charakter des zärtlichen Sohnes und des Freundes, und die Entwicklung mit Vergnügen betrachten. Die spielenden Personen sind:

Feeble, ein alter Wollüstiger.	Herr Mates.
William Wheedle.	Palmer.
Felix, Sohn des Feeble.	O'Brien.
Friendly, des Felix Freund.	Paker.
Blunderbus.	Bransby.
Balloon.	Blafes.
Frau Furbelow.	Bennet.
Rhodamintha, ihre Tochter.	Barton.
Madam Never Settle.	Pritihard.
Die Gesellschaftspersonen und die Bedienten.	

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

In der Frau Furbelow Haus.

Sir William allein. Das Verdienst wird in diesem eisernen Zeitalter nicht belohnt = = man pfleget zu sagen, die Dummen besitzen den Reichtum der Klugen. = = = Ich sterbe noch für Hunger = = = wenn mir dieser Anschlag wider den Feeble fehl schlägt. (Fr. Furbelow und Rhodamintha treten herein) Nicht wahr, Liesgen?

Furbelow und Rhodamintha. Wenn sie die Gütigkeit haben wollen.

Sir William. Erst die Sache, Madam, und hernach Complimente. = = = Sind Sie mit meinem Vorschlage zufrieden? = = = Liesgen soll mir eine Verschreibung von tausend Pfund geben, so verheirathe ich sie an den Feeble.

Furbelow. Wir wollen Ihnen die Verschreibung geben, wenn sie verheirathet ist.

Sir William. Ich kann euch nicht trauen.

Rhodamintha. Gesezt, er nimmt mich darnach nicht.

Sir William. So gebe ich euch es wieder = = = denkt nicht, daß ich euch betriegen will.

Furbelow. Gut, ich lasse mir es gefallen.

Sir William. Bringt Feder und Dinte, ich habe eine Verschreibung in der Tasche. = = (Rhodamintha unterschreibt.) Hier, Madam = = = Sie und Eduard sind Zeugen (sie unterschreiben) du sollst morgen die Frau Feeble seyn. = = = Ich kann den

den verwirrten Kerl schon zu einer Sache bringen . . . macht nur eure Sachen gut . . . lobet ihn . . . schmeichelt ihm genug . . . und er wird alles thun , was ihr haben wollt. . . .

Furbelow. Sie halten ihn für . . .

Sir William. Einen Modenarren . . . einen lebendigen Märtyrer der Ausschweifung . . . wenn ihr den lebendig nennen wollet , der alle seine Kräfte überlebet hat.

Furbelow. Er würde es Ihnen nicht glauben , daß er sie überlebet hat.

Sir William. Behüte der Himmel . . . aber es ist sein Charakter; doch der Hauptzug ist die Leichtgläubigkeit . . . In seiner Jugend wollte er nichts glauben . . . um nun dafür Busse zu thun , glaubt er alles. Er ist zwar halb blind , aber gleichwohl entzückt ihn die Schönheit; halb lahm , aber doch ist er auf das Tanzen unsinnig; ganz unvernünftig , aber doch öffentlichen Ausschweifungen ergeben. Er hat die Erinnerung an seine Kräfte , und hält sie für die Kräfte selbst. Ein Schwelger ohne Gurgel . . . und ohne Zahn und Geschmack , ein Epikur.

Die beyden Liebhaber der Rhodamintha , Blunderbus und Balloon , kommen dazu , und willigen in den Anschlag , um sich zugleich an den Feeble zu bereichern. Sir William sagt , es fehle weiter nichts , als daß man dem Feeble glauben mache , Rhodamintha sey von hoher Geburt; deswegen habe er eine Gesellschaft von vielen vornehmen Personen zu der Frau Furbelow gebeten.

bus

us will in derselben den Herzog von Doublen-
er vorstellen.

Zweiter Auftritt.

Der Park.

Friendly bietet dem Felix seine Geldbörse an,
die aber dieser ausschlägt.

Felix. Ich danke dir, mein lieber Friendly =
ich danke dir = = = aber ich kann nicht = = = ich kann
mich nicht überwinden dir schuldig zu seyn = = Ich
habe meines Vaters Stolz = = = wenn ich gleich
sonst nichts von ihm habe.

Friendly. Deines Vaters = = verdammt = = =

Felix. Ich bitte an dich zu halten = = denn ob
er gleich kein Vaterherz hat, so ist er doch mein
Vater.

Friendly. Was wirst du anfangen? er wird
morgen mit der Hure verheirathet seyn.

Felix. Ich will ihm nochmals nach meiner
Art zureden. Vielleicht wirkt die Natur auf ihn = =
Wo nicht, so will ich mein ganzes Project in ein
Lustspiel bringen, und du, mein lieber Friendly,
sollst eine wichtige Rolle spielen.

Felix beschreibt hierauf sein Project. Der
Dienst, den ich der Frau Furbelow gethan habe,
soll mir den Weg in ihr Haus bahnen. Ich will
ihnen meinen Beystand anbieten, und auf diese Art
hinter ihre Geheimnisse kommen. Diese Gesell-
schaft, die meinen Vater ins Garn locken soll, be-
steht aus Betrügeru und einigen Modenarren, die
sich

sich ihres Vergnügens wegen mit einem jeden einlassen = = = Ich will sie alle fangen.

Friendly. In der That, das hat einen Ansehen.

Felix. Bringe die Gerichtsdiener mit = = = Ich will dir diejenigen, die man schonen soll, zeigen = = = und für den Ueberrest, Zuchthaus und Willkommen.

Friendly. Ich fürchte mich für dich, und gehorche.

Felix. Wir wollen noch vorher die gelinden Mittel versuchen.

(Sie gehn ab.)

Dritter Auftritt.

Feeble vor seinem Nachttische = = = der Zahnarzt, Augenarzt, Friseur und Mahler wartend; der Wundarzt über der Arbeit mit den Nägeln.

Das Gespräch des Feeble mit diesen Leuten betrifft ihre verschiedenen Arbeiten, die sie an ihm verrichten. Als ihm endlich der Augenarzt das Auge giebt, ruft er aus: Auf nunmehr zur Eroberung = = = Ha! meine Herren, es mus eine närrische unempfindliche Creatur seyn, die sich nicht in mich verliebt.

Sir William tritt ins Zimmer. Vor Ihrem Nachttische, mein Herr Feeble = = = wie? es ist fünf Uhr = = = doch ich bitte diese Herren um Verggebung = = = ein Tag ist eine Kleinigkeit für so vor treffliche Arbeit = = = wenn es ein Month gewesen wäre, so ließe sich es verantworten = = = eine Figur,

igut, wie die Ihrige, gehöret unter diejenigen Werke, auf die ein Künstler sein ganzes Leben wenden sollte; denn der Lohn ist Unsterblichkeit.

Feeble. Bey meiner Seele, nicht eine Stunde = = = Ich stand nicht eher als gegen Abend auf. Wenn man haben will, daß die Augen gut sehen sollen, so müssen sie niemals das Tageslicht sehen = = = Es zieht den Augapfel zusammen, und die Augen haben des Nachts keine Lebhaftigkeit. Nicht wahr, Herr Doktor = = = Ich habe es von Ihnen gelernet!

Der Augenarzt. Sehr gründlich, Ihre Gnaden.

Sir William sagt dem Feeble viele Schmeicheleyen, und hält mit glücklichem Erfolge um dessen Tochter an. Die Frau Furbelow und Rhodamintha kommen.

Feeble. O Rhodamintha! Sie sind geboren zu glänzen.

Sir William. Und Sie, um dieselbe in ihre Sphäre zu setzen. Dieser Ruhm, mein Herr, war ihrem grossen Geschmack und Geiste vorbehalten. Ich sehe sie am Hofe stralen, ich sehe die Damen bey ihrer ersten Erscheinung in Ohnmacht fallen. Ich höre die Mannspersonen ihre Eroberungen vermünschen; denn ob sie gleich nicht leugnen können, daß Sie Liebe verdienen, so beneiden sie doch Ihr Glück.

Feeble. Ihr habt mich überwunden = = = Eure Redekunst, und ihre Augen = = = Ach die bezaubernden funkelnden Augen! las mich sie küssen.

Rhodamintha. Ueberwunden! = = = In der That! = = = Gesezt, ich liebe Sie, Herr Feeble welche Unverschämtheit = = = überwunden = = = Doch Sie haben mich auch überwunden, ich heirathete Sie also.

Feeble. Sir William, Ihr sollt Vater seyn = = = Holt einen Geistlichen = = = du kleine Betrügerin, ich dachte nicht eher verheirathet zu werden, bis ich einige Jahre mehr meine Freyheit genossen hätte = = = Doch ich glaube, deine Reizungen werden mich beständig machen.

Rhodamintha. Ich wollte noch mit Ihnen sprechen, aber da kömmt jemand, den ich nicht sehen kan = = = Kommen Sie, Madam, wir wollen Sie zu Hause erwarten, mein Herr = = = Wolly, bleib hier, und gieb mir Nachricht. (Felix kömmt.)

Feeble. Was soll dieser Ungehorsam heißen = = = warum kömst du hieher? = = = Nur gestern habe ich dir meine Thüre verboten; und doch hat dich diesen Morgen Pulville, der ehrliche Pulville, von allen kalten Speisen meines Hauses Frühstücke sehen, gemästet wie ein Lord Mayor und zehn Aldermänner. Ich dachte, die Betrübniß verderbte den Leuten den Magen = = = aber = = = höre Junge, was hat dich zurück gebracht.

Felix. Eine Sache, wo es auf Leben und Tod ankömmt = = = wie Ihnen Pulville, der ehrliche Pulville, gesagt hat.

Feeble. Willst du dich über mich aufhalten?

Felix. Wollen Sie die Gütigkeit haben, mich zu hören?

Feeble

Feeble. Dieser grosse Schlingel macht, daß ich mich für einen alten Kerl halte, ich mus ihn ortjagen = = = hängen, ich kan ihn nicht vor mir sehen. Was wirst du für dich anbringen können?

Felix, Geh! wenig.

Feeble. Hast du mir nicht tausend abscheuliche Lügen gesagt = = = dich bemühet mich zu hintergehen? Hast du nicht?

Felix. Ich habe Ihr Misfallen völlig verdient.

Feeble. Meine Rhodamintha verläumbet!

Felix. O mein Vater!

Feeble. Nun, was willst du also von mir haben?

Felix. Brod = = = Ich bin nicht der erste junge Mensch, der einen Fehler begangen hat; machen Sie ein Exempel; und lassen mich den ersten seyn, der jemals Verzeihung erhalt.

Feeble verzeiht zwar seinem Sohne, befiehlt ihm aber, auf Sir Williams Erinnerung, nichts weiter anzubringen und fortzugehen. Er entdeckt hierauf dem Sir William seinen Zweifel an Rhodaminthens Ehre, weil ihm alle junge Leute von seiner Bekanntschaft zugeschworen, daß sie mit ihr zu thun gehabt hätten. Sir William versichert, es sey aus Bosheit geschehen, weil sie Rhodamintha abgewiesen, und ihn (den Feeble) vorgezogen hätte; er fügt die größten Bethenerungen hinzu.

Friendly bringt, verkleidet als ein Bedienter des Herzogs von Doncaster, einen Brief an den Feeble, den dieser vorliest: „Sir William ist ein öffent-

öffentlicher Betrüger . . . Das Mägdechen ist von der Mangle-Alley weggenommen, wo ihre Mutter ein Hurenhaus hält . . . es ist eine Verschwörung Sie zu ruiniren. „

Feeble hält den Brief für richtig, bis Feindlich vom Sir William erkannt wird. Worauf Feeble so in Affect geräth, daß er durch den Husten die eingesehten Augen und Zähne verlieret.

Vierter Auftritt.

In der Frau Furbelow Haus.

Die Frau Furbelow trägt ihren Bedienten die Einladungscomplimente an viele Personen auf. Rhodamintha zeigt sich in ihrem Puse, läßt sich ein wenig Roth mehr auflegen, und wundert sich, daß ihr alter einfältiger Schöps noch nicht da ist. Wolly erzählt, daß dem Herrn Feeble ein trauriger Zufall begegnet sey, der ihn noch nicht erlaubte zu kommen.

Zweiter Aufzug.

Eben daselbst.

Feeble allein. Ich bin entschlossen . . . ich will nichts mehr wider sie hören . . . Sir William hat mich überzeuget, daß sie ein tugendhaftes Frauenzimmer ist; ich will sie heirathen . . . Es ist zwar etwas hart . . . mit dieser Gestalt . . . ich wünder mich nicht, daß Mylord Brewwe und Slender heirathen . . . aber ich denke . . . dieses Gesicht sollte

der Schönheit ohne dergleichen Beschwerlichkeiten befehlen = = = die Tugend sollte sich Personen meines gleichen auf Discretion übergeben = = = solche verfluchte Capitulationen beflecken den Ruhm des Sieges = = = Allein ihre Reizungen = = = ich muß nachgeben = = = Cupido lebe wohl. (Die Frau Furbelow, Rhodamintha, Sir William, Blunderbus, als Herzog von Donblewater, und Balloon, als ein gelehrter Lord, kommen.)

Blunderbus. Sein Diener, Herr Feeble, meine Damen ihr unterthänigster. Der Held hat keine grössere Ehre, als seine Siegeszeichen zu den Füßen einer Schöne zu legen.

Feeble. Dahin legt der verweifelnde Liebhaber sein Herz.

Blunderbus. Sehr wohl, Herr Feeble, sehr wohl.

Balloon. Und dahin auch der Gelehrte = = = Ach Madam! = = = wenn Sie mir erlauben wollten, die Ströme von Wissenschaften, die ich aus dem Titus Livius, Virgilius Maro, Marcus Tullius, Thucydides, Senecus, und Alonzo Barba geschöpft habe, vor Ihnen ausfliessen zu lassen.

Rhodamintha. Ach thun sie es ja nicht = = = Sie werden uns überschwemmen.

Balloon. Madam, wenn sich der Geist aller dieser Weisen vereinigte um = = = jemand zu unterrichten = = = so würde dieser doch gegen Sie ein Narr seyn.

Sir William. Wohl gesagt, Mylord = = = Sie haben nicht umsonst gelesen = = =

Blunderbus. Es mag wohl nicht so gut gesagt seyn, noch . . . gehn sie hier aus dem Wege . . . mein gelehrter Lord . . . ich will wissen, was Sie mit ihrem Geschwätze für Absichten haben.

Balloon. Der Lady zu gefallen = = und wenn ich glücklich seyn könnte, so weis der Himmel, daß ich auf Sie von oben herab sehen würde = = =

Blunderbus. Mein Herr, Sie müssen wissen, daß niemand als ich dieser Lady gefallen soll.

Sir William. Das ist höflich, mein Herr Herzog.

Blunderbus. Höflich oder nicht höflich; es ist wahr, und wer daran zweifelt = = =

Rhodaminta. Das sind außerordentliche Freyheiten, die sich Ihre Gnaden heraus zu nehmen belieben . . . Leute von unserm Stande . . . Ich mus ihnen sagen, mein Herr Herzog . . . Feeble mengt sich hierauf in den Streit, der gleich mit dem Fluche bewillkommnet wird, Bomben, Carcassen, Verdammung und Verwüstung! (er nähert sich.)

Blunderbus. Bleibt in einer Entfernung.

Feeble. Ich habe einen Auftrag an diese Lady.

Blunderbus. Woher?

Feeble. Aus dem Italischen Lustwalde.

Blunderbus. Ha!

Feeble. Und dem prächtigen Entheron.

Blunderbus. Sir, wo ist der Italiänische Lustwald, Ha? Sag er mir, wer ist der Theron?

Feeble. Der Liebhaber der Aspasia!

Blunderbus. Verdammte ist sein Unsinn.

Rhodamintha. Mylord, Sie sind unverchämt = = = kein Rang noch Titel geben Ihnen da- u Recht = = = und Sie misbrauchen dieselben. Herr Feeble geben Sie mir Ihre Hand = = =

Blunderbus. Ich habe meine Loufgräben vor Ihnen eröffnet, Madam, und den den mus die- ses Schwerdt fressen. = = =

Rhodamintha bringt den Feeble nach vielen Zureden dazu, daß er dem Blunderbus das Schwert aus der Hand reißt, worauf Feeble freudig aus- ruft: Bomben, Carcassen, Verdammung und Verwüstung.

Sir William. Herr Feeble, ich bezeuge Ih- nen meine Hochachtung.

Feeble. Niemand, als die Tapfern, verdie- nen die Schönen. (Sie gehen ab.)

Felix kömmt in der Gestalt einer Diebeunerin mit zween Bedienten der Frau Furbelow, und ver- langt von ihnen, ihn unter den Namen der Me- naldo Domadascar bey der Frau Furbelow zu mel- den. Er macht, vor deren Ankunft, eine seltsa- me Erzählung von seinem neunzehnhundertjährigen Alter; seiner Verwandtschaft mit dem Mercurius Trismegistus, dem Seegott Glaucus; Comus, Raymond Lully, Cornelius Agrippa, und seiner Regierung der Naturbewegungen und Himmels- zeichen. (Die Fr. Furbelow kömmt.)

Felix. Madam, ich habe Ihnen einige Wor- te insgeheim zu sagen, die Ihrer Aufmerksamkeit würdig sind. Ich habe Ihnen gestern einen gu- ten Dienst erwiesen, und, wenn es ihnen gefäl- lig

lig ist, so will ich das Geschäft zu Stande bringen.

Furbelow. Was mag die Frau hiermit meinen?

Felix. Ich bin keine Ziegeunerin, sondern ohne die Sterne verstehe ich die Zauberkunst genug, um Ihre Geheimnisse zu wissen = = = Ich bin = = = bekant mit Ihren Anschlägen wider den Herrn Feeble.

Furbelow. Anschläge, Frau, meine Anschläge! Anschläge wider den Herrn Feeble! Ihr seyd eine Betrügerin, und ich will euch = = = He!

Felix. Ruft nicht eure Leute, ich bin für allen Schaden sicher: aber ihr selbst und sie werden = = = merken, daß ich eure Absichten befördern, oder entdecken kan, ich weis sie alle = = = wollt ihr klug seyn und mich anhören.

Furbelow. Ich bitte um Entschuldigung = = = Ihr seht wie ein verliebtes junges Frauenzimmer = = =

Felix. Ach! Madam.

Furbelow. Erzählt mir eure Geschichte; vielleicht kann ich euch dienen.

Felix. Eine elende unglückliche Creatur = = = eine arme betrogene Närrin! die sich einbildete, daß man einer Mannsperson glauben könnte = = =

Furbelow. Oh, ihr waret also in der That eine arme betrogene Närrin = = =

Felix. Ich verlor meine Unschuld, weil ich liebte = = = aber mit meiner Unschuld verlor ich meinen Liebhaber = = = sie suchten weiter nichts als jene zu vernichten, und wenn das arme Bild gefallen

fallen ist, so eilen sie auf ein ander Feld = = = verzeihen sie meinen Thränen = = =

Surbelow. Gerade der Fall meiner armen Tochter = = = Aber was brachte euch zu dieser Profession.

Felix. Die Nothwendigkeit = = = Ich werde aber in diesem schimpflichen Stande, das gottlose Geschlecht beständig hassen, und mit dem Unglück des meinigen Mitleiden haben = = = Ihre Absicht auf den alten einfältigen Tropf schien mir sehr gut angelegt, aber ich sah ihn unschlüssig = = = Ich wandte mich an ihn in dieser Kleidung, und er hörte mir zu; ich bestätigte seine gute Meinung von Ihnen, und wahr sagte ihm, daß er in vier Monathen eine Pairstelle haben würde, wenn er Rhodaminthen heirathete.

Surbelow. Vortreffliche Creatur = = = wie sehr bin ich euch verbunden = = = wie soll ich euch belohnen? ich will euch in mein Haus nehmen.

Felix. Nein.

Surbelow. Wenn ihr die Vollziehung der Heirath noch diesen Abend bewerkstelligen könnet, so gebe ich euch vierzig Pfund.

Felix. Ich unternehme es = = = ich weis daß ich kan = = = aber ich mus eine geschriebene Versicherung wegen des Geldes haben, (bey Seite) ich will gegen diese Betrüger alle Künste anwenden, durch welche sie meinen Vater, meinen zu verehrenden obgleich sehr unnatürlichen Vater, zu verderben suchen.

Surb. (schreyend) Hier = = = ich will suer = = = machen = = =

(Die vorigen kommen herein.)

Sir William. Frau = = = einige kleine Fragen = = =

Felix. Lasset mich erst meine Geister herbeyrufen.

Sir William. Nein, nein, wir werden sie nicht nöthig haben = = = du und ich werden einander bald verstehen = = = Ich will die Tochter des alten Becken heirathen = = = mache doch, daß er mir eine hübsche Mitgift giebt = = = Aber da ist ein Schlingel von einem Sohne = = = du bist ganz für unsern Nutzen = = = gieb ihm also ein Medicamentgen oder Arsenicum: du sollst funfzig Pfund haben.

Felix. Ich kenne ihn, ich wills thun = = = aber eine Note über das Geld, das bey seinem Tode zahlbar seyn soll.

Sir William. Die Väter können sich erweichen lassen; alte Leute sind zuweilen schwach, und fühlen die Stimmen der Natur = = = Frau, ich will es euch geben = = = Menaldo Domadascar ist euer Name (er schreibt.)

Felix. Ja = = = (bey Seite) das wird ein Beweis seyn = = = O Vater, Vater!

Sir William. Hier Frau (Felix liest unterdessen) laßt euch wohl bekommen = = = ich habe diesmal den Teufel betrogen = = = das Geld kan niemals gefordert werden.

Felix. Sehr gut.

Sir William. Ich will den alten Dummkopf gleich zu euch bringen (Feeble kömmt herein) O er ist hier = = = mein lieber hochgeehrtester Herr
Feeble.

Feeble, Sie haben Einsicht, kommen Sie und wundern sich mit mir.

Feeble. Was, zum Henker, ist diese verummmete Person, ein Mann, oder Frau, oder Zwidder?

Felix. Keines von allen.

Sir William. O mein werthester Freund ein Wunderding.

Feeble. In der That ein Wunderding, wenn es weder Mann noch Frau noch Zwidder ist. Ich denke, wenn ein junger Kerl untersuchen wollte == ich habe ziemlich Lust, sehr Lust zu versuchen == Bey allen meinen Intriquen, wenn sie gleich unzählig sind, habe ich niemals mit einer Here zu thun gehabt.

Felix. Rede mit mehr Ehrfurcht, oder ich will den Donner herabrufen.

Sir William. Mein Herr, Sie sind des Todes, wenn Sie nicht um Verzeihung bitten. Sie ist ein Wunderketten.

Feeble. Glaubst er es wirklich.

Sir William. Bey meiner Seele == man hat niemals ihres gleichen gesehen.

Felix. Las uns allein (Sir Will. geht ab.)

Feeble. Gut, Madam, Herr, keines von allen, was habt ihr mir zu sagen?

Felix. Mein Herr, wenn eure Augen eröffnet sind, wollt ihr sehen?

Feeble. Ich will == Es ist etwas in ihren Betragen, das ==

Felix. Wenn euch eure Feinde sind gezeigt worden, wollt ihr sie vermeiden?

Feeble.

Feeble. Ich will = = = Frau, ihr bringt mich in Erstaunen.

Felix. Wenn euch die Natur ruft, wollt ihr hören?

Feeble. Ich verspreche es euch bey meiner Seele und Ehre.

Felix. Genug = = = erinnert euch nur.

(Felix geht ab)

Die Scene erdffnet sich.

Das Gesellschaftszimmer, zween Sessel oben an.

Die vorigen treten herein, und nach und nach kömmt die ganze Gesellschaft zusammen. Alle Personen werden von der Frau Furbelow bewillkomet, und man unterhält sich theils mit gewissen Modegesprächen, theils mit dem Spiele.

Sir William zu der Frau Furbelow. Es hat nunmehr seine Nichtigkeit = = = Diese Gesellschaft hat ihn überzeugt, daß ihr Leute von Stande send. Er will sie heirathen. so bald die Gesellschaft fort ist.

Felix kömmt hervor; Platz gemacht, ich will euch meinen Vater zeigen.

Sir William. Felix ist der Wahrsager! nun ist alles aus.

Felix. Ich bins = = = und wen unter euch, ihr Niederträchtigen, habe ich beleidiget? Euch, mein Vater, der mich hat enterben wollen = = = oder Euch, der mich vergiften wollte = = = oder euch, Frau, die ihr

ihr meinem Vater eure schändliche Tochter aufhängen wolltet = = = O mein Vater, sprecht das Urtheil über mich, leset dieses = = = ich bitte euch fusfällig.

Feeble. Hah.

Felix. Und dieses! das ist euer einfältiger Schöps, liederliches Mensch! Vergeben Sie mir mein Vater = = = das ist der alte Narre, Madam, den Sie auspfändern wollten. Das ist euer alter Gock, ist er es nicht, Sir William?

Feeble. O ihr Ungeheuer!

Felix. Fliehet nunmehr zurück Ihr Harpfen In eure natürlichen Hölen = = = mein Vater kennet euch.

Feeble. Tausend Pfund! = = = mein Freund, wenn Rhodaminta eine Frau wird.

Felix. O mein Herr! Ihre Augen sind geöffnet, und Sie sehen Ihre Feinde.

Feeble. Mein lieber Junge = = = mein Sohn = = = mein Felix.

Felix. Ich bin mehr als zu sehr für alles bezahlet.

Feeble. Las dich umarmen. Ich habe kein Kind, außer dich.

Felix. Und nun mein Herr, erlauben Sie uns zu feyern = = =

Feeble. Nicht meine Hochzeit, den Himmel sey Dank.

Felix. Ihre Befreyung.

Feeble. Ich will = = = Frau, ihr bringt mich in Erstaunen.

Felix. Wenn euch die Natur ruft, wollt ihr hören?

Feeble. Ich verspreche es euch bey meiner Seele und Ehre.

Felix. Genug = = = erinnert euch nur.

(Felix geht ab)

Die Scene erdffnet sich.

Das Gesellschaftszimmer, zween Sessel oben an.

Die vorigen treten herein, und nach und nach kömmt die ganze Gesellschaft zusammen. Alle Personen werden von der Frau Furbelow bewillkomet, und man unterhält sich theils mit gewissen Modegesprächen, theils mit dem Spiele.

Sir William zu der Frau Furbelow. Es hat nunmehr seine Richtigkeit = = = Diese Gesellschaft hat ihn überzeugt, daß ihr Leute von Stande seyd. Er will sie heirathen. so bald die Gesellschaft fort ist.

Felix kömmt hervor; Platz gemacht, ich will euch meinen Vater zeigen.

Sir William. Felix ist der Wahrsager! nun ist alles aus.

Felix. Ich bins = = = und wen unter euch, ihr Niederträchtigen, habe ich beleidiget? Euch, mein Vater, der mich hat enterben wollen = = = oder Euch, der mich vergiften wollte = = = oder euch, Frau, die ihr

ihr meinem Vater eure schändliche Tochter aufhängen wolltet = = = O mein Vater, sprecht das Urtheil über mich, leset dieses = = = ich bitte euch fusfällig.

Feeble. Hah.

Felix. Und dieses! das ist euer einfältiger Schöps, liederliches Mensch! Vergeben Sie mir mein Vater = = = das ist der alte Narre, Madam, den Sie auspfändern wollten. Das ist euer alter Gock, ist er es nicht, Sir William?

Feeble. O ihr Ungeheuer!

Felix. Flieht nunmehr jubelnd Ihr Harpien In eure natürlichen Hölen = = = mein Vater kennet euch.

Feeble. Tausend Pfund! = = = mein Freund, wenn Rhodaminta eine Frau wird.

Felix. O mein Herr! Ihre Augen sind geöffnet, und Sie sehen Ihre Feinde.

Feeble. Mein lieber Junge = = = mein Sohn = = = mein Felix.

Felix. Ich bin mehr als zu sehr für alles bezahlet.

Feeble. Las dich umarmen. Ich habe kein Kind, außer dich.

Felix. Und nun mein Herr, erlauben Sie uns zu feiern = = =

Feeble. Nicht meine Hochzeit, den Himmel sey Dank.

Felix. Ihre Befreyung.

The Life of Henry Prince of Wales, Eldest Son of King James the first, compiled chiefly from his own Papers, and other Manuscripts never before published, by Dr. *Thomas Birch*, Secretary of the Royal Society. London 1760, printed for A. Millar, 8vo 552 Seiten.

Bei diesem Buche kommen diejenigen Umstände zusammen, die jedes Buch wichtig und lesenswürdig machen: ein berühmter Verfasser, merkwürdiger Inhalt, gute Ausarbeitung. Dr. Birch a) ist den Gelehrten als ein fleißiger und verdienter Schriftsteller bekannt; und das Leben eines Prinzen, der, bey längerem Leben, seiner Nation Ehre gemacht, und die Glückseligkeit seiner Unterthanen befördert haben würde, verdiente, von einem so wahrheitliebenden als berühmten Verfasser, getreu und zierlich beschrieben zu werden. Heinrich Friedrich, ältester Sohn des Königs Jacob VI und der Anna, gebornen Prinzessin von Däne-

a) Heads of Illustrious Persons of Great Britain, engraved by Mr. Houbraken and Mr. Vertue, with their Lives and characters, London 1747. fol.

Memoirs of the Reign of Queen Elizabeth. Ld. 1754. 2 Vol. 4.

History of the Royal Society of London, for improving of natural Knowledge, Lond. 1756. 4 Vol. 4to. siehe diese Bibliothek, 2 Band, St. 593 ff.

Dänemark, wurde im Jahre 159 $\frac{3}{4}$ den 19 Febr. an einem Dienstage, auf dem Schlosse Striveling, jeko Sterling genant, geboren; aber erst den 6 August desselben Jahres, in Beyseyn des englischen, dänischen, holländischen, braunschweig- und mecklinburgischen Gesandten, vom Bischofe zu Aberdeen, David Cuningham, getauft. Er bekam den Namen, Friedrich Heinrich und Heinrich Friedrich, zu Ehren des Königs Heinrich IV von Frankreich, und seines Grossvaters, Friedrich II von Dänemark. Johann Erskin, Graf von Mar, wurde zum Oberhofmeister des Prinzen bestellet; die Sorge aber für seine Person der Gräfin von Mar, der Witwe des ehemaligen Regenten von Schottland, während der Minderjährigkeit des Königs Jacob, anvertrauet, die dieses Königs Amme gewesen war. Im sechsten Jahre, 1599, ward Prinz Heinrich von dem Frauenzimmer genommen, und unter die Aufsicht Adam Newtons gethan, eines Schottländers, wihigen Kopfs, und grossen Scholisten, nachherigen Baronets, dazu ihn der König im Jahre 1620 erhob. Der Prinz, der die vortreflichste Unterweisung genos, und von seinem gelehrten Vater zum Fleisse angehalten, auch durch dessen grosse Wissenschaft zur Nacheyerung gereizt wurde, bewies ganz frühzeitig, wie er die an ihn gewendete Mühe genuset habe. Denn im siebenten Jahre konte er schon einen guten Brief in französischer und lateinischer Sprache schreiben; eine Uebung, die man schon damals, als ein Kennzeichen und einen Beweis der Gelehrsamkeit ansah.

sah. Im achten Jahre lernte Prinz Heinrich reiten, singen, tanzen; mit dem Bogen schießen, in welcher letztern Leibesübung, wie auch im Fechten, Richard Preston sein Anführer war, welchen der König nachher zum Grafen von Desmond machte. Bis auf das Jahr 1603 wurde Prinz Heinrich im Schlosse Sterling erzogen, unter der Oberaufsicht des Grafen von Mar; in diesem Jahre aber lies ihn sein königlicher Vater, der, nach dem Tode der Elisabeth, den englischen Thron bestiegen, nach England kommen, und räumte ihm Windsor ein. Sein bisheriger Oberhofmeister wurde seines Amtes entlassen, mit dem Orden vom Hofenbände begnadiget, und erhielt das Amt eines Grosstschatzmeisters in Schottland, welchen Posten er bis 1630 bekleidete; und, in einem beynahe achtzigjährigen Alter, 1637 starb. Der Prinz wurde 1603 den 2 Julii Ritter des Hofenbandes, und ihm wurde kurz hierauf eine eigene Hoffstadt gegeben; zum Oberhofmeister Thomas Chaloner bestellt, ein Edelmann aus Yorkshyre; der wegen seiner weitausgebreiteten Wissenschaft b), besonders in der lateinischen Dichtkunst und Naturlehre, die Bewunderung der Gelehrten, und durch den edlen Anstand seiner Sitten, die Liebe der Hofleute verdiente. Er hatte in Orford im Magdalenen Collegio den Grund der Gelehrtheit gelegt, und auf seinen

b) Thomas Chaloner schrieb: A treatise on the Vertue of Nitre, wherein is declared the sundry cures by the same effected. Lond. 1584, 4to. Von seinen lateinischen Gedichten redet Wood in Athenis Oxoniens. Vol. 1. col. 398. mit Ruhm.

seiner Reisen das herrlichste Gebäude auf selbigen gebauet: König Jacob machte ihn 1591 zum Ritter, im Jahre 1603 zum Gouverneur des Prinzen, und hernach zum Kammerherrn. Epidemische Krankheiten, die 1603 viele Gegenden verwüsteten, nöthigten den Prinzen, seinen Wohnplatz immer zu verändern: er gieng von Windsor nach Otelando, von da nach Monsuch, zwey Lustschlösser des Königs in Surrey, denn nach Hamptoncourt. Das Jahr darauf schrieb er ein lateinisches Gedichte an den König, worüber dieser eine grosse Freude bezeigte, und ihn, in einem Briefe zum eigenen Fleisse in der lateinischen Dichtkunst ermahnete, damit er nicht nur schön abschreiben, sondern auch selbst etwas verfassen möge. Heinrich fand auch an den französischen Gedichten einen Geschmack, besonders an den Quatrains de Pibrac, die er sogar auswendig lernte, wie sie es auch, nach vieler Gelehrten Urtheil, verdienen. Nicht nur die Dichtkunst, sondern auch die Geschichtskunde beschäftigte den englischen Prinz; daher ihm der Lord Spencer, Baron von Wormleighton 1604 den 24 April die Memoires des Philipp von Comines zum Geschenke überreichte, in welchem Buche er die wichtigsten Stellen unterstrichen hatte, damit der Prinz selbige sogleich finden könnte, weil, nach den eigenen Worten des Lords, Prinzen alles Gute kosten, aber an nichts sich einen Ekel essen müssen. Die bekannte Liebe Heinrichs zu den Gelehrten, wurde von ihnen durch häufige Zuschriften ihrer Bücher und Abhandlungen, dankbärlieh erkannt. Der

König reifete im Augustmonathe 1605, in Begleitung des Prinzen, nach Oxford, lies ihn als ein Mitglied des Magdalenencollegii einschreiben, und ernannte ihn daselbst zum Herzog von Cornwall. Im November desselben Jahres wurde die Pulververschwörung entdeckt, und da hieburch, wenn den Jesuiten dieses Verbrechen gelungen wäre, das ganze königliche Haus, der geheime Rath, und beyde Parlamentshäuser, ihren Untergang gefunden hätten; so befahl der König Jacob, daß zum Andenken jährlich am 5 November, oder den nächsten Dienstag darauf, eine feyerliche Predigt gehalten werden sollte. Der Pfalzgraf Friedrich, welcher hernach mit der Prinzessin Elisabeth, Heinrichs Schwester, vermählet wurde, wünschte ihn in einem Briefe, aus Sedan den 10 Dec. wegen seiner wunderbaren Erhaltung, in den zärtlichsten Ausdrückungen, Glück. Eben dieses that den 27 December der obengenannte Lord Spencer, und beschenkte den Prinzen mit einem Schilde und Schwerdte, um sich wider meuchelmörderische Anfälle zu verwahren. Heinrich zog schon im dreyzehnten Jahre seines Alters, wegen seiner Fähigkeit und Liebe zu den Wissenschaften und edlen Leibesübungen, noch mehr aber wegen seinen edlen Gesinnungen, die Augen fremder Völker auf sich. Heinrich IV, König von Frankreich, gab ihm 1606, durch seinen Gesandten seine Hochachtung und Liebe, durch viele Beweise zu erkennen; so schrieb auch der Dauphin, nachher König Ludwig XIII, damals im sechsten Jahre seines Alters, an den Prinz, und dankte ihm für die
ge

geschenkten englischen Docks. Auch Christian IV, König von Dänemark, Vetter des Prinzen, gab, bey seinem Aufenthalte in England, im Monathe Julii und August 1606, ihm Zeichen seiner Liebe, die sich nicht nur auf die nahe Verwandtschaft, sondern auch auf Hochachtung gründete, und verehrte ihm ein Kriegsschiff, einen Dolch und Rapier, welches Geschenke über 3500 Pfund Sterlings werth geschäzet wurde.

Wie der König Jacob und seine Gemahlin, ungeachtet beyde der protestantischen Lehre zugethan waren, für den spanischen Hof eingenommen waren: so war im Gegentheile Prinz Heinrich für Frankreich gut gesinnet. Der französische Hof sah diese Gesinnungen sehr gerne, und that alles, was er zum Vergnügen des vermuthlichen Kronerbens von England thun konnte. So thaten auch die Schottländer, und fanden an dem Prinzen, ihrem Landsmanne, einen eifrigen Vertheidiger ihrer Freyheiten.

Im Jahre 1607 wurde Joseph Hall, Rector zu Halstead in Suffol, ordentlicher Hofcaplan des Prinzen, der ihn nachher zum Dechant von Worcester machte, welche Stelle dieser aufgab, und Bischof von Exeter, hernach von Norwich wurde. Im Augustmonath 1608 reiste Heinrich nach Woolwich, um die Schiffswerfte zu besehen, woran er, nach den Wissenschaften, das größte Vergnügen fand. Das Jahr darauf kam Johann Hatington, ein schottischer Edelmann, Baron von Exton in Rutland, von seiner Reisen

Reisen zurück, und gefiel dem Prinze sowohl, daß er ihn einer vertraulichen Freundschaft würdigte, die er auch bis zum Tode des Prinzen genoss. Jacob I erklärte den Prinzen Heinrich, 1609 den 3 Junius, zum Prinzen von Wallis, und schlug ihn zum Ritter; suchte auch 1611 im April für ihn eine Prinzessin zur Gemahlin aus, nämlich die älteste Tochter des Herzogs von Savoyen, welcher Vorschlag aber dem Prinz Heinrich eben so wenig gefällig war, als des Königs Heinrichs IV Anerbieten, die Prinzessin Christiana, seine andere Tochter, mit ihm zu vermählen. Den 10 October 1612 wurde Heinrich mit einem Fieber befallen, (das er entweder durch zu häufigen Genuß des Obstes, oder durch Erhitzung sich zugezogen hatte,) es war mit Kopfweh, Schlaflosigkeit und mehreren gefährlichen Zufällen begleitet, und ris den, von ganz England fast angebeteten, und von dem übrigen Europa mit größtem Rechte bewunderten Prinz, den 6 November 1612 an einem Frentage, abends um acht Uhr, im 19 Jahre seines hoffnungsvollen Alters, aus dem Lande der Lebendigen.

Dr. Birch hat 358 Blattseiten dem Leben des Prinzen gewidmet; von 359 - 409 folget die Erzählung von seinem Begräbniße, und denen auf diesen Todesfall gehaltenen Trauerteden und verfaßten Leichengedichten.

Den Schluß des Werkes macht eine Sammlung von 22 Briefen, die Heinrich theils selbst geschrieben, theils ihn und sein Leben betreffen.

Wir beschliessen unsere Nachricht, mit dem Charakter des Prinzen, aus der Zuschrift dieses Buches, die an den jetzigen König von England, Georg III. damals Prinz von Wallis, gerichtet ist.

„Ich habe nur ein unvollkommenes Gemählde so vieler und so grosser Tugenden des Prinzen entworfen; Stärke und Lebhaftigkeit im Verstande, und ein Hang nach der Vollkommenheit, die einem Fürsten nützet und ihn zieret; Bescheidenheit und Mässigung bey Macht und Hoheit; ein lobenswürdiger Ehrgeiz die schwere Regierungskunst zu erlernen, und doch Geduld die Zeit abzuwarten, sie auszuüben; tugendhafte Sitten, bey dem verführerischen Reize eines schwelgenden Hofes; Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, Haß gegen die Schmeichelen; durch Sparsamkeit beförderte Neigung, alle gute Erfindungen großmüthig zu unterstützen und zu belohnen; und endlich die Krone aller Tugenden, eine wahre und ungeheuchelte Gottesfurcht, dieses sind die Züge, welche das Bild Heinrichs, Prinzen von Wallis, schildern, und die an Eurer königl. Hoheit Person eben so herrlich glänzen.“

*Nihil præstabilius est aut pulcrius munus Deorum,
quam castus & sanctus & Diis simillimus
Princeps.*

Nachricht von den Lebensumständen George
Friedrich Händels, Esq. *)

George Friedrich Händel war zu Halle den 24 Februar 1684 geboren. Sein Vater war daselbst ein Arzt; er war über sechs zig Jahre alt, als seine zwote Frau unsern Händel zur Welt brachte, mit welcher er auch eine Tochter erzeugt hatte. Aus seinem ersten Ehestande hatte er einen Sohn, der um diese Zeit bey dem Herzoge zu Sachsenweiffenfels Kammerdiener wurde, und sich an diesem Hofe aufhielte.

Händel war in dem siebenten Jahre seines Alters, als sein Vater an den Hof des Herzogs reisete, und ihn zurücke lies, ungeachtet er inständigst gebeten hatte mitgenommen zu werden, in der Absicht, seinen Bruder zu besuchen. Händel folgte bey der Abreise seines Vaters, der Kutsche zu Fusse nach, und brachte es endlich durch sein anhaltendes Bitten dahin, daß sein Vater ihn mit zu seinem Bruder nahm.

Es scheint, daß Händel sich nicht lange an dem herzoglichen Hofe aufgehalten habe; denn er war gerade sieben Jahre alt als er nach Halle zurück fehrte. Es äusserte sich schon damals sein grosses Talent zur Musik. Bey seinem Aufenthalte in Weiffenfels pflegte er, nach geendigtem

Got-

*) Aus dem *Gentleman's Magazine for April and May 1760.* übersetzt.

Gottesdienste, auf der Orgel zu spielen. Der Herzog blieb einmal von ungefähr länger, als gewöhnlich, in der Kirche, und hörte ihn, und da er etwas, das nicht gemein war, in seiner Art zu spielen fand: so fragte er den Kammerdiener, wer auf der Orgel spiele. Dieser antwortete, daß es sein Bruder sey; worauf der Herzog ihn zu sehen verlangte, und zu seinem Vater sagte, daß er ein Verbrechen gegen das Publicum und die Nachwelt begehen würde, wenn er der Welt ein so außerordentliches Genie zur Musik entziehen, und ihn zu andern Wissenschaften anhalten wollte. Der Vater gab nicht sowohl den Gründen, als vielmehr dem Ansehen des Herzogs nach, und versprach, seinem Sohne eine Erziehung zu geben, die seinen Fähigkeiten gemäß wäre. Der Herzog machte dem jungen Händel ein Geschenk, und sagte ihm, daß es seinem Fleisse an keiner Ermunterung fehlen solle.

Händel wurde bey seiner Zurückkunft nach Halle, von seinem Vater zu dem Organist Zaccan gethan, welcher in seiner Kunst sehr geschickt war. Man sagt, daß Händel schon damals die Stelle seines Lehrmeisters, in dessen Abwesenheit, vertreten habe. Er hatte von der Unterweisung desselben so grossen Nutzen, daß er im neunten Jahre seines Alters anfieng Kirchenmusiken zu componiren, und mit dieser Composition drey Jahre nach einander fortfuhr.

Er hatte es nunmehr so weit gebracht, daß er seinen Lehrmeister bey nahe übertraf. Man be-

schloß, ihn nicht länger zu Halle zu lassen, und er wurde im Jahre 1698 nach Berlin geschickt, wo er einen Anverwandten am Hofe hatte, auf dessen Sorgfalt und Freundschaft seine Aeltern sich verlassen konnten.

Die Oper war damals in einem sehr blühenden Zustande. Verschiedene berühmte Personen hatten die Aufsicht darüber, unter welchen sich Buononcini und Attilio befanden. Buononcini war der beste Componist; und Attilio der beste Spieler; und ihr Charakter war eben so verschieden, als ihre Talente. Buononcini war eitel und stolz, und Attilio war bescheiden und aufrichtig. Der erste sah mit Verachtung auf Sändeln, und der andere begegnete ihm mit Höflichkeit. Attilio hatte ihn zu Stunden auf dem Schoosse, vor einem Flügel, auf welchem er ihn spielen lies, und die außerordentliche Geschicklichkeit eines so jungen Knabens bewunderte. Buononcini selbst wurde endlich gezwungen, seine vortreffliche Talente zu erkennen, und erzeigte ihm einige Höflichkeiten, ob man gleich Anlas hatte zu glauben, daß sie keine Wirkungen von Freundschaft und Wohlwollen waren.

Sändel nahm bey dem Unterrichte des Attilio ungemein zu, und er war nicht lange in Berlin, als er dem Könige vorgestellet wurde, welcher ihn oft beschenkte, und endlich vorschlug, ihn unter seiner eignen Protection nach Italien reisen zu lassen; allein Sändels Aeltern lehnten aus gewissen Ursachen dieses Anerbieten ab.

Es wäre für ihn nicht rathsam gewesen, länger in Berlin zu bleiben; er kehrte daher noch einmal nach Halle zurück, und man erwies ihm ausserordentlich viele Höflichkeiten. Da er sich Begriffe von der Vortreflichkeit in der Musik erworben hatte, die alles das, was er in Halle fand, weit übertrafen: so war er sehr ungeneigt sich daselbst zu verweilen; und hatte eine grosse Begierde, nach Italien zu gehen. Unterdessen fand er kein Mittel, den Aufwand, welchen eine Reise nach Italien erforderte, zu bestreiten. Man sendete ihn nach Hamburg. Die dasigen Opern wurden nur von den in Berlin übertroffen. Bald nach seiner Ankunft in Hamburg starb sein Vater. Händel wollte seiner Mutter nicht zur Last seyn, und suchte daher Stunden zu geben, und eine Stelle im Orchester zu erhalten. Unterdessen schickte ihm doch seine Mutter, einige Monate darnach, etwas zu; allein sein Fleis, und seine Achtung gegen seine Mutter, waren so gros, daß er nicht nur das Geld, so ihm seine Mutter überschickt hatte, zurücksenden, sondern auch noch ein kleines Geschenk von dem seinigen beifügen konnte.

Der erste Flügel wurde damals von Kaysert gespielt, einem Manne, der auch in der Composition stark war. Aber er liebte die Verschwendung, machte Schulden, die er nicht wieder bezahlen konnte, und sah sich daher genöthiget, zu flüchten. Bei Erledigung dieser Stelle wollte derjenige, welcher den andern Flügel spielte, hinauf rücken; aber Händel war ihm entgegen, welchem
 M 5 seine

seine höhere Geschicklichkeiten ein Recht gaben, auf die erste Stelle Anspruch zu machen. Nach manchem Streite, an welchem alle diejenigen, die die Oper unterhielten oder dirigirten, Antheil hatten, wurde die Sache zu Händels Vortheil entschieden. Seine Anhänger führten an, daß man blos auf den Nutzen der Oper, und nicht auf den Eigennuß einer einzeln Person zu sehen habe, die sich nicht auf vorzüglichere Fähigkeiten, sondern blos auf ein vermeintes älteres Recht, berufen könne. Diese Gründe waren unterdessen für Händels Nebenbuhler von keinem Gewichte, und er trieb seiner Groll so weit, daß er, als sie auf dem Orchester zusammen kamen, ihm mit einem Degen einen Stos auf die Brust gab, welcher ihm gewis das Herz durchbohret haben würde, wenn er nicht zu gutem Glücke Musicalien im Busen gehabt hätte, die stark genug waren, daß sie auch einen zweymal stärkern Stos würden haben aufhalten können.

Bald hierauf wurde Händel auch Componist für die Oper; ungeachtet er nur funfzehn Jahre alt war. Die erste Oper, welche er setzte, war die Almeria, und sie erhielt so grossen Beyfall, daß sie dreysigmal nach einander aufgeführt wurde. In einer Zeit von einem Jahre verfertigte er zwey andere Opern, Florinda und Nero, welche mit eben so grossem Beyfalle aufgenommen wurden.

Er hatte sich unterdessen auf keine gewisse Zeit bey der Oper verbindlich gemacht, und er behielt sich die Freyheit vor, Hamburg verlassen zu können, wenn er es für gut befinden würde, weil er sich

h vorgenommen hatte, andere Länder zu sehen, und sich mit den Arbeiten anderer Meister bekannt machen.

Unter den vielen Personen von hohem Stande, welche zu der Zeit, da die Opern *Almeria* und *Florinda* aufgeführt wurden, sich zu Hamburg aufhielten, befand sich auch der Bruder des Johann Gaston de Medicis, Großherzogs von Toscana. Da er ein grosser Liebhaber von der Musik war: so fand Händel durch seine ungeheuren Fähigkeiten, nicht nur den Zutritt zu diesem Prinzen, sondern er wurde auch von ihm einer besondern Vertraulichkeit gewürdigt. Der Prinz beklagte oft, daß Händel mit den italiänischen Meistern nicht bekannt sey, von deren Werken er ihm eine grosse Sammlung zeigte. Händel, welcher dieselben durchsah, sagte frey zu dem Prinzen, daß er nichts von dem Grossen darinnen fände, welches diesen Werken bengelegt würde. Aber der Prinz versicherte ihn, daß eine Reise nach Italien ihn auf einmal mit dem Styl und dem Geschmack der italiänischen Musik ausöhnen würde, und daß ein Meister in dieser Kunst in keinem andern Lande eine grössere Aufmunterung finden könne. Der Prinz drang zuletzt in Händeln, daß er mit ihm nach Italien gehen möchte; und versprach ihm zugleich, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen solle. Ungeachtet Händel fest entschlossen war, nach Italien zu gehen, sobald seine Umstände ihm den nöthigen Aufwand zur Reise darbieten würden: so schlug er doch, mit gebührender

bührender Erkanntlichkeit für die Gnade des Prinzen, dieses Anerbieten aus, weil er seine Unabhängigkeit für keinen Vortheil in der Welt aufgeben wollte.

Er hielt sich fünf Jahre zu Hamburg auf, und in dieser Zeit hatte er sich, auffer dem zu seinen Bedürfnissen nöthigen Aufwande und einigen kleinen Geschenken, die er seiner Mutter machte, eine Summe von zweyhundert Ducaten gesammelt. Mit dieser Summe trat er die Reise nach Italien an, und hinterlies eine ansehnliche Anzahl von Sonaten, die entweder verloren sind, oder von welchen man nicht weis, daß er der Verfasser davon ist.

Er gieng zuerst nach Florenz, wo er von dem Prinzen von Toscana sehr gnädig aufgenommen wurde, und freyen Zutritt in dem Palast des Großherzogs erhielt. Der Prinz wünschte einige Stücke von seiner Composition zu haben, und Händel, kaum neunzehn Jahr alt, war, seiner Jugend und des Unterschieds zwischen der italiänischen und deutschen Musik ungeachtet, so glücklich in der Composition einer Oper, Rodrigo, daß er ein Geschenk von hundert Zechinen und einem Silberservice erhielt.

Die vornehmste Schauspielerin und Sängerin zu Florenz war damals Vittoria, von welcher man sagt, daß sie sehr schön gewesen sey, daß sie bey dem Herzoge in vorzüglichen Gnaden gestanden, und daß sie Händeln ihre Zuneigung geschenkt habe.

Nachdem er sich ein Jahr in Florenz verweilt hatte, begab er sich nach Venedig, wo er zuerst auf einer Masquerade, als er den Flügel spielte, von Scarlatti entdeckt wurde. Man sagt, daß Scarlatti *), sobald er ihn habe spielen hören, ausgeufen habe: das könne niemand anders, als der Sackse oder der Teufel seyn. Allein man legt diesen Einfall vielen Personen in den Mund, besonders dem Morus.***) als er den Erasmus sah.

Händel wurde nach seiner Entdeckung unaufhörlich angegangen, eine Oper zu componiren, und er fertigte endlich, in einer Zeit von drey Wochen, die Agrippina, welche sieben und zwanzigmal nach einander, mit dem außerordentlichsten Beyfalle, aufgeführt wurde. Die besten Sängere und Sängerinnen bewarben sich um Rollen in der Agrippina, besonders die Vittoria, die aus persönlicher Achtung gegen Händel sich alle Mühe gab, durch die Anwendung ihrer Geschicklichkeiten den Werth seiner Arbeit zu erhöhen.

Woh

*) Es giebt zwey Personen von diesem Namen. Alessandro Scarlatti, der Verfasser einer Oper, Principessa fedele, die für ein Meisterstück gehalten wird; und Domenico Scarlatti, der noch ist in Spanien lebt. Welcher von diesen beyden Händeln zu Venedig entdeckt, ist nicht bekannt. Vielleicht ist dieses ein ganz anderer Scarlatti gewesen; denn wir hören hernachmals, daß Händel mit beyden Scarlatti, bey dem Cardinal Ottoboni zu Rom, Bekanntschaft gemacht hat.

***) Siehe den vierten Band dieser Bibliothek 62^{te} Seite.

Von Venedig gieng er nach Rom. Seine Ankunft wurde bald bekannt, und er wurde von Personen vom ersten Range gesucht, besonders von Cardinal Ottoboni, der eine Gesellschaft vortrefflicher Tonkünstler unterhielt, unter welchen der berühmte Corelli die erste Violine spielte. Auf Verlangen des Cardinals überreichte ihm Händel ein Stück von seiner Composition, worinnen diese Musick, welche nur an die italiänische Musick gewöhnt waren, verschiedene Schwierigkeiten fanden. Corelli selbst, dessen Bescheidenheit und Artigkeit mit seinen übrigen Eigenschaften überein kamen, beklagte sich über diese Schwierigkeiten, und Händel, welcher ihm gewiesen hatte, wie sie zu überwinden wären, nahm ihm, als er sie nicht treffen konnte, das Instrument mit grossem Ungestüme aus der Hand, und spielte die Stellen selbst. Corelli, welcher eine solche Ueberzeugung von Händels grösserer Geschicklichkeit nicht nöthig hatte, gestand mit der grössten Bescheidenheit, daß er ihn übertriffe, und da Händel fortfuhr ungeduldig zu seyn, so sagte er nur zu ihm: *Ma, caro Sassone, questa musica è nel stilo francese, di ch'io non m'intendo.*

Das Instrument, welches Händel mit vorzüglicher Kunst spielte, war der Flügel. Domenico Scarlatti war damals bey dem Cardinal Ottoboni, und wurde für den grössten Meister auf diesem Instrumente in ganz Italien gehalten. Der Cardinal veranstaltete, daß beyde ihre Geschicklichkeit gegen einander versuchen mussten. Der Ausgang dieses Wettstreits wird auf verschiedene Art erzäh-

erzählet, indem einige Händeln, andere aber dem Scarlatti den Sieg zuschreiben. Wenn sie zur Orgel kamen: so erklärte Scarlatti selbst, daß Händel ihn weit übertriffe. Es ist eine Ehre für beyde, daß sie, ungeachtet sie Nebenbuhler waren, dennoch Freunde blieben; denn Händel pflegte allemal, mit ausserordentlicher Hochschätzung, vom Scarlatti zu sprechen, und Scarlatti, wenn man ihn wegen seiner Geschicklichkeit bewunderte, erwähnte allemal Händeln, und gab seine Achtung für ihn zu erkennen.

Obgleich Händel vornehmlich bey dem Cardinal Ottoboni war: so pflegte er sich doch auch oft in den Palästen der Cardinäle Colonna und Pamphili einzufinden. Pamphili, der einiges Talent zur Dichtkunst hatte, schrieb ein musikalisches Drama, *il Trionfo del tempo*, und verschiedene andere Stücke, von welchen Händel einige in einem einzigen Abend, und einige aus dem Stegreif componirte. Eines von diesen war eine Lobeserhebung auf Händeln selbst, worinnen er dem Orpheus verglichen, und zu einer Gottheit erhoben wurde.

Da er mit verschiedenen Prälaten der römischen Kirche bekannt war: so hatte er öftere Anfälle wegen seiner Religion auszuhalten. Aber man sah gar bald, daß man Händeln zur Aenderung seiner Religion auf keine Art würde bewegen können, und er erklärte, daß er bey der Religion in der er geboren worden, leben und sterben wolle, sie möchte die wahre oder eine falsche seyn. Es gereicht ihm zur Ehre, daß man ihn niemals dahin bringen konnte,
sich

sich auch nur in äufferlichen Gebräuchen nach einer Religion zu bequemen, zu welcher er sich nicht befannte.

Ben seinem Aufenthalte in Rom componirte Händel ein Oratorio Resurrezzione, und hundert und funfzig Cantaten, nebst vielen Sonaten und andern Sachen.

Von Rom gieng er nach Neapel, wo er von den vornehmsten Personen wohl aufgenommen wurde. An diesem Orte componirte er eine Serenade, Acige e Galatea, auf Verlangen der Donna Laura, einer Dame von sehr hohem Stande. Nachdem er sich einige Zeit in Neapel verweilt hatte, gieng er zum zweytenmal nach Florenz, Rom und Venedig, und kehrte, nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Italien, in sein Vaterland zurück. Unterweges traf er in Hanover ein, wo er den berühmten Steffani fand, den er zuvor in Venedig gesehen hatte; und der damals bey dem Churfürst von Hanover, nachherigem Könige von Großbritannien, George I. Capellmeister war. In Hanover fand er auch den Baron Kilmansack, der ihn mit einer so grossen Empfehlung an den Hof brachte, daß der Churfürst ihm sogleich einen jährlichen Gehalt von 1500 Rthlr. ausmachte, damit er in Hanover bleiben möchte. Händel, welcher zu der Zeit angelegentliche Einladungen nach England, von dem Herzog von Manchester erhalten, und überdieses versprochen hatte, den Hof des Churfürsten von der Pfalz zu besuchen, sagte zu dem Baron, durch welchen dieses Anerbieten geschah, daß er zwar die

stärk.

stärksten Regungen der Dankbarkeit gegen die Gnade des Churfürsten empfände; allein er befürchtete, daß er das geschehene Anerbieten nicht werde annehmen können, weil dieses von seiner Seite eine Art von Verbindung seyn würde, in Hanover zu bleiben, welches aber mit seinem Versprechen, und mit gewissen vorherigen Entschliessungen; die er nicht aufgeben könne, sich nicht würde vereinigen lassen. Der Baron hinterbrachte Händels Vorwand dem Churfürsten, welcher befahl, ihm zu sagen, daß die Annahme des ihm angebotenen Gehalts ihn weder von seinem Versprechen noch von seinen Entschliessungen abhalten solle, sondern daß man ihm die völlige Freyheit lassen würde, ein Jahr oder mehr nach seinem Gefallen abwesend zu seyn, oder dahin zu gehen, wohin er es für gut befinden würde. Auf diese leichten Bedingungen nahm Händel seinen Gehalt mit Dank an.

Da Steffani bald nachher die Stelle des Capellmeisters aufgab: so wurde dieselbe Händeln gegeben. Sein Privilegium, nach Gefallen abwesend zu seyn, wurde dadurch nicht aufgehoben, und er reisete bald darauf nach Düsseldorf. Er besuchte auch damals seine Geburtsstadt Halle, wo er einige Zeit bey seinen Freunden und Anverwandten zubrachte, besonders bey seiner Mutter, die damals sehr alt und seit geraumer Zeit blind war; in gleichen bey seinem ehemaligen Lehrmeister Zaccan. Der Churfürst von der Pfalz nahm ihn mit besonderer Gnade auf, und machte ihm, bey seiner Abreise, ansehnliche Geschenke.

Von Dinseldorf gieng er über Holland nach England, und langte im Winter des Jahres 1710 zu London an. Die Opern waren damals eine neue Art von Lustbarkeit, und die Einrichtung derselben war im höchsten Grade ungereimt und lächerlich. Man übersezte einige italiänische Opern ins Englische, und lies die englischen Worte nach der Originalmusik singen, so daß die Worte versezt wurden, und daß zuweilen die sanfteste Melodie, welche für das Wort Mitleiden bestimmt war, auf das Wort Wut fiel; dahingegen die rauhen Töne, welche in dem Original der Wut zugehörten, dem Mitleiden zu Theil wurden. Sändels Ankunft machte diesen Ungereimtheiten ein Ende; er wurde an den Hof gebracht, und erhielt viele Merkmale von der Gnade der Königin. Die Standespersonen zu befriedigen, welche nach einer Oper von seiner Arbeit grosses Verlangen trugen, componirte er ein Drama, Rinaldo, welches einen Italiäner, Rossi, zum Verfasser hatte. Aaron Hill, von welchem sich der Plan dazu herschrieb, übersezte es ins Englische. In dieser Oper hatte der berühmte Sänger Nicotini, eine Hauptrolle, und sie wurde mit ungemeinem Beyfalle aufgeführt.

Sändel hatte nunmehr ein ganzes Jahr in England zugebracht, und er hielt es für nöthig nach Hanover zurück zu gehen. Bey seiner Abreise erhielt er von der Königin und dem Hofe ansehnliche Geschenke, und er mußte versprechen, daß er zurückkommen wolle, wenn er die Erlaubnis von dem Prinzen erhalten würde, in dessen Diensten er stand.

Bald

Bald nach seiner Ankunft in Hanover verfertigte er für die damalige Churprinzessin, Carolina, zwölf Cammerduetten, zu welchen der Abt Mauro Hortensio die Poesie gemacht hatte. Er componirte auch noch andere Stücke, sowohl zum Singen als für Instrumente.

Gegen das Ende des Jahres 1712 gieng er nach England zurück. Der utrechter Friede wurde, wenige Monate nachher, geschlossen, und bey dieser Gelegenheit verfertigte er ein Te Deum und Jubilate. Man gieng ihn an, daß er die Direction der ~~Op~~ auf dem Hay-market wieder übernehmen sollte. Die Königin selbst wendete ihr Ansehen an, ihn dazu zu vermögen, und als ein Zeichen der Achtung gegen seine Verdienste, machte sie ihm einen jährlichen Gehalt von zweyhundert Pfund auf seine Lebenszeit aus. Ungeachtet Händel in Hanover sich verbindlich gemacht hatte, so hielte er sich doch bis zum Tode der Königin, welcher im Jahre 1714 erfolgte, in England auf, nachdem die Zeit, da er hatte zurückkommen sollen, vorlängst verflossen war.

Ben der Ankunft des Königs, unterstand Händel sich nicht, am Hofe zu erscheinen, weil er sich seines üblen Verhaltens bewußt war. Allein, sein Freund, der Baron Rilmansack, welcher mit dem Könige nach England gekommen war, brachte viele von den vornehmsten Personen auf Händels Seite. Er veranlassete auch den König zu einer Lustfahrt auf dem Wasser; bey welcher Gelegenheit Händeln aufgegeben wurde, eine Musik aufzuführen. Er that dieses auf eine so gute Art, daß der

König davon sehr zufrieden war, und fragte, wie dieses ohne sein Vorwissen hätte veranstaltet werden können. Der Baron stellte hierauf dem Könige Handelns vor, als einen, der seinen Fehltritt zu sehr erkenne, als daß er Entschuldigungen dafür suchen sollte, der aber ein aufrichtiges Verlangen trage, ihn wieder gut zu machen. Handel erhielt die Gnade des Königs, und seine Wassermusik wurde mit dem grösssten Beyfalle beehret. Der König setzte dem jährlichen Gehalt, welchen ihm die Königin ausgemacht hatte, zweyhundert Pfund auf Lebenszeit zu; und als ihm aufgetragen wurde, die Prinzeßinnen in der Musik zu unterrichten, wurde diese Zulage bis zu vierhundert Pfund erhöht.

Im Jahre 1715 verfertigte er die Oper Amadige, und von dieser Zeit an bis in das Jahr 1718 war er fast beständig bey dem Grafen von Burlington. Da Pope ein sehr vertrauter Freund des Grafen war: so trug es sich oft zu, daß Handel und er zusammen bey ihm speiseten. Pope, der das feinste Gehör für die poetische Harmonie besaß, hatte keines für die Musik; und er gestand oft, daß die besten Compositionen, die Handel spielte, ihm kein Vergnügen machten. Unterdessen hatte ihm sein Freund, Arbuthnot, mit Handels ungemeinen Verdiensten bekannt gemacht. Vom Jahre 1718 bis zum Jahre 1720 war Handel vornehmlich zu Cannons. In den letzten beyden Jahren componirte er blos den Tesoro und Pastor fido, denn Buononcini und Altilio waren Componisten für die Oper. Um diese Zeit fiel man darauf, eine Art von Academie

demie auf dem Hay-market zu stiften, in der Absicht, daß daselbst Opfern von Händels Composition, unter seiner Aufsicht und Anordnung, ausgeführt werden sollten. Man erwählte den Weg der Subscription, durch welchen keine geringere Summe, als 50000 Pfund zusammen gebracht wurde. Der König selbst hatte mit unterschrieben, und die Gesellschaft wurde mit dem Titel der königlichen Academie beehret. Händel verlies Connon, und reisete, in der Absicht Sänger zu suchen, nach Dresden, wo er Senesino und Durstanti bewog, daß sie mit ihm nach England giengen. Buononcini und Utilio hatten noch immer viel Anhänger auf ihrer Seite, aber sie waren den Freunden Händels nicht gleich. Im Jahre 1720 erhielt er Erlaubnis, seine Oper, Radamist, aufzuführen. Das Haus war so voll, daß viele von der außerordentlichen Hitze ohnmächtig wurden, und viele boten für einen Platz auf der Gallerie vierzig Schillinge, nachdem sie sich um einen andern Platz vergebens bemüht hatten.

Der Streit zwischen Händels und des Buononcini Partey gieng immer weiter, und der Adel theilte sich in zwei Factionen, die sich einander mit grosser Hestigkeit entgegen stellten. Man wurde zuletzt dahin einig, daß die beyden Virtuosen an einer Oper gemeinschaftlich arbeiten möchten, und daß jeder einen besondern Aufzug nehmen sollte. Derjenige nun, welcher durch die Allgemeinheit der Stimmen die besten Beweise von seiner Geschicklichkeit geben würde, solle zu dem Besitze des

Hauses gelangen. Diese Oper war *Muzio Scavola*, und *Händel* componirte den letzten Aufzug. Bey der Aufführung waren die Stimmen gar nicht mehr getheilt, und *Händel* erhielt den Vorzug. Die Academie wurde nunmehr vollkommen eingerichtet, und *Händel*, der für dieselbe Componist wurde, unterhielt sie neun Jahre lang mit ungewöhnlichem Beyfalle. Aber um diese Zeit entstand eine Mishelligkeit zwischen ihm und *Senesino*; dieser beschuldigte *Händel* einer Tyrannen, und *Händel* klagte *Senesino* wegen Rebellion an. Der Adel gab sich alle Mühe, diese beyden wichtigen Personen wieder mit einander auszuföhnen, aber vergebens; und zuletzt entstanden wegen dieses Streites neue Mishelligkeiten. Der Adel wollte nicht gestatten, daß *Händel*, um seine Rachbegierde zu befriedigen, einer Person den Abschied geben solle, die zu ihrem Vergnügen so unentbehrlich war, und *Händel* wollte, um ihres Vergnügens willen, mit keiner Person, die ihn beleidigt hatte, in Verbindung bleiben. Ein eben so heftiger Streit entstand zwischen der *Faustina* und *Cuzzoni*, und endlich wurde eine Gesellschaft, bey der der König selbst und fast der ganze Hof war, und zu deren Unterhaltung man eine Summe von 50000 Pfund unterschrieben hatte, durch den Uebermuth derjenigen Personen zerstöret, gegen die man mit Lobeserhebungen und Geschenken verschwenderisch gewesen war.

Ob aber gleich die Academie auseinander gieng, so verlies doch *Händel* den *Say-market* nicht; aber

aber er sahe bald, daß er nicht allein eine Person von Wichtigkeit war. Nachdem Senesino den Abschied erhalten hatte, verlohren sich die Zuhörer, und das Publicum lies ihn empfinden, wie unrecht er hatte, daß er auf öffentliche Unkosten seinen Zorn hatte befriedigen wollen. Er schloß damals mit Heidegger einen Vertrag, daß sie gemeinschaftlich Opern aufführen wollten; und er gieng nach Italien, neue Leute zu holen. Er kam mit Strada, Bernachi, Fabri, Bartoldi und andern zurück; allein er empfand bald, was für ein Unterschied zwischen der Verbindung mit dem britischen Hofe, und einer Gemeinschaft mit Heidegger war.

Der Adel, welcher sich beleidigt fand, veranstaltete eine neue Subscription, um gegen ihn, in dem Schauspielhause in Lincoln's- Inn Fields, Opern aufzuführen. Porpora und Farinelli waren unter andern von der Gesellschaft. Porpora war der Verfertiger verschiedener Cantaten, die man sehr bewunderte, und Farinelli bezauberte alle, die ihn hörten, durch seine außerordentliche Stärke im Singen. Händel erhielt sich drey Jahre lang mit Heidegger gemeinschaftlich, und ein Jahr allein, wider seine Antagonisten; endlich aber mußte er unterliegen, und er sahe sich genöthiget, den Hay-market seinen Nebenbuhlern zu überlassen.

Er machte nachhero einen Versuch, sich in dem Hause, welches seine Nebenbuhler in Lincoln's- Inn-Fields verlassen hatten, Zuhörer zu verschaffen;

aber dieses Vorhaben mislang ihm, und er verfügte sich nunmehr in Coventgarden, und schloß eine Gemeinschaft mit Herr Rich. In Coventgarden führte er im Winter 1733 seine Oper, Ariadne, auf; indessen daß eine von Porpora gesetzte Oper, die eben diesen Namen hatte, auf dem Hay-market aufgeführt wurde. Er hatte das Misvergnügen, zu sehen, daß er, wenn er auch der Composition des Porpora die seinige entgegen setzen durfte, dennoch der Stimme des Farinelli nichts entgegen zu setzen hatte. Dieses war für ihn desto demüthigender, da er seinen ersten Beyfall sich allein zugeschrieben, und einen Sänger verachtet hatte, der so sehr befugt war, den Ruhm mit ihm zu theilen. Unterdessen fuhr er so lange hartnäckig fort, bis er sich genöthigt sah, fast alles, was er hatte, hinzugeben; um sich aus seinen Schulden zu reißen. Dieser unglückliche Ausgang machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er nicht nur eine Zeitlang seine Gesundheit, sondern auch seinen Verstand verlor. Sein rechter Arm wurde ihm durch einen Schlagflus unbrauchbar gemacht; und er sagte und that zuweilen solche ausschweifende Dinge, daß man an seiner Sinnlosigkeit nicht mehr zweifeln konnte.

Er wurde endlich von diesem traurigen Zustande, vornehmlich durch den Gebrauch der Bäder zu Aachen, wieder hergestellt, und kehrte im Jahre 1736 nach London zurück.

Kurz nach seiner Zurückkunft wurde sein Fest des Alexanders in Coventgarden aufgeführt, und wohl aufgenommen. Unter dieser Zeit war die gute Einrichtung auf dem Hay-market, durch verschiedene Umstände sehr zurückgekommen. Der Lord Middlesex übernahm deswegen die Direction, und gieng Händeln oft an, ihn mit Compositionen zu versehen. Händel machte zwei Opern für den Lord, Saramondo und Alessandro. Beide wurden auf dem Hay-market im Jahr 1737 aufgeführt, und Händel erhielt dafür tausend Pfund.

Als seine Opern auf dem Hay-market den ehemaligen Beyfall nicht mehr fanden: so führte er eine andere Art von Musik ein, die er Oratorio nannte, und die er dem angebohrnen Ernst der Engländer für gemässer hielt. Da der Inhalt dieser Stücke allemal aus der heiligen Geschichte genommen war: so hielten es einige für eine Entheiligung, daß sie in Musik gesetzt, und öffentlich aufgeführt würden. Dieses Vorurtheil war nicht allgemein genug, zu verhindern, daß sie als dramatische Dialogen abgesungen wurden; aber es verhinderte doch die ordentliche Vorstellung, und auf diese Art wurden diese Stücke weniger unterhaltend. Ungeachtet sie aber den Beyfall nicht erhielten, den sie wirklich verdienten: so fuhr doch Händel damit bis zum Jahre 1741 fort, da die schlechte Beschaffenheit seiner Umstände ihn nöthigte, England zu verlassen, und sein Glück in Dublin zu versuchen.

Das erste, was er in Dublin that, war, daß er seinen Messias aufführte, welcher in England sehr kaltfinnig aufgenommen worden war. Man empfieng Sändeln in Irriand auf eine Art, die eine grosse Achtung gegen seine Verdienste zu erkennen gab. Sein Aufenthalt in Irriand, welcher neun Monate dauerte, brachte ihn in eine bessere Verfassung, und bey seiner Zurückkunft nach London fand er das Publicum besser gegen sich gestant, als ehemals. Es wurde endlich wieder sein Freund, wozu die vortheilhafte Art, mit welcher ihn Pope im vierten Buche seiner Dunciade erwähnt, nicht wenig beytrug.

Sändel fieng nunmehr seine Oratorios im Coventgarden mit allgemeinem Beyfalle wieder an, und führte zuerst Sampson auf. Im Jahre 1743 hatte er wieder einen paralytischen Zufall, und im Jahre 1744 zog er sich den Unwillen eines gewissen Frauenzimmers zu, die alles anwendete ihn zu stürzen; aber vergebens. Sein Messias, den man ehemals so kaltfinnig aufgenommen hatte, wurde nunmehr ein Lieblingsstück. Sändel führte ihn jährlich zum Besten des Findlingshospitals auf; welches damals blos durch Beyträge von Privatpersonen unterstützt wurde.

Im Jahre 1751 wurde er blind, durch eine Krankheit am Auge, die gutta serena genennet wird. Er gerieth darüber eine Zeitlang in die tiefste Schwermuth, und konnte nicht ruhen, bis er

an sich einige Operationen hätte unternehmen lassen, die so fruchtlos als schmerzhaft wären; Man wird sich wundern, daß man mit ihm in dieser Verfassung Operationen unternommen; allein man wird aufhören sich zu wundern, wenn man weiß, daß der Ritter Taylor, der so viele Wunderdinge gethan hat, und der sich eben damals in England befand, die Operation verrichtet hat; denn ob dieselbe gleich Sündels Augen keinen Nutzen schafte: so füllte sie doch Taylors Beutel.

Diese ganze Zeit über, setzte er die Aufführung seiner Singstücken mit ununterbrochenem Beyfalle fort; aber da er fand, daß es ihm unmöglich fiel, sie allein zu besorgen: so stand ihm, auf sein Verlangen, Herr Smith bey, welcher oft an seiner statt spielte, und überhaupt seine Stelle vertrat. Mit dieser Beyhülfe führte er, bis acht Tage vor seinem Tode, seine Singstücken beständig auf.

Vom October 1758 an nahm seine Gesundheit merklich ab, und die Lust zu essen, die sonst sehr stark bey ihm gewesen war, verlies ihn. Diesem ungeachtet behielt sein Geist, auch im letzten Theile seines Lebens, seine völlige Lebhaftigkeit, welches aus verschiedenen Gesängen und Chören und andern Compositionen erhellet, die, vermöge der Zeit ihrer Verfertigung, als die letzten Töne seiner sterbenden Stimme angesehen werden können. Am sechsten April 1759 wurde sein letztes Oratorium

rium aufgeführt, wobei er gegenwärtig war; und den vierzehnten starb er. Den zwanzigsten wurde er in der Westminster Abtey begraben, wo er ihm, auf seine Kosten, ein Denkmal zu errichten verordnet hat. Er hinterließ sein Vermögen, welches sehr ansehnlich war, der Tochter seiner Schwester; aber seine Musikalien vermachte er dem Herrn Smith, welcher nunmehr, nebst Herrn Stanley, die Aufführung der Singstücke beständig fortsetzt.

IX.

Ueber den Umgang mit sich selbst *).

Der größte und schätzbarste Vorzug, dessen ein Mensch sich rühmen kan; ist der Vorzug ein Mensch zu seyn. Was für Wunder reffen in uns zusammen! Alle Weltweisen sind über dieselben erstaunt! Einige, deren Begriffe sich auf Materie und das, was in die Sinne fällt, einschränken, behaupten, daß wir aus einem fünften und sehr feinen Element zusammen gesetzt sind; andere aber wollen uns unter den Göttern unsern Platz anweisen. Jene wenden sich an sinnliche Gegenstände, um eine Substanz, die nicht in die Sinne fällt, zu beschreiben; und diese setzen ihre thörichte Eitelkeit an die Stelle ihrer Seele. Aber mus nicht die Seele über die seltsamen und abentheuerlichen Abbildungen, die der größte Theil der Weltweisen von ihrer Wesen und ihren Eigenschaften macht, ihren Spott haben? Bergebens betrachtet sie die verschiedene Gemählde der verschiedenen Zeitalter, auf welchen sie uns vorgestellet wird: sie kann sich darauf nicht erkennen; und die besten Copien, die sie in den Händen der igtigen Metaphysiker wahrnimmt, sind voller Unvollkommenheiten.

In den philosophischen Systemen werden wir die Seele nicht so finden, wie sie ist. Die Mannichfaltigkeit der Meynungen von ihrer Natur verbreitet eine größere Dunkelheit über sie. Wenn wir die Absicht haben, die Seele zu finden: so müssen wir

*) Aus dem Univerf. Mag. übersetzt.

wir sie in ihr selbst suchen; aber diese Nachforschung erfordert eine völlige Abgezogenheit von körperlichen Gegenständen, von Leidenschaften, und von Vorurtheilen. Auch der kleinste Theil von Materie, wenn er auch noch feiner als Luft oder Feuer wäre, mus hier entfernt werden. Die Seele hat, ihrer Vereinigung mit dem Körper ungeachtet, mit diesem Theile von Materie eben so wenig Verwandtschaft, als mit demjenigen, der in dem Mittelpunkte der Erde ist. Die Erfahrung kan uns von dieser Wahrheit überzeugen. Wie oft ist es uns vorgekommen, als ob wir unsern Körper verlassen hätten, und ihn auf der Erde ausgestreckt liegen sähen, indessen daß unsere Gedanken, mit Ungestüm, sich zu dem unendlichen Wesen emporgeschwungen, oder dieses weite Rund der Erde durchschweift haben. Es giebt gewisse Verfassungen, und gewisse glückliche Augenblicke, die uns von allen äusserlichen Gegenständen gewaltsam abziehen, und uns, über die Gränzen der Sterne hinaus, versetzen. Alsdann nimt die Seele keine Sinne mit sich; sie behält nur sinnliche Begriffe und Neigungen, von welchen sie sich nicht ganz losmachen kan. In vielen Umständen des Lebens empfinden die Menschen weder Hitze noch Frost, oder sie empfangen wenigstens nur einen sehr schwachen Eindruck von deren Daseyn. Wenn man in der Mitte eines Flusses gemacht schwimmt: so vergist man leicht eine jede andere Empfindung; es scheint, daß der Körper, indem er mit dem Strome fortgeht, mit dem Wasser nur eine Substanz ausmache. Die Seele

lein scheint auf der Oberfläche der Wellen zu wankeln, und sich nur mit sich selbst zu beschäftigen.

Wenn wir die Schönheit der Blumen mit Bewunderung betrachten, wenn wir den Geruch lieblicher Düfte in uns ziehen, wenn wir auf die Harmonie der Töne hören: so ist dieses eine Wirkung der Liebe, die wir für unsern Körper haben. Die Seele, die uns näher verwandt ist, hat diese äußerlichen Hülfsmittel eben so wenig nöthig, als Nahrung und Schlaf. Sie gestattet, daß die Materie sich durch Erhaltungsmittel erquickte und unterhalte; außerdem müßte man behaupten, daß die Theilchen des Brods, welche durch die Verdauung mit dem Blute vermischt werden, sich in einen Theil der Seele verwandeln, und daß sie folglich schlüssen, Entwürfe erfinden, und Gesetze vorschreiben.

Durch ihre Leidenschaften verleitet haben einige Menschen vergebens Mühe angewendet, einige Thiere für Nebenbuhler des Menschen auszugeben, und zu behaupten, daß sie fähig wären, der Seele die ihr gebührende Achtung streitig zu machen. Aber können wohl diese organisirten Massen von Erde, diese Thiere, die Vergleichung mit dem Menschen aushalten? Der Mangel an Nachdenken und Freiheit, welchen man bei ihnen wahrnimmt, widerlegt ihre Panegyristen, und zeigt das Lächerliche ihrer Meynung. Man vereinige alle Geschwindigkeit der Bewegung, alle Genauigkeit der zartesten Triebfedern; man wird dennoch niemals die Gedanke, welche sieht, und nicht gesehen wird, welche

che durchbringt, und undurchdringlich ist, hervorbringen können. Wir finden hiervon einen hinlänglichen Beweis an den berufenen Automaten, die bloß gebient haben, zu zeigen, wie bewundernswürdig unsere Seele ist, wenn sie wirkt. Um überzeugt zu werden, ist es nicht nöthig aus unserm Körper heraus zu gehen. Dieser Körper ist kaum gebildet, wenn die Seele seinem Triebwerke eine leichtere Bewegung giebt, und seine Organen verfeinert. Wenn sie nicht auf einmal seine Ohren und Augen öfnet; wenn sie sein Herz nicht dankbar macht, wenn sie seinem Gehirne nicht die Fähigkeit giebt, Begriffe zu behalten; so geschieht es, die Rücksicht zu zeigen, die sie für einen kleinen schwachen und zarten Körper hat, von welchem sie abhängt. Sie wirkt nur stufenweise, aus Furcht, in einem Augenblicke die Häutchen und Nerven zu zerstören, die eine lange Reihe von Jahren dauern sollen. Man nimmt daher wahr, daß die aufmerksame Seele nur nach und nach, und in dem Verhältnis, wie der Körper zunimmt, und Kräfte sammelt, vollkommener wird. Beständig richtet sie sich nach den Erfordernissen des Körpers; sie tänzelt in der Kindheit, studiert in der Jugend, überlegt in den männlichen Jahren, und ruhet im Alter.

Aller dieser Gefälligkeiten ungeachtet, bleibt die Seele allemal auf ihre Rechte eifersüchtig, und handelt auf eine solche Art, daß man sie nicht mit dem Körper verwechseln kan. Sie läßt uns seine Größe und Stärke wahrnehmen und beurtheilen, und ihre Kraft bemerken, ihn durch die Befehle ihres

ihres Willens in Bewegung zu sehen. Wenn uns das Haupt und das Herz der Erkenntnis und der Empfindung fähig zu seyn scheinen: so kommt das daher, weil das erste der einzige Theil unsers Körpers ist, wo alle unsere Sinne sich vereinigen, und weil das andere der Mittelpunkt des Kreislaufs des Blutes ist.

Die Seele ist also mitten in uns, als eine Beherrscherin, der alles gehorsam seyn mus. Unsere Sinne sind gleichsam ihre Minister, die ihre Befehle vollziehen, und ihre Zufriedenheit befördern müssen; sie sind verbunden, die Zugänge zu ihr zu bewahren, und den Aufruhr der Leidenschaften und Vorurtheile zu entfernen. Wenn sie nicht allemal diese Schuldigkeit beobachten: so rührt es daher, weil die Seele das unglückliche Schicksal der meisten Beherrscher hat, deren Untertanen zumeylen eben so untreu als undankbar sind.

Die Oberherrschaft der Seele zeigt sich nicht nur in der Gewalt, die sie über den Körper ausübet; alle Wissenschaften, alle Gesetze, beweisen ihr Recht über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Das schöne und grosse Weltgebäude hat nichts in sich, wodurch dieses blos geistige Wesen gefesselt werden könnte, welches sich selbst Räume bis ins Unendliche vorstellt, und bey dem Anblicke der Ewigkeit nicht erschrickt. Die Zeit kan ihre Strenge an unserer Seele nicht ausüben. Mitten in dem allgemeinen Verfall und Untergang der Geschöpfe, die uns umgeben, kan sie sich nicht enthalten, auf ihre Unsterblichkeit stolz zu seyn. Für sie

sie wurden Monate, Jahre, Zeitalter, nicht eingeführt: sie würde sie niemals gefant haben, wenn sie sie nicht wegen des Körpers kennen müßte. Alle Geschlechter gehen mit der Zeit unter, alle eilen der Vermischung mit der Erde, davon sie herkommen, entgegen; indessen daß die Seele, die immer jugendlich blüht, keine Verwesung befürchtet. Die Natur mag verfallen, unser Körper mag in Asche und Staub verwandelt werden: aller Verfall und Verwesung kan einen Geist nicht treffen, der in und an sich selbst keiner Auflösung fähig ist.

Dieses sind Wahrheiten, welche ihre Ueberzeugung bey sich führen. Ja, der Leidenschaften, welchen wir unterworfen sind, und der sinnlichen Gegenstände, mit welchen wir umgehen, ungeachtet, mus der Mensch bey sich selbst die Vortreflichkeit seiner Seele erkennen. Selbst diejenigen, welche sie zu Materie machen wollen, pflegen jeden Augenblick Geständnisse von ihrer Würde abzulegen; so oft sie ein feines Werk erheben, oder eine heroische That bewundern, geben sie die Vortreflichkeit unserer Seele zu. Selbst die feinen und sinnreichen Schlüsse, mit welchen sie die geistige Natur der Seele zu entkräften sich bemühen, dienen zu nichts als die Vortreflichkeit der Seele zu zeigen. Sie beweisen blos, daß sie undankbar sind, und dieses ist ihre ganze Demonstration.

Wir haben einen so großen Begriff von der Seele, daß wir es nicht ertragen können, wenn wir betrachtet werden. Was für Ehre und Vortheil auch ein Mensch in der Welt hat: so wird er sich doch für

für unglücklich halten, wenn nicht andere rühmlich und vortheilhaft von ihm denken. Die Seele ist deswegen mit Materie vereinigt, weil der Mensch, als er auf eine körperliche Welt gesetzt wurde, ein geistiges Wesen, das fähig wäre, ihn zu dem Allerhöchsten empor zu heben; und zugleich einen Körper, vermittelst welchen er die ihn umgebenden Gegenstände fühlen und sehen könnte; empfangen mußte. Ohne einen Körper würde er in diesem weiten Ganzen blind und stumm seyn; ohne eine Seele würde er den Thieren gleichen; die weder ihren Anfang noch ihr Ende kennen, und deren mechanische Wirkungen vielleicht keine grössere Wunder sind, als die Bewegungen der Pflanzen.

Die genaue und wunderbare Vereinigung dieser beiden Substanzen setzt den Menschen in den Stand, sich selbst zu fragen, alle Wesen zu fragen, zu urtheilen, zusammen zu setzen, und ins Wert zu richten. Eine edle Übung, eine glückliche Arbeit, die den Vorzug für allen andern Beschäftigungen verbietet. Was nützet es uns, eine genaue Beschreibung der Seele zu haben? Es ist unstreitig besser, einen Begriff als eine Definition von unserer Seele zu haben. Wir sollten unsere Aufmerksamkeit auf die Vortreflichkeit und Geistigkeit der Seele blos in der Absicht richten, um die Menschen zur Empfindung ihrer unschätzbaren Vorzüge zu gewöhnen. Es ist natürlich, daß man mit Bekanntschaft derjenigen anfängt, mit welchen man in eine genaue Verbindung treten will; und mit werden, in dem Umgange mit der Seele bald et-

was finden, das uns über unsere irdentlichen Gedanken erhebt, und uns die ganze Würde eines vernünftigen Wesens empfinden läßt.

So vielen Nutzen die öffentliche Gesellschaft haben kan: so hat sie doch oft nichts, als zeitliche Ränntnisse, irdische Neigungen, und nichtswürdige Dinge zur Absicht; dahingegen ladet uns die innere Unterhaltung mit uns selbst zu schäßbaren Gegenständen ein. Die Seele, welche zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen ihren Platz hat, und welche über sich nichts als das höchste Wesen, unter sich aber nichts als Körper sieht, wendet sich natürlicher Weise zu dem erstern, und verläßt die andern. Ihre Neigung auf einen andern Weg zu lenken, müssen sehr gewaltsame Mittel angewendet werden.

Wir wollen uns hierüber nicht verwundern. Der Schöpfer, welcher die Seele zu seiner Erkenntnis und Liebe gebildet, hat die Absicht, daß sie mit ihm in Gesellschaft treten, und das, was ihnen fehlt, fordern sollen, und wenn er ihnen oft nicht antwortet: so will er sie hierdurch dafür bestrafen, daß sie sich zu sehr an die Geschöpfe halten. Dieser errichteten Ordnung gemäs lernt die Seele, in dem tiefsten Stillschweigen ihrer Vernunft, eine Wissenschaft, die den Leidenschaften und Sinnen unbekant ist; sie lernt den Umfang ihrer Pflicht, und findet die Mittel, eine Glückseligkeit zu erlangen, die weder Zerstreuung noch Eigensinn bestimmen würden.

Wenn

Wenn wir uns um eine innere Unterhaltung mit uns selbst bemühen; haben wir nicht in uns selbst die vortrefflichste Gesellschaft? Eine fruchtbare Einbildungskraft hebt uns über diese materielle Welt empor; unser Verstand verbessert sich, je mehr sich der Unendlichkeit nähert; unser Wille reißet uns mit Ungestüm nach dem höchsten Gute fort; unser Gedächtnis unterhält uns mit vergangenen Begebenheiten.

Ich finde in mir selbst die vortrefflichsten Mittel, mich auf eine würdige Art zu beschäftigen. Die ganze Welt entfaltet sich den Augen meines Geistes. In einem Augenblicke durchgehe ich alle Länder, alle Zeiten; selbst die Toden, welche einige tausend Jahre im Grabe liegen, scheinen aus ihren fürchterlichen Wohnungen hervorzugehen, und sich um mich herzustellen. Ich sehe Aristoteles, Plato, Alexander, Cäsar, und aus ihren Schriften und Thaten, die ich gelesen zu haben mich erinnere, entwerfe ich mir ihre Bildnisse; und stelle sie meinem Geiste als beseelt vor. Mein Leben würde kaum zureichend seyn, die Menge von Gegenständen zu beschreiben, welche meine Einbildungskraft oder mein Gedächtnis in wenig Augenblicken hervorbringen kan. Es ist keine Schönheit in der Welt, die nicht von unsern Ideen weit übertroffen würde. Wir finden fast allemal, daß die Wunder eines Landes weit geringer sind, als die Bilder, die wir uns davon gemacht hatten. Lasse uns hieraus von den Schätzen, die wir in uns besitzen, ein Urtheil fällen.

Ohne Zweifel werden so viele würdige Männer, durch den Vorzug des Umgangs mit sich selbst, bewogen, sich der Gesellschaft der Menschen zu entziehen. Cato rühmte sich oft, er sey niemals weniger allein, als wenn er allein sey. Diogenes, der sich in sein Fass verkroch, glaubte, er fände in sich mehr Unterhaltung, als er sonst nirgends finden würde. Ein berühmter Weltweiser gestand offenherzig, je öfter er unter Menschen gewesen sey, desto weniger sey er als Mensch zurück gefehret. Andere, die diese weit übertreffen, leben einsam in den Hölen der Felsen, haben kein andres Buch, als das Firmament, kein anderes Maas der Zeit, als den Lauf der Sonne, und glauben, daß ihnen ihre Seele eine jede andere Gesellschaft ersetzen könne.

Und in Wahrheit, was finden wir auch gemeinlich in dem Umgange mit der Welt? Menschen, die jeden Tag, blos in der Absicht sich zu versammeln scheinen, ihre Seelen von ihrer Würde herabzusetzen, Eitelkeiten auszuüben, und sich von Irthümern verführen zu lassen. Ihr fehet sie hin und wieder laufen, alle Leidenschaften versammeln, und zuletzt, nach vielen Sorgen und Bemühungen etwas hervorbringen, das ein Ball, ein Schauspiel, oder eine Gesellschaft genennet wird. Mus nicht die Seele, wenn sie über sich selbst nachdenkt, solche thörichte Bestrebungen der Menschen, solche nichtswürdige Kleinigkeiten, solche kindische Belustigungen verachten. Wenn sie diejenigen, welche sich zuweilen damit abgeben, entschuldiget: so mus

hingegen die Uempfindlichkeit anderer beweisen, die sie zu ihrem vornehmsten Geschäfte machen.

Was die Welt Neuigkeiten nennt, hat für das Ohr desjenigen, der mit sich selbst Umgang pflegt, keine anzüglichen Reizungen. Ob er gleich gelehret hat, sich als einen Bürger der Welt, und als einen Freund des menschlichen Geschlechts zu betrachten: so kennet er doch keine wichtigeren Neuigkeiten, als die Entdeckung einer neuen Wahrheit, oder die Verbesserung eines Irrthums. Auf diese Art verschafft sich die Seele eine edle und nützliche Unterhaltung. Die Weisen sind von Natur geneigt, den Besitz dieser Reichthümer zu erlangen, und sie überlassen alle andere Bemühungen der eiteln Ueppigkeit der Menge.

Wir pflegen über wichtige Gegenstände nicht genug nachzudenken. Thun wir es zuweilen: so geschieht es blos durch einen Zufall. Wir suchen oft weit genug einen nützlichen Rath; und wir könnten ihn in uns selbst finden. Wenn unsere Leidenschaften und Vorurtheile schweigen: so können wir das richtige und billige Urtheil der Seele hören. Dieses innere Orakel wird mit uns vielleicht besser sprechen, als der Lehrer einer falschen Wissenschaft, der uns nur mit eiteln Antworten unterhält. Und warum sollen wir immer von entlehnten Gütern leben, da ein jeder von uns einen unerschöpflichen Vorrath von Reichthümern in sich besitzt? Man legt ein Bekänntnis von seiner eigenen

nen Dürftigkeit ab, wenn man fremden Beystand zu Hülfe ruft. Wir thun dieses, wenn wir immer durch andere denken.

So viel Achtung diejenigen verdienen, welche immer lesen, und immer andere um Rath fragen: so kan ich ihnen doch, sagt Bossuet, die Unmäßigkeit im Lesen, und die Begierde, zu der Entscheidung anderer ihre Zuflucht zu nehmen, nicht vergeben. Lasset sie lernen, von ihrer Seele Gebrauch zu machen, und sie als den ersten Büchervorrath, den sie lesen sollten, und als den vortreflichsten Rath, den sie zu hören haben, anzusehen. Auf diese Art werden sie sich über die engen Gränzen einer irdischen Welt emporschwingen; sie werden das einfache, unendliche ewige Wesen betrachten; sie werden ihre Größe, das Werk ihrer Eitelkeit, vor ihren Augen verschwinden sehen, und sie werden in sich eine Ruhe finden, welche der Umgang mit den Menschen nicht gewähren kan.

Es scheint also, daß wir von einer Welt in die andere übergehen, wenn wir uns dem Vergnügen des Umgangs mit uns selbst ergeben. Wo sonst, als in sich selbst, hat Pascal, noch in seiner Kindheit die zwen und dreyfigste Aufgabe des Euclides gefunden? Mich deucht, ich sehe ihn, in einem Alter von zwölf Jahren, mitten unter Definitionen, Axiomen und Demonstrationen, ohne einen andern Lehrmeister, als die Stärke seines Genie, das ihn zu einem zweyten Erfinder der Mathema-

thema:

thematisch machte. Incho Drahe, verstattete seinem Körper keinen Schlaf, er reiste unablässig hinauf zu den Sternen, und sein System von Himmel und Erde war blos eine Wirkung seiner Seelenkräfte.

Es ist der Seele eben so wesentlich, immer zu denken, als es der Sonne ist, zu leuchten. Es giebt keinen Ruhestand ihrer Gedanken, und wenn wir einen solchen wahrzunehmen glauben: so rühret es daher, weil wir zwischen flüchtigen und überlegten Gedanken keinen Unterschied machen wollen. In dem Umgange mit uns selbst, wird es sich selbst zutragen, daß wir flüchtige Gedanken haben. Wir sind für das Nachdenken so sehr geschaffen, daß wir beständig die Glückseligkeit derjenigen beneiden, die in der Einsamkeit leben. In der Einsamkeit ist jeder Mensch ein König; er richtet, entscheidet, und alles schweigt; als ein unumschränkter Herr untersucht er, er unterbricht seine Untersuchungen, und fängt sie wieder von neuem an, wie es ihm gefällt. Sein Gedächtnis verwahret alles, was er ihm anvertrauet, getreulich, und wenn er seiner Einbildungskraft befiehlt, sich zu belustigen; so wird ihm Gehorsam geleistet.

Man kan unter dem menschlichen Geschlechte keine glücklichern Entdeckungen finden, als diejenigen sind, die man in dem Herzen gemacht hat. Der Mensch ist im Stande, seine Neigungen, Gefinnungen und Begierden gehörig zu schätzen. Haben wir nicht einige Philosophen bestimmen hören,

von, in was für einem Grade sie von ihren Neigungen und Begierden beherrscht werden; und was die Eigenschaften und die Gegenmittel ihrer Gemüthsart sind. Die Unterhaltung mit uns selbst unterrichtet uns, worinnen alle Menschen einander ähnlich sind, worinnen sie sich voneinander unterscheiden; und was für einen Einfluss das Klima, ihre Verfassung und ihre Erziehung auf sie hat. Man kan also denn leicht beurtheilen, was diese und jene Person unter diesen und jenen Umständen thun müßte; die Begebenheiten und Zufälle können sehr genau vorhergesehen werden.

Wenn diese innere Unterhaltung mit uns selbst unter den Menschen gebräuchlicher wäre; so würden wir vortrefliche Demonstrationen haben, welche zum Grunde politischer Vorhersagungen dienen könnten, wir würden besondere Vortheile von den grössen und wichtigen Entwürfen, Reiche zu gründen, und Nationen glücklich zu machen, ziehen können; wir würden die Helden das Gegenwärtige mit dem Vergangenen vergleichen, in die Zukunft einbringen und die grössen Unternehmungen ausführen sehen; wir würden die erhabenen Genies bewundern, welche entfernte Dinge vorher sagten; wir würden das Unglück des verheereten Europa voraus sah; wir würden neue Archimedes finden, welche durch Sehtöhre die verwirrtesten Gegenstände; und vielleicht die Welt, so wie sie ist, entdecken könnten.

Die Unterhaltung mit uns selbst erhält den Menschen in der Liebe zu sich selbst, die ihm natürlich ist; wir werden zu so viel kleinen Mittelpunkten, die sich alle auf Gott, den grossen und allgemeinen Mittelpunkt, beziehen. Und solcher-gestalt kann man sagen, daß derjenige, welcher gern in sich selbst lebt, auf einer Höhe stehe, und das ganze Weltgebäude unter seinen Füßen sehe. Diese Verfassung ist nicht das, was man Stolz nennet, sondern sie ist eine edle Erhebung, die der Vortreflichkeit unserer Seele würdig ist.



Neue Bücher.

1) *Sermons on various important subjects, by the late Reverend Mr. Thomas Newman. 8vo 2. Vol.*

Alle Predigten des ersten Theils handeln von der Glückseligkeit. Der Verfasser zeigt, daß die grosse Absicht des Schöpfers dahin geht, die Geschöpfe glücklich zu machen. Ihre Glückseligkeit besteht aber nicht in einem Leben voll Freude, noch im Ueberflusse dieser Welt, sondern sie entspringt aus dem Zustande der Seele, aus guten Neigungen, aus angenehmen Betrachtungen, und vergnügenden Aussichten.

In den Predigten des zweyten Theils werden folgende Materien behandelt. Die Freude in der Hofnung — Christi Gebet bey seinem Tode — die Sicherheit des Christen — Christi zweite Zukunft — die Pflicht und Weisheit, uns den Herrn immer vorzustellen — die Uebereinstimmung mit der Welt — die Eitelkeit der Sicherheit unter glücklichen Umständen — die gottesdienstlichen Zusammentünfte — und die Besserung des Lebens.

2) *Job, a Poem, in three books, by William Langhorne, M. A. 4to.*

Der Verfasser dieses Gedichts hat alle Untersuchun-

fuchungen über den wirklichen Verfasser des Buchs Hiob, über die Zeit, zu welcher es geschrieben worden, und über die Wahrheit oder die Erdichtung seines Inhalts, bey Seite gesezt. Nach einem kurzen moralischen Eingange stellt er sogleich den Hiob unter allen seinem Ungemach, unter allem seinem Elende des Leibes und der Seelen, vor. Er nennt in einer kurzen Nachricht, die am Ende seines Buchs steht; seine Uebersetzung eine feyne Umschreibung; man wird unterdessen finden, daß er die Ordnung, die Abwechselung der verschiedenen Unterredner, und das Wesentliche der Gespräche, wie man sie in den heiligen Büchern antrifft, beybehalten hat. Einige Stellen, die für ihn zu weitläufig waren, hat er ins Kurze zusammen gezogen. Sein erstes Buch endigt sich mit dem Schlusse des vierzehnten Capitels. Das zweyte beschließt mit dem ein und dreisigsten Hauptstück, wo die Worte des Hiob sich endigen. Das letzte Buch hört mit der glücklichen Catastrophe auf, da Hiob seine Gesundheit und seine Reichthümer wieder erhält, und mit mehr Söhnen und Töchtern, als zuvor, gesegnet wird.

3) *Poems on subjects chiefly devotional, by Theodora. 8vo. 2. Vol.*

Die Verfasserin dieser Gedichte über geistliche Gegenstände hat den wahren Geist der heiligen Dichtkunst in Gesängen gezeigt, die selbst eine Rowe sind ein Watts für die andern zu erkennen sich nicht schämen würden. Sie läßt ihre
Leser

Es ist eine hohe Meinung von der Gottesehrlichkeit ihres Herzens fassen; aus dessen Fülle sie, mit ächter und unverstellter Entzückung, dem allmächtigen Vater, und dem gütigen Heiland der Welt, ihre Loblieder anstimmt.

4) *A new Estimate of manners and principles: being a comparison between ancient and modern times in the great articles of knowledge, happiness and virtue, both with respect to mankind at large, and to this kingdom in particular.* By London 1760.

Diese neue Schätzung der Sitten und Grundsätze, enthält; besage der Handschrift; eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Zeiten, in Absicht auf die Wissenschaften, die Glückseligkeit und die Tugend, sowohl in Ansehung des menschlichen Geschlechts überhaupt; als der Briten insbesondere. Der Verfasser erklärt sich über sein Werk folgendergestalt: „Mein Voratz ist, die Wege Gottes gegen die Menschen zu rechtfertigen, indem ich ihren Augen eine Aussicht in den regelmäßigen Plan seines Verfahrens mit ihnen, öffne. Ich hoffe unwidersprechlich zu zeigen, daß, in allen menschlichen Begebenheiten, eine unaufhörliche Richtung auf das Beste wahrgenommen wird. Die Art, wie ich dieses zu bewerkstelligen gesucht habe, besteht in der richtigsten Schätzung der Grundsätze, nach welchen das menschliche Geschlecht in den verschiedenen Perioden seines Daseyns gehandelt zu haben scheint; und

„und der Sitten, welche die verschiedenen Alter
„der Welt characterisiren. — Ich habe mich
„auch bemüht, von den gegenwärtigen Zeiten,
„ein treueres Bild zu entwerfen, als man in ei-
„ner vorherigen Schätzung antrifft.

5) *Elegies*, by Mr. Delap. 4to.

Viele werden aus Mangel des Geldes zur Au-
torschaft verleitet; aber dieser Verfasser scheint,
wie sich aus dem Inhalte seiner Elegien wahrneh-
men läßt, aus Mangel der Gesundheit zu schrei-
ben. Die erste Elegie ist an den Schlaf gericht-
et, den der Dichter um seine Gunst ersucht; aber
vergebens. Dieses veranlaßt ihn, die vorzüg-
lichere Glückseligkeit derjenigen, die schwere Arbei-
ten verrichten, und von dem Schlafe belohnt wer-
den, zu beneiden. — Die zweite Elegie ist an
die Krankheit gerichtet. Der Dichter klagt über
den unvollkommenen Zustand eines siechen Kör-
pers; zu gleicher Zeit aber zeigt er eine geziemende
Unterwerfung, und wünscht sich, zur Linderung sei-
ner Leiden, nichts als den Balsam
der Freundschaft.

Inhalt.

- I. *Squire's* indifference for religion inexcusable.
- II. The Lord Bishop of Gloucester's Sermon.
- III. *Georb's* Cases, and practical remarks in Surgery.
- IV. The History of the Countess of Dellwyn, by the Author of *David Simple*.
- V. *Blackwell's* Memoirs of the Court of Augustus.
- VI. *The Rout*, a Farce of two Acts.
- VII. *Birch's* Life of Henry Prince of Wales.
- VIII. Nachricht von den Lebensumständen *George Friedrich Händels*.
- IX. Ueber den Umgang mit sich selbst. Aus dem Univers. Mag. übersetzt.
- X. Neue Bücher.

Brittische
Bibliothek.

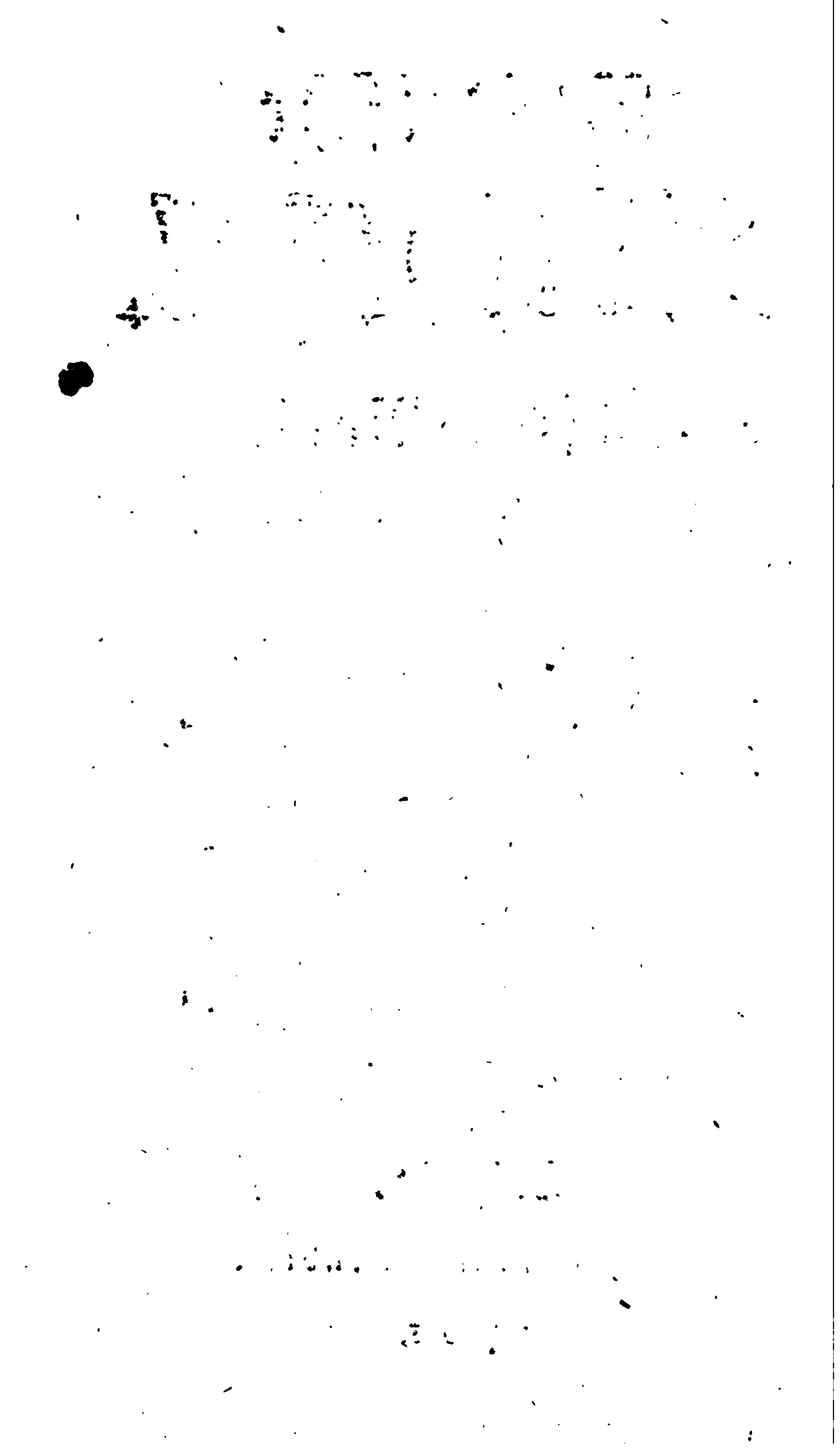
Fünfter Band.

Drittes und viertes Stück.

Leipzig,

bey Johann Wandler.

1762.



An historical and critical account of the Life and Writings of Charles I. King of great Britain after the Manner of Mr. Bayle drawn from original Writers and State Papers, by *William Harris*; London: 1758. 8.

Diese Lebensbeschreibung würde keine besondere Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie auf die gewöhnliche Art abgefaßt wäre. Denn das Leben und die Regierung des König Karls I. von England sind oft genug beschrieben. Aber der Plan des Verfassers ist ganz anders beschaffen. Er hat seine Erzählung auf die merkwürdigsten Begebenheiten eingeschränkt, und besonders die Triebfedern oder Ursachen dieser Begebenheiten untersucht. Seine Nachrichten sind aus den besten Geschichtschreibern als dem Clarendon, Rushworth, Whitlock, Strafford, Sidney, Burnet, Hume Milton und andern genommen. Bey der Verschiedenheit ihrer Meinungen zeigt er eine nicht geringe Beurtheilungskraft, und Unparthenlichkeit. Wiewohl ihm diese zweite Eigenschaft die Vertheidiger König Karls I. deren Anführer Salmasius war, nicht zugestehen werden. Denn der Autor erweist aus den meisten Handlungen des Königs, daß er eine unumschränkte Gewalt suchte, und sein unglückliches Schick-

5. Band Schicksal sich selbst zuzog. Der Vortrag ist wegen der eingestreueten politischen und moralischen Anmerkungen nichts weniger als trocken. Man kan dieses Buch in vier Abschnitte theilen. Der I. handelt von des Königs Privatumständen, Charakter und Schriften. S. 1=123. Der II. von seinen auswärtigen Angelegenheiten S. 129=170. Der III. von seinen innerlichen Staatsgeschäften. S. 171=351. Der IV. von seinem unglücklichen Ende. S. 352=428. Ein kurzer Auszug des Inhalts ist um desto mehr hinlänglich, da man die Geschichte Carls I. aus Hume's History of Great Britain, im fünften Stücke des dritten Bandes dieser Bibliothek umständlich recensiret hat.

I. Abschnitt. Carl I. wird im sechsten Jahre, der Aufsicht und Unterrichtung eines Puritaners Thomas Murray anvertrauet. Reiset auf Buckingham's Anrathen mit demselben nach Spanien, um sich mit der Infantin zu vermählen. Wird zwar gut aufgenommen, aber Buckingham's hochmüthiges Bezeigen vereitelt die Absicht. England und Spanien gerathen darüber in Krieg. Durch die Insinuationen der Spanischen Gesandten, sind Carl I. und Buckingham in Gefahr, die Gnade des König Jacobs I. zu verlieren. Man beschuldiget den neuen König Carl I. daß er seinen Vater vergiftet habe. Rettung seiner Unschuld. Er vermählt sich mit der Prinzessin Henriette Maria des K. Ludew. XIII. von Frankreich Schwester. Sie wird als eine sehr schöne, lebhafte und herrschsüchtige Prinzessin beschrieben. Buckingham

sam sucht Frankreich zu verbittern, und des Kö-
 nigs Zuneigung gegen seine Gemahlin zu vermin-
 gern. Die Ursache ist keine andere, als, weil
 seine Liebeserklärungen an die Königin von Frank-
 reich kein Gehör gefunden hatten. Er wird von
 einem Officier Felton umgebracht. Anmerkung
 über die Ermordungen. Grausamkeit der Geist-
 lichen. Warnung an die Staatsminister. Carl
 ist sehr nachgebend gegen seine Gemahlinn. Wird
 der Untreue fälschlich angeklagt. Beweise seiner
 Keuschheit. Betrachtung über die Keuschheit der
 Prinzen. Carls fleißige und genaue Ausübung
 der äußerlichen Religionshandlungen. Gleich-
 wohl erneuert er des König Jacobs I. Verordnung,
 welche die Spiele an Sonn- und Feiertagen er-
 laubt. Hält eine Maskerade am Sonntage.
 Ueble Folgen der Entheiligung dieses Tages. Er
 war abergläubisch. Seine Beschäftigung, die
 öfters sowohl in Ausarbeitung gelehrter Anmer-
 kungen und Uebersetzungen, als in Abfassung gerin-
 ger Verordnungen bestand, war seinem Stande
 nicht gemäs. Seine Streitsucht. Eine Unter-
 suchung, ob er ein empfindliches Herz hatte. Der
 Autor läugnet es, obgleich Clarendon behauptet,
 daß er über Buckinghams Tod sehr gerührt gewe-
 sen wäre. Raubigkeit seiner Sitten. Seine
 Redlichkeit und Aufrichtigkeit werden in Zweifel
 gezogen. Er hatte z. B. dem Parlament einen
 falschen Bericht von dem Rückgang seiner Ver-
 mählung abgestattet, und seine Versprechungen
 die Religionsbedrückungen einzustellen, nicht er-
 füllet.

Band füllet. Seine Falschheit ist eine Ursache des Ver-
St. lusts seines Lebens. Die Prinzen sollten bey ih-
 ren Handlungen die Ehre und Aufrichtigkeit nie-
 mals aus den Augen setzen. Er war sehr eigen-
 sinnig, ob ihm gleich seine Lieblinge leicht bewegen
 konnten. Sein Verstand war mehr als mittel-
 mäßig. Von seiner Gelehrsamkeit, und Geschick-
 lichkeit in den Künsten. Nachricht von seinen
 Schriften. Dahin gehören vornehmlich Icon
 Basilike. Doch machen ihm einige dessen Ver-
 fertigung streitig. Abhandlungen von dem Kirchen-
 Regiment, Gebete, Schriften, die in der Samm-
 lung seiner Werke ausgelassen, als die Briefe an
 dem P. Gregorius XV. und Urban VIII. Verhal-
 tungsbefehle an den Obersten Cöferman, ein geist-
 liches Gedicht.

II. Abschnitt. Expedition zur See wider
 Spanien, welche wegen der eingerissenen See-
 krankheit fruchtlos abläuft. Rechtsfertigung des
 Parlaments. Friede mit Spanien vom 27 Nov.
 1631. Krieg mit Frankreich der auf Anstiftung
 des Herzogs von Buckingham zu Befreyung der
 Hugenotten unternommen ward. Unglücklicher
 Erfolg des Zugs wider die Insel Rhe. Schlech-
 tes Ansehen der Engelländer in diesem Kriege.
 Die Neutralität der Englischen Häfen ward durch
 die Franzosen, Spanier und Holländer verletzt
 und gegen die Englischen Kaufleute übel verfahr-
 ren. Der Holländische Admiral Tromp greift
 die Spanische Flotte auf dem Englischen Gebiete
 an, und zerstreuet sie, weil dieselbe, der Neutra-
 lität

keit dieses Gebiethes zuwider, die erste Feindseligkeit begangen hatte. Die Africanischen Seeräuber beunruhigen die Englischen und Irrendischen Küsten, und machen eine grosse Anzahl von Gefangenen. Carl behauptet das Recht des Englischen Staats über die Herrschaft der Britischen Meere, indem sowohl Seldenus auf seinem Befehl das Mare clausum wider des Grotius Mare liberum schreibt, als auch durch die Macht seiner Flotte, welche die Holländer zwingt, die Freyheit der Heringsfischeren zu erkaufen. Vortheile der Heringsfischeren. Der König von Frankreich läßt durch den Graf von Estrades seine Absicht, mit dem Prinz von Oranien, Flandern anzugreifen, melden, und um des Königs von Engelland Neutralität ansuchen, welche aber Carl abschlägt. Drohungen des Cardinals Richelieu. Wichtigkeit der Häfen von Flandern für Engelland. Carl macht mit dem Kaiser von Marocco ein Bündnis wider die Stadt Salé in der Provinz Fez, und verschafft durch den glücklichen Erfolg der Expedition, den Englischen Küsten Ruhe für den Seeräuberereyen.

III. Abschnitt. Krönung Carls I. am 2 Febr. 1625. durch den Erzb. Abbot zu Canterbury. Ob der Krönungseid verändert worden sey? Ob ihn der König, wie Milton sagt, oder der Erzbischof Laud, wie andere behaupten, verändert habe? Carl befördert die in der Glaubenslehre der Englischen Kirche entstehenden Neuerungen. Er publiciret zwar eine Verordnung wider solche

Band Neuerungen, aber seine Erklärung, welche er den
St. unter der Regierung der Königen Elisabeth ge-
 machten 39 Glaubensarticeln vorsehen läßt, zeigt
 das Gegentheil. Die Gemeinen zeigen über diese
 Erklärung ihre Unruhe, und behaupten in einer
 besondern Protestation, daß diese Artickel nicht im
 papistischen und armenianischen, sondern im cal-
 vinistischen Verstande anzunehmen sind. Es wer-
 den in der Kirche abergläubische Gebräuche einge-
 führt. Tadel derselben. Die Englische Kirche
 nimmt unter Karl I. eine neue Gestalt an. Die
 Papisten erhalten wichtige und einträgliche Stel-
 len. Wachstum des Pabstthums. Stolz der
 Papisten. Karl und Laud sind als Anhänger der
 päpstlichen Religion verdächtig. Sie werden aber
 sehr vertheidiget. Karl will eine durchgängige
 Gleichheit der Ceremonien und Einrichtung des
 Gottesdienstes einführen. Die Wallonischen und
 Holländischen Kirchen in Engelland werden vom
 Erzbischof Laud angegriffen. Der etcetera End,
 welchen alle Geistlichen und Lehrer schwören sollen,
 und der von der darinne vorkommenden Formel
 etcetera also benennet ist, wird lächerlich. Man
 bringt den Irrländern die Englischen Artickel auf.
 Unbequemlichkeiten einer durchgängigen Gleich-
 heit. Politische Vortheile der Dultung. Man
 giebt dem Erzbischof Laud grosse Ehrentitel. Karl
 erhebt die Geistlichen zu einigen hohen Civilwür-
 den; welches übele Folgen nach sich zieht. Stolz
 der Prälaten. Harte Bestrafungen derjenigen,
 die sich dem geistlichen Joche widersehten, als des
 Leighton,

leighon, Prynne, Bastwick, und Burton. Humes ^{Band} entschuldiget einigermassen diese Härte, weil sich ^{St.} die Bestraften der damals noch unerlaubten grossen Freyheit zu schreiben bedienen hätten. Charakter des Laud. Er war unbeweglich, unbarmherzig, wütend; kurz die Natur hatte ihn zu einem Inquisitor bestimmt. Von der Freyheit der Presse. Nutzen derselben. Das Stern-Kammergericht schränkt sie ein. Grausame Bestrafung derjenigen die sich nicht bequemten. Nachricht von dem den Geistlichen allein überlassenen Kirchenregiment vom Jahr 1628. bis auf die Eröffnung des langwierigen Parlaments. Karls hohe Begriffe von der Königlichen Gewalt. Pflicht und Amt eines Königs. Karls verächtliche Meinung und Reden von dem Parlament. Er verletzt dessen Vorrechte und läßt einige Mitglieder unrechtmässiger Weise in Verhaft bringen. Drückt die Unterthanen mit Auflagen. Eine ganz neue war das ohne Bewilligung des Parlaments ausgeschiedene Schifsgeld. Hampdens heroischer Widerstand. Das Parlament erklärt diese Auflage für unrechtmässig, und der Freyheit nachtheilig. Nachricht von der Sternkammer. Dieses Gericht war schon in den ältern Zeiten eingesetzt, bestand aus den vornehmsten Bedienten der Krone, und hatte die Gerichtsbarkeit in besondern Criminalsachen. Seit Karls I. Regierung bestrafte es mit übertriebener Schärfe, und verfuhr gegen Personen von hohem Stande sehr hart. Durch eine Parlamentsakte wird es abgeschafft.

4 Band Man unterdrückt in Engelland die Befehle und er-
 3 Et hebt die Tyrannen öffentlich. Karl sucht in Schott-
 land Neuerungen einzuführen. Johann Kney
 wird dazu gebraucht. Karls übles Verfahren
 durch Stiftung neuer Erzbisthümer und Bisthü-
 mer. Lässt den Schotten neue Kirchenlehren und
 eine nach der Englischen eingerichtete Liturgie auf-
 erlegen. Als die Liturgie in den Kirchen vorgele-
 sen wird, entsteht ein allgemeiner Aufstand.
 Vorbereitung zum Kriege gegen die Schotten.
 Laud und Strafford sind den Schotten sehr abge-
 neigt. Karl marschirt gegen die Schotten. Sie
 erhalten einen Vergleich im Jahre 1639. Kurze
 Dauer des Friedens. Karl gehet nicht aufrichtig
 mit den Schotten um. Das Parlament und die
 Versammlung in Schottland sind eifrig auf die
 Erhaltung ihrer geistlichen und weltlichen Privile-
 gien. Sie befehlen die Unterzeichnung des Cove-
 nants oder des zu Vertheidigung ihrer Freyheiten
 und Rechte geschlossenen Bündnisses. Karl er-
 neuert den Krieg. Die Schotten thun bey dem
 König Vorstellung. Lord Loudon einer von ihren
 Deputirten wird in den Tower gebracht. Befehl
 zu seiner Hinrichtung: der Marquis von Hamil-
 ton errettet ihn. Karl beruft ein Parlament.
 Hebt es wieder auf. Einige Mitglieder der Ge-
 meinen werden in Verhaft gezogen. Karl han-
 delt ohne Klugheit und Politik. Sein Verfahren
 verstärkt nicht ihn sondern die Schotten. Die
 Engelländer gehen unwillig in den Krieg gegen
 die Schotten. Diese bringen in Engelland ein
 Waffens

Waffenstillstand. Karl beruft das langwierige ~~Parlament~~ ^{St.}
 Parlament. Ist dazu gezwungen. Seine wahre^s
 Meinung von den Parlamenten. Z. E. in einem
 Briefe vom 22 Jan. 1634. Sie haben die Na-
 tur der Katzen. Diese werden mit dem Alter
 schlimmer. Wenn sie euch gefallen sollen, so
 schaft sie bey zunehmenden Jahren ab. Denn in
 der Jugend nur sind sie leicht zu bändigen. In
 der That, ihr werdet finden, daß nichts für den
 Anfang eines neuen Parlaments vortheilhafter
 sey, als die gute Beendigung des vorigen. Straf-
 fords Charakter. Er spielte frühzeitig eine grosse
 Rolle. Zu Anfang dieser Regierung widersetzte
 er sich den Unternehmungen des Hofes und litte
 mit andern würdigen Männern. Doch war sei-
 ne Gemüthsart nicht so mürrisch, daß er nicht des
 Königs Vorschlägen hätte Gehör geben sollen.
 Er nahm sie an, und ward bald durch Lauds.
 Vermittelung, Liebling und erster Minister. Sei-
 ne grossen Fähigkeiten, unermüdeten Fleis und
 strengen Gesinnungen kan man am besten aus
 seinen Briefen, Staatshandlungen und Prozesse
 kennen lernen. Der König versicherte ihm seine Er-
 rettung. Ward gleichwohl mit Bewilligung des Kö-
 niges verurtheilet und enthauptet. Karls Vereuung.
 Die Gemeinen verlangen in einer Bille die Ab-
 schaffung der Bischöflichen Stimmen im Parla-
 mente. Ihre Ursachen dazu. Projekt eine Ar-
 mee zusammen zu bringen um das Parlament in
 Furcht zu halten. Karl hat daran Antheil. Uebele
 Folgen. Rebellion in Irroland. Abscheuliche
 Grau-

4 Band Man unterdrückt in Engelland die Befehle und er-
 3 St hebt die Tyrannen öffentlich. Karl sucht in Schott-
 land Neuerungen einzuführen. Johann Knox
 wird dazu gebraucht. Karls übles Verfahren
 durch Stiftung neuer Erzbisthümer und Bisthü-
 mer. Lässt den Schotten neue Kirchenlehren und
 eine nach der Englischen eingerichtete Liturgie auf-
 erlegen. Als die Liturgie in den Kirchen vorgele-
 sen wird, entsteht ein allgemeiner Aufstand.
 Vorbereitung zum Kriege gegen die Schotten.
 Laud und Strafford sind den Schotten sehr abge-
 neigt. Karl marschirt gegen die Schotten. Sie
 erhalten einen Vergleich im Jahre 1639. Kurze
 Dauer des Friedens. Karl gehet nicht aufrichtig
 mit den Schotten um. Das Parlament und die
 Versammlung in Schottland sind eifrig auf die
 Erhaltung ihrer geistlichen und weltlichen Privile-
 gien. Sie befehlen die Unterzeichnung des Cove-
 nants oder des zu Vertheidigung ihrer Freyheiten
 und Rechte geschlossenen Bündnisses. Karl er-
 neuert den Krieg. Die Schotten thun bey dem
 König Vorstellung. Lord Loudon einer von ihren
 Deputirten wird in den Tower gebracht. Befehl
 zu seiner Hinrichtung: der Marquis von Hamil-
 ton errettet ihn. Karl beruft ein Parlament.
 Hebt es wieder auf. Einige Mitglieder der Ge-
 meinen werden in Verhaft gezogen. Karl han-
 delt ohne Klugheit und Politik. Sein Verfahren
 verstärkt nicht ihn sondern die Schotten. Die
 Engelländer gehen unwillig in den Krieg gegen
 die Schotten. Diese bringen in Engelland ein.
 Waffent

Waffenstillstand. Karl beruft das langwierige ^{5. ~~Wahl~~} ^{St.} Parlament. Ist dazu gezwungen. Seine wahre Meinung von den Parlamenten. Z. E. in einem Briefe vom 22 Jan. 1634. Sie haben die Natur der Katzen. Diese werden mit dem Alter schlimmer. Wenn sie euch gefallen sollen, so schaft sie bey zunehmenden Jahren ab. Denn in der Jugend nur sind sie leicht zu bändigen. In der That, ihr werdet finden, daß nichts für den Anfang eines neuen Parlaments vortheilhafter sey, als die gute Beendigung des vorigen. Straffords Charakter. Er spielte frühzeitig eine grosse Rolle. Zu Anfang dieser Regierung widersetzte er sich den Unternehmungen des Hofes und litte mit andern würdigen Männern. Doch war seine Gemüthsart nicht so mürrisch, daß er nicht des Königs Vorschlägen hätte Gehör geben sollen. Er nahm sie an, und ward bald durch Lauds Vermittelung, Liebling und erster Minister. Seine grossen Fähigkeiten, unermüdeten Fleis und strengen Gesinnungen kan man am besten aus seinen Briefen, Staatshandlungen und Processen kennen lernen. Der König versicherte ihm seine Errettung. Ward gleichwohl mit Bewilligung des Königes verurtheilet und enthauptet. Karls Vereuung. Die Gemeinen verlangen in einer Bille die Abschaffung der Bischöflichen Stimmen im Parlamente. Ihre Ursachen dazu. Projekt eine Armee zusammen zu bringen um das Parlament in Furcht zu halten. Karl hat daran Antheil. Uebel Folgen. Rebellion in Irland. Abscheuliche Grausamkeiten.

~~12~~ Grausamkeiten gegen die dasigen Engelländer.
 3 St. Unparthenische Erzählung ob der König Urheber
 gewesen oder nicht. Anführung der Gründe für
 und wider den König.

IV. Abschnitt. Karl klagt die Lords Kimbolton, Holles, Haslerig, Pym, Hambden und Strode, des Hochverraths an. Er kömmt mit seiner Wache ins Parlamentshaus um sie aufheben zu lassen. Ruft sie als Verräther aus. Die Gemeinen nehmen sich ihrer an. Unglückliche Folgen seines Verfahrens. Das Parlament verlangt vom König die Gewalt über die Armee. Des Königs Verweigerung veranlaßt den innerlichen Krieg. Verordnung der beyden Häuser, daß das Königreich durch die Autorität des Parlaments in Vertheidigungsstand gesetzt werden solle, wo des Königs Name und Autorität ausgelassen wird. Rechtfertigung des Parlaments. Kriegerische Anstalten des Königs. Bewegungsgründe, welche das Parlament zu dem Kriege veranlaßt haben. Beweise für die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Verfahrens der Lords und Gemeinen. Wird erwiesen, daß dieser Krieg fälschlich eine Rebellion genennet werde. Karl ist zu Anfange des Kriegs glücklich. Spricht deswegen in einem hohen Tone gegen das Parlament. Gefahr des Glücks. Der vortheilhafte Erfolg beunruhiget seine patriotischen Freunde. Ansehen der Katholiken bey dem König. Des Königs Absicht ist auf die gänzliche Unterdrückung seiner Gegenparthey gerichtet. Er wird durch den Verlust der Schlacht bey Naseby in

n schlechte Umstände gesetzt. Verändert seine Sprache an das Parlament. Schickt Friedensboten ab. Gelübben im Unglück. Die Generalität hält eine Versammlung bey ihm. Sie thut ihm Vorschläge, die er aber mit grosser Härte abschlägt. Verwirft auch die ihm vorgetragenen Parlaments Bitten. Das Parlament faßt den Entschluß, nichts mehr an den König gelangen zu lassen. Verschiedene Meinungen über sein Betragen. Karl höft nicht ohne Grund seine Gewalt wieder zu erlangen. In Newport werden Conferenzen zu einem Vergleich zwischen dem König und dem Parlament gehalten. Des Königs Unterhandlung. Irrthümer und falsche Berichte des Clarendon. Die Armee thut selbst wider den König an das Parlament Vorstellung. Sie bemächtigt sich der Person des Königs, und bringt ihn nach Hurst Castle. Schliesst sehr viele Mitglieder, von dem Haupte der Gemeinen aus. Bringt den König zur Untersuchung. Er wird vor dem dazu niedergesetzten Gerichte verurtheilt, und aus dem Grunde, weil er wider das Parlament einen Krieg angefangen, hingerichtet. Freysprechung des Parlaments von allem Tadel, aus untrüglichen Zeugnissen. Von der Gelassenheit oder Unempfindlichkeit des Königs vor, bey und nach seiner Verurtheilung. Nachricht von seiner Rede auf dem Schavot. Sein Bezeigen wird gerühmt. Miltons Anmerkungen darüber. Er nennt sich gegen seine Tochter die Prinzessin Elisabeth, und auf dem Schavot, einen Märtyrer. Wird mit unserm

und unserm Heiland verglichen. Beide Vergleichun-
 gen sind unrichtig. Selbst der Prätendent Karls I.
 Enkel spricht ihm den Titel eines Märtyrers ab.
 Charakter eines Königs von Engelland. Er ist
 bloß der Beschützer der geistlichen und weltlichen
 Rechte und Freyheiten seines Volks. Karl I. war
 die ursprüngliche Ursache seines Unglücks. Unge-
 sehnässigkeit seines Todesurtheils. Das Parla-
 ment hatte zwar das Recht sich gegen den König
 durch die Waffen zu vertheidigen, und sich dessel-
 ben zu bemächtigen, aber nicht das Recht ihm
 das Leben zu nehmen. Mittel; die einen jeden
 Prinz wider ein ähnliches Schicksal in
 Sicherheit stellen.

II.

Band
3 St.

The Trinitarian Controversy Review'd: or a Defence of the Appeal to the Common Sense of all Christian People etc. Wherein every particular, advanced by the Reverend Dr. Mac Donnell, in his Sincere Christian's Answer to the Appeal, is distinctly considered, several other Subjects relative to the Question are discussed, and an humble Attempt is made to put a final Periode, if possible, to this Controversy, by a solemn address to the most judicious Defenders of the Athanasian Trinity, by the Author of the Appeal. London 1760. 8. Seiten 489.

Es sind schon sieben Jahre, daß ein ungenannter Schriftsteller zu London 1754. das Buch „Appeal to the common Sense of all christian People, more particularly the Members of the Church of England. herausgegeben, dem der D. Macdonnell die Antwort eines aufrichtigen Christen entgegen gesetzt hat, wider die sich der Verfasser des Appeals, in dem vor uns habenden Buche, zu vertheidigen suchet. Ob uns nun gleich des Macdonnells Schrift, zur Vertheidigung der orthodoxen Lehre von der H. Dreieinigkeith, nicht zu Gesichte gekommen ist, so hat der Verfasser des Appeal und der Defence, der die

1^{er} Band die eigne Worte des D. Mac Donnell's anführet, und artikulmäßig beantwortet, uns doch in den Stand gesetzt, beyder Gelehrten Meinung einzusehen, und ihre Gründe zu prüfen. Der Ungenannte hat nach dem Muster Samuel Clarks, (in seinem Buche The Scripture Doctrine of the Trinity, welches zuerst 1712 in drey Theilen herausgekommen, 1719. aber ganz verändert von dem Verfasser herausgegeben worden) in dem Appeal alle Stellen heiliger Schrift, die von der heiligen Dreyeinigkeit handeln, gesammelt, und in gewisse Classen gebracht, auch sich daraus zu beweisen vorgenommen, die Lehre der Englischen Kirche gründe sich nicht sowohl auf das göttliche Wort, sondern auf das Ansehen des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses. Er nennet daher die orthodoxe Lehre an der heiligen Dreyeinigkeit auf dem Titel dieser Defence, the Athanasian Trinity, als ob Athanasius, Erzbischof von Alexandria, Urheber davon sey, und vor dem Concilio zu Nicäa, die Kirchenväter nichts gewisses hievon bestimmt hätten. Mac Donnell setzet Clarks Ansehen, die Streitschriften des Erzbischofs Potter, und D. Waterlands entgegen. Der Appellant berufet sich im Gegentheil auf Bischofs Hoables, und D. Sykes Schriften wider Pottern, und D. Whitby's, Jaksons, und Wilhelm Whistons Bücher gegen den D. Waterland. Macdonnell tadelt, daß der Ungenannte in seinem Appeal, welches für gemeine Leute geschrieben seyn soll, sich nicht nach ihren Fähigkeiten gerichtet, sondern in vielen Stellen heiliger

heiliger Schrift, die Englische Uebersetzung verlas- 5 Band
 sen, und eine andere geliefert habe: da doch Lev. 3 St.
 te von geringem und durch die Wissenschaften
 nicht verbesserten Verstande, über die Richtigkeit
 der neuen Uebersetzung nicht urtheilen könnten,
 sondern dem Schriftsteller blindlings glauben
 müßten. In der Antwort auf diesen Einwurf,
 erinnert der Ungenannte: Macdonnell habe eben
 dieses gethan, denn er behaupte ja die Richtigkeit
 seiner Uebersetzung, durch Gründe aus der Natur
 der Sprache, darüber ein Ungelehrter zu urthei-
 len auch nicht im Stande sey. „Daß also es da-
 „hinaus laufe: ein Christ darf über Sachen, die
 „Religion betreffend, kein anderes Urtheil fällen,
 „als nach dem Ausspruche seiner Lehrer. Daß
 „sey eben die Practik der Römischkatholischen, die
 „Bibel der Layen aus den Händen zu reißen;
 „weil sie selbige nicht verstehen könnten: und auf
 „eben diesen Grund bauten auch die Frengelster
 „ihren Satz, es sey vieles, in der Religion, eine
 „Erfindung der Geistlichen, denen der Pöbel al-
 „les blindlings nachbete..“ Uebrigens ist der Ap-
 pellant, nur an wenig Orten von der Englischen
 Uebersetzung abgegangen, als Apostelgesch. 7, 59.
 in welcher Stelle, die Englische Uebersetzung also
 lautet; They stoned Stephen, calling upon God:
 diese letzten Worte stehen im Griechischen nicht,
 es heisset nur ἐλιθοβολῶν τὸν Στέφανον ἐπικα-
 λόμενον καὶ λέγοντα. Von der Stelle, Joh. 5, 7.
 will der Ungenannte, in einer eignen Abhandlung,
 S. 431. 463. beweisen, sie stehe nur in der gemei-
 nen

5 Band
3 St. **nen lateinischen Uebersetzung, und sey ein Zusatz eines Feindes der Arianer. Wir sagen von dieser Stelle nichts mehr, da so viele grosse Gelehrte die Autorität derselben gezeigt haben *). Der Appellant ist ein Arianer, oder verlangt vielmehr, wie Whiston, ein Eusebianer zu heißen: Er gründet seine Meinung von Christo hauptsächlich mit auf die Reden Jesu, indem er sagt, der Vater sey grösser als er, Joh. 10, 29. 14, 28. Der Vater sey allein der wahre Gott, Jesus sey von ihm gesandt, Joh. 17, 3. Macdonnell zeigt den wahren Verstand dieser Stellen, und merket an: wenn der Vater, in Absicht auf J. E. der alleinige Gott genennet werde, so folge, daß Jesus Christus gar nicht mit Recht Gott genennet werden könne, welche Benennung ihm doch der Ungenannte beylege. Um diesen Einwurf zu begegnen, beruft sich der Ungenannte auf die oben angeführten Worte des Erlösers, welche keinen Verstand hätten, wenn nicht der Vater, in Betrachtung Christi, der einige wahre Gott genennet werde. Christo könne der Name Gottes mit eben dem Rechte gegeben werden, mit welchem Moses, 2 B. Mos. 4, 16. Gott; und die Engel, in verschiedenen Stellen A. T. Götter genennet würden.**

*) Siehe Michael Lilienthals biblischen Archivarius, heiliger Schrift N. T. Königsberg 1745, 4. S. 779. und Georgii Bensonii Dissertationem ad h. l. a Maschio latinitate donatam, Halae 1752. 4to. Vorrede, S. V. VI. Abhandlung, S. 3.

den. Das höchste Wesen kan seine Natur keinem andern mittheilen: Gott kan auch keinen andern selbstständigen und unabhängigen Gott machen. „Lauter Sätze, die ohne Beweis vorgebracht und in denen der Schrift Ideen angedichtet werden, von denen sie völlig frey ist. Kein Christe glaubet, Jesus Christus sey von Gott zu einem Gotte gemacht worden: sondern behauptet, nach den klaren Worten des Nicänischen Glaubensbekenntnisses. „ Deum verum, de Deo vero, *Genitum non factum*. Eben so boshaft verdrehet der Appellant die Worte Pauli, 1 Kor. 8, 5. 6. und setzet auch Gott dem Herrn Jesu Christo entgegen: da doch dieses hier gleichbedeutende Benennungen sind. So deutet er auch die Stelle; B. an die Ephesier 4, 4. 5. 6. als ob Gott der Vater Herr sey über alles (above all) den Sohn und heiligen Geist mit eingeschlossen: da doch nur von der christlichen Gemeinde zu Ephes die Rede ist; und es im Griechischen heisset: *ἐν παντί ὑμῶν*; auch der Verstand erfodert, zu lesen: *ἐπὶ πάντων καὶ διὰ πάντων ὑμῶν*, welches denn Luther in seiner Uebersetzung hinzugesetzt hat, dem Beza Heumann und Bengel gefolget sind. Auf diese Art gehet der Appellant mit den Sätzen und Lehren der heiligen Schrift um, deren wahren Verstand er nicht sehen, auch sich durch Macdonnells Gründe nicht belehren lassen, sondern, wie die Zänker, in allen Recht haben will. Es ist ihm daher ein leichtes, die Beweise für die orthodore Lehre, an Jesu, dem ewigen Sohne Gottes, die man,

3^{er} **Band** man, theils aus denen, Jesu Christo beygelegten Namen, theils aus den ihm zugeschriebenen göttlichen Eigenschaften und göttlichen Werken herzuleiten pfleget, bald mit gänzlicher Längnung, bald mit Einschränkung derselben, kurz abzuweisen: unter dem scheinheiligen Vorwand, die tiefste Ehrerbietung gegen das höchste Wesen, erlaube es ihm nicht, dem ewigen grossen Gotte, etwas anders an die Seite zu stellen, oder gleich zu schätzen. Es misfällt ihm auch die orthodore Lehre von der Menschwerdung Christi, und er beschuldiget ihre Vertheidiger, namentlich aber den Macdonell, vieler Widersprüche. Er giebt S. 217. folgenden Begriff von der Menschwerdung des Sohnes Gottes. „Diejenige Person der Gottheit, die im „Himmel war, ehe sie von der Maria geboren „wurde, (Joh. 8, 58. 17, 24.) nahm in der Zeit „einen Körper an, wie unser Leib ist, und ward „ein wirklicher Mensch, obgleich sein geistiger „Theil, der den menschlichen Körper bewohnte, „unendlich herrlicher war, als unsre Seelen. Diesen geistigen Theil nennet er, S. 219, das Wort, „und deutet dahin die Stelle, Joh. 1, 14. das Wort „ward Fleisch.“ Diesen seinen Irrthum *) giebt er für die Lehre der heiligen Schrift aus, leget auch

*) Der Appellant pflichtet hier der ketzerischen Lehre des jüngern Apollinarius, Bischof von Laodicea bey, die auf der Römischen Kirchensammlung J. 373. oder 377. verdammt worden ist. Siehe

auch die Worte Pauli, Hebr. 10, 5. (die aus der, ^{5. Band} von den hebräischen Worten abweichenden griechi- ^{3. St.} schen Uebersetzung, des Ps. 40, 7. genommen sind) also aus; daß darinnen angezeigt werde, Christus habe einen menschlichen Körper angenommen, sey aber vorher schon im Himmel gewesen, und habe nichts mehr, als nur den Leib, von der Maria empfangen. Hier ist nicht der Ort, diese aufgewächsten Irrthümer zu widerlegen; die rechtgläubigen Englischen Gottesgelehrten werden es auch daran nicht ermangeln lassen: und wir sind begierig, Macdonnells Antwort zu lesen, und in seinem Siege; über so einen verschmißten Gegner, mit Theil zu nehmen. Der Appellant hat in seiner ersten Schrift auch die Vermegenheit gehabt, die biblischen Beweise für die Gottheit des heiligen Geistes zu entkräften. Er betrachtet ihn, als eine göttliche Person, die geringer ist, als der Allmächtige, weil er von Gott ausgehet, gesendet wird, und, in allen, nach Gottes höchsten Willen und Gefallen handelt. Macdonnell hat erinnert, die Werke, die dem heiligen Geiste zugeschrieben würden, erforderten eine göttliche Kraft. Der Ungenannte zweifelt an der Wahrheit dieses Satzes; weil wir ja die Kräfte der Ge-

2 3

schöpfe,

Gu. Cave Histor. Literariam Scriptorum Ecclesiasticorum, im 4. Jahrhundert: und eines Ungenannten Dissertation, dans laquelle on tâche de prouver, que l'ame de I. C. étoit dans le Ciel, avant que d'être unie à un corps humain. London 1739. 8.

1. Band schöpfe, besonders der Engel, nicht beurtheilen
 2. St. könnten: oder, zugegeben die Geschäfte des heiligen
 Geistes, an den Seelen der Menschen, erforderten eine göttliche Kraft, so folge hieraus
 nur so viel, der höchste Gott habe sie ihm mitgetheilt; nicht aber, der heilige Geist sey der höchste
 Gott. Aus Pauli Worten, 1. B. an die Korinthier 2, 9. 10. 11. hat Macdonnell bewiesen, der
 heilige Geist sey Gott, weil er die Tiefen Gottes erkenne, wie nur der eigne Geist des Menschen
 wisse, was in ihm sey. Der Appellant antwortet mit seiner gewöhnlichen Flüchtigkeit: „Gott
 „hat den heiligen Geist so viel von den Tiefen der
 „Gottheit, (d. i. von den geheimen Rathschlägen,
 „welche die Erlösung und Heiligung des menschlichen
 „Geschlechtes angehen,) entdeckt, als zur
 „Erfüllung der göttlichen Absichten nöthig sey.
 „Des heiligen Geistes Wissenschaft ist von Gottes
 „unendlicher Weisheit und Allwissenheit höchlich
 „unterschieden, sie gehet nicht auf alle Dinge,
 „sondern nur auf den göttlichen Rathschluss von
 „unserer Seligkeit.“ Erbürdet auch seinem
 Gegner auf, er habe in dem göttlichen Wesen, die
 Gottheit von denen drey Personen, dem Vater,
 Sohne und Geiste unterschieden: wie der Geist
 des Menschen, von dem Menschen selbst, d. i. die
 Seele vom Leibe, unterschieden sey. Macdonnell
 schliesse: Alles was in Gott ist, ist Gott selber:
 also ist der heilige Geist Gott, weil er, nach Pauli
 Aussprache, in Gotte ist. Der Appellant läugnet
 den minorem, und behauptet. „Der heilige Geist
 sey

„sey nicht in Gott, denn er würde von ihm gegeben und ausgesendet, es werde auch nirgends in ^{5. Band} ^{3. St.} der heiligen Schrift gesagt, der heilige Geist sey in Gott.“ Wir brechen hier ab, weil es leichter ist, das Gebäude des Glaubens einzureißen, als wenn es durch einen Sturm erschüttert worden, es wieder zu frügen. Der Appellant hat, auf den Titel seiner Schrift, die Worte Pauli gesetzt, 1. Thess. 5, 21. Prüfet alles, und das gute, das wahre Gute, behaltet: und damit das Lob verbunden, welches Lucas Apostelgesch. 17, 11. den Einwohner zu Berrhoen beyleget. Sie waren edler denn die Thessalonicenser, in dem, daß sie das Wort nicht nur willig annahmen, sondern auch in der heiligen Schrift forschten, ob es sich also verhielte. Die Beobachtung beyder Lehren wird, mit Hülfe des Geistes Gottes, wenn er nicht muthwillig widerstrebet, den Irrthum des Verfassers vertreiben, und ihn zur Verehrung Jesu Christi und des heiligen Geistes, als wahren Gottes, kräftig und unwiderstehlich ermuntern.

3 Bände

3 St.

III.

Various Prospects of Mankind, Nature and Providence. London 1761. 8.

Der ungenannte Verfasser dieser verschiedenen Betrachtungen über das menschliche Geschlecht, die Natur und die Vorsehung, hat zwar einige Anmerkungen über die bürgerliche Regierung, und die Einrichtung der Gesellschaft gemacht: allein er hat, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, zur vornehmsten Absicht gehabt, die Grundsätze der Sittenlehre und der natürlichen Religion zu erläutern; besonders aber zu erforschen, ob das gegenwärtige Leben des Menschen eine Beziehung auf ein künftiges hat; und auf diese Art die Absichten der Vorsehung, in Ansehung eines Zustandes nach dem Tode, zu zeigen. Er hofft zu gleicher Zeit, daß seine Anmerkungen nicht nur seinem vornehmsten Endzweck gemäß seyn, sondern auch über die menschliche Natur, und die menschliche Gesellschaft, bloß in Beziehung auf das gegenwärtige Leben betrachtet, einiges neues Licht verbreiten werden. Er erklärt sich hiernächst, daß er nicht sowohl für die Verehrer der Religion, als vielmehr für die Freydenker schreibe, und daß er zu dem Ende eine Schreibart erwählet habe, die er für die geschickteste halte, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen und ihre Vorurtheile aus dem Wege zu räumen.

Das

Das Werk ist in zwölf Abschnitte eingetheilt. Band
1. St.
 In dem ersten stellt der Verfasser eine allgemeine Betrachtung über die Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft und über die Quellen an, woraus sie entspringen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, sagt der Verfasser, und je genauer und unpartheyischer wir die Beschaffenheit des menschlichen Geschlechtes in jedem Zeitalter, untersuchen, desto mehr werden wir überzeugt werden, daß die menschliche Gesellschaft niemals die Größe und Glückseligkeit erreicht hat, die ein Philosoph erwarten sollte, wenn er die Vernunft und das Genie des menschlichen Geschlechtes erwägt, und wenn er die Menge der Materialien in Betrachtung zieht, mit welchen die Natur überflüssig versehen ist, um den Bedürfnissen der Menschen zu statten zu kommen, und ihre Begierden zu befriedigen. Man mus gestehen, sagt der Verfasser, daß die Menschen in den Künsten und Wissenschaften ziemlich weit gekommen sind. Unterdessen verstehen wir, aller ältern und neuern Verbesserungen der Wissenschaften ungeachtet, die Kräfte der Natur noch sehr unvollkommen. Wenn das menschliche Geschlecht in einem so guten Vernehmen, und in einer so vollkommenen Ruhe und Sicherheit gelebt hätte, daß sie im Stande gewesen wären, regelmässige und weitläuftige Entwürfe zu Untersuchung aller Theile der Natur zu machen, und diese Entwürfe zur Ausübung zu bringen; so würden sie in dem Laufe so vieler Zeitalter ohne Zweifel in der Rän-

3. Band
 2. St.

nis der Natur einen höhern Grad der Vollkom-
 menheit haben erreichen können, als sie bisher er-
 reicht haben; und auffer den Künsten, die bereits
 entdeckt worden sind, würden sie noch viel mehrere
 erfunden haben, die zu den Bedürfnissen und den
 Vergnügungen des menschlichen Lebens ungemein
 viel beygetragen haben würden. Was die mora-
 lischen Unordnungen anbelangt; so ist es unnöthig,
 sie weitläufig abzuhandeln. Sie fallen bey dem
 geringsten Nachdenken in die Augen, und es ist
 offenbar, daß sie die wahre Größe und die wirkli-
 che Glückseligkeit der Menschen gehindert haben.
 Solchergestalt hat die menschliche Gesellschaft nie-
 mals die Vollkommenheit erreicht, deren sie, nach
 der Einrichtung einer weisen Vorsehung, fähig zu
 seyn scheint. Wir können uns wenigstens höhere
 Vollkommenheiten vorstellen. - - Allein hierbey
 wird man tausend Fragen thun, und man wird
 der Möglichkeit höherer Vollkommenheiten eine
 Menge Zweifel entgegen sehen. Nach der Mei-
 nung einiger, ist nichts möglich, als was sie wirk-
 lich gesehen oder gehört haben, und sie halten alle
 Entwürfe, die zu höhern Vollkommenheiten füh-
 ren sollen, für romantisch. Andere scheinen un-
 willig darüber zu seyn; daß man das menschliche
 Geschlecht für vortreflicher hält, als es nach den
 kleinen Begriffen, die sie von seiner Beschaffen-
 heit haben, seyn kan. Wenn man diesen Philo-
 sophen glaubt: so verschließen die Unordnungen
 der menschlichen Begierden und Leidenschaften,
 alle Zugänge zur Vollkommenheit. Es ist leicht,
 sagen

gen sie, angenehme Scenen zu mahlen. Wir können uns mit geringer Mühe eine ganz andere Ordnung der natürlichen und moralischen Welt vorstellen. Die Dichter haben von einem immerwährenden Frühling, von einer unaufhörlich milde und heitern Luft gesungen. Sie haben in den Bächen Milch und Nectar fließen, und die unbebauete Erde von sich selbst alle Arten angenehmer Speisen hervorbringen lassen. Wir können uns Frieden, Freundschaft, Tugend, und Weisheit als allgemein vorstellen. Aber diese angenehme Scenen sind niemals vorhanden gewesen; und sie werden und können anderswo nie vorhanden seyn, als in dem Gehirne der Dichter. Wäre dieses der eigentliche Fall: so könnte man sich nicht enthalten, darüber traurig zu werden: allein es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, in wie weit diese angenehmen Scenen möglich sind. Gegenwärtig ist es genug, zu bemerken, daß wir uns in der menschlichen Gesellschaft höhere Vollkommenheiten vorstellen können, als diejenigen sind, die sie bisher erreicht hat.

Im zweyten Abschnitt wird der Abriss einer vollkommenen Regierung, nicht bloß für eine Nation, sondern für die ganze Erde, mitgetheilt. Gleichwie das menschliche Geschlecht, ohne die Gesellschaft, dasjenige, was zur Erhaltung nöthig ist, weder erwerben noch sicher besitzen kan: also kan die Gesellschaft, ohne die bürgerliche Regierung nicht ruhig und dauerhaft seyn. Wir können also hieraus schließen, daß die Regierung sehr frühzei-

⁵ ³ ^{Et.} ^{Wand} frühzeitig ihren Anfang genommen habe. Die erste Einrichtung derselben, sagt unser Verfasser, mußte nothwendig roh und unvollkommen seyn. *Rudis indigestaque moles, quam dixere chaos.* Von dieser ursprünglichen Unvollkommenheit rühret die unvollkommene Beschaffenheit der Regierung in den nachfolgenden Zeitaltern her. Die alten und neuen Weltweisen und Gesetzgeber haben sich durch verschiedene Entwürfe einer bessern Regierung hervorgethan, und sie haben sich alle Mühe gegeben, besondere Gesetze zur Verbesserung vergangener Fehler, zur Verminderung künftiger Mißbräuche, zur Erhaltung des Friedens, und zur Beförderung der gesellschaftlichen Glückseligkeit zu errichten. Man kan in solchen Entwürfen immer weiter gehen. Die Materie ist noch nicht erschöpft. Man kan die ältern Entwürfe verbessern; und die Erfahrung macht die Welt weiser.

Da es ungerathet ist, anzunehmen, daß das menschliche Geschlecht nie einen Anfang gehabt habe; so wollen wir uns vorstellen, daß die Menschen, bey ihrer ersten Erscheinung auf unsrer Erdoberfläche, und als ihre Anzahl sich etwa noch auf tausend oder zehntausend erstreckte; in eine Gesellschaft getreten sind, in welcher kein Eigenthum, keine Eintheilung des Landes zum Privatgebrauch, statt fand; sondern, an statt das Eigenthum einzuführen, vereinigten sie sich über eine richtige und billige Eintheilung der Arbeit, die zur Bebauung und Ausschmückung des Theiles der Erde, den sie bewohnen

wohnen, erfordert wurde. Lasset uns ferner annehmen, daß alle Menschen, die damals lebten, und die Gesellschaft ausmachten, einen gewissen Erdstrich von zehntausend oder hunderttausend Morgen in Besiz genommen hatten. Man nehme an, daß dieser Erdstrich zur Unterhaltung einer größern Anzahl Menschen geschikt gewesen, als bey Errichtung der Gesellschaft vorhanden waren. Man nehme an, daß man einen regelmässigen Plan entworfen, wie dieser Erdstrich auf die beste Art bebauet und ausgezieret werden könnte, was für eine Lage die Häuser haben, nach was für einer Bauart sie aufgeföhret, wie die angränzenden Felder abgemessen, wie sie besäet und bepflanzet werden sollten. Man nehme an, daß dieser Plan schön und so vollkommen gewesen, als es die Kunst und die Geschicklichkeit der Gesellschaft vermag. Man nehme an, daß dieser Plan von allen Mitgliedern der Gesellschaft dergestalt zur Ausübung gebracht worden, daß keines derselben dabey müßig, oder von der Arbeit gänzlich befreuet geblieben, daß keines derselben zu sehr be-
 ästiget, oder zu harter und der Gesundheit und den Gemüthskräften nachtheiltiger Arbeit angehalten worden. Man nehme an, daß alle Mitglieder der Gesellschaft diesen Plan so zur Ausübung gebracht, daß sie niemals an Vorrath zu ihrem Unterhalt Mangel gehabt, indessen daß sie solche Werke vollföhret, welche eben sowohl die Zierde und Pracht, als den Nutzen zur Absicht gehabt. Mit einem Worte, man nehme an, daß diese Gesellschaft

Die Gesellschaft gewisse Vorschriften zur Verbesserung ihrer Seelen durch Wissenschaft und Tugend gegeben, und in dieser Absicht ihre Mitglieder nur drei oder sechs Stunden des Tages zur Arbeit angehalten, die übrige Zeit aber ihnen überlassen, um sie zum Studiren und zum Nachdenken, oder zu Er-götzlichkeiten anzuwenden. Dieses sind die ersten Züge einer vollkommenern Einrichtung, als jemals unter irgend einem Volke vorhanden gewesen. —

Am Ende dieses Abschnitts theilt der Verfasser verschiedene Gesetze für eine solche Gesellschaft mit.

Im dritten Abschnitte wird untersucht, ob eine Gesellschaft nach dem vorhergehenden Ab-risse, in der Welt habe können errichtet und auf-recht erhalten werden, oder ob dieses jemals noch geschehen könne. Der Verfasser zeigt, daß eine vollkommene Verfassung, im Anfange der Welt, ohne ein Wunder, nicht möglich gewesen; er be-hauptet aber, daß sie, ohne ein Wunder dabei nö-thig zu haben, in künftigen Zeitaltern möglich sey, und mit den menschlichen Neigungen und Begier-den gar wohl bestehen könne.

Im vierten Abschnitte wird dargethan, daß, obgleich der vorhergehende Entwurf mit den Lei-denschaften und Begierden der Menschen nicht streite, er dennoch mit den Umständen, darinnen sich die Menschen gegenwärtig auf dieser Erde be-finden, nicht bestehen könne.

Der fünfte Abschnitt hat die Schönheit, ⁵ Band
Weisheit und Herrlichkeit der Natur zum Gegen- ³ St.
stand.

Der sechste Abschnitt betrachtet das Elend
des menschlichen Geschlechts, und der unvernünfti-
gen Thiere -- Hier redet der Verfasser also vom
Menschen: Dieses edle Geschöpf ist mit vortrefli-
chen Fähigkeiten und Kräften begabt. Sein Ver-
stand ist durchdringend und einsehend. Er ver-
trägt eine emsige Nachforschung, und eine geschwin-
de Erfindungskraft. Sein Gedächtnis, behält
geschehene Dinge. Seine Gedanken gehen so-
wohl rückwärts, als vor ihm hin zur Ewigkeit.
Seine Augen erreichen die Sterne, die in einer
unermesslichen Weite stehen. Seine Einbildungs-
kraft erstreckt sich über alle Gränzen hinaus. Sei-
ne Vernunft berechnet unendliche Räume. Er
empfindet die Ordnung und Schönheit des Gan-
zen. Er erkennt die Verbindung, in der er mit
allen sichtbaren Arten von Geschöpfen steht. Er
ist fähig, seine Beziehungen auf jede derselben
wahrzunehmen. Hieraus entsteht das Gefühl
der moralischen Schönheit. Er bemerkt seine
Beziehung auf den unsichtbaren Ursprung des
Seyns, auf die unendliche Quelle aller Vollkom-
menheit. Diesem edlen Geschöpfe ist die Herr-
schaft über alle andre Thiere, und über die Erde
selbst, aufgetragen. Er ist verschiedener erhabe-
ner Empfindung fähig, Aber so gros und herr-
lich sein Zustand gegenwärtig ist; so verachtungs-
würdig scheint er zu seyn, wenn man ihn mit un-
zählba-

9. Band
 3. St.

zählbaren Dingen vergleicht, welche der Gegenstand seiner Betrachtung werden, so unendlich weit sie auch, der Zeit und dem Orte nach, entfernt sind. In diese Erde eingeschränkt, ist er fähig zu erkennen, daß sie nur ein Punkt ist, wenn man sie mit dem ganzen Umfange der Werke Gottes vergleicht. Das Wohlwollen seines Herzens macht, daß er auch für die entferntesten Gestirne eine Art von Sorgfalt empfindet, weil er nicht zweifelt, daß sie seine Achtung eben so sehr verdienen, als seine eigene Wohnung. Unzufrieden sie blos in der Entfernung gesehen zu haben, klopft sein Herz für Begierde, nach einer nähern Bekanntschaft mit diesen herrlichen Werken Gottes. Er nimmt an den Begebenheiten längst verflrossener Zeiten und der entferntesten Zukunft, Antheil. Er pflanzt Bäume, bauet Häuser, errichtet Denkmäler, und giebt Gesetze, die nach seinem Tode noch ganze Zeitalter hindurch dauern sollen. Keine Unwissenheit seines Schicksals, kein blinder Antrieb bewegt ihn zu einer Arbeit, die ihm keinen Vortheil bringt; sondern er setzt seine edelmüthige Sorgfalt fort, ungeachtet er die Ungewisheit seines Lebens kennt, und eine geschwinde Auflösung vorher sieht. Man füge hinzu, daß er um dasjenige, was nach dem Tode geschehen kann, nicht unbekümmert ist. Er verlangt nach einem künftigen Daseyn. Hierzu scheint ihn die Natur auf eine bewundernswürdige Weise zubereitet zu haben. Obgleich seine Sinnen, und was von dem Körper abhängt, dem Verfall unterworfen sind; so wird doch durch Zeit und

und

und Erfahrung seine Urtheilskraft reifer. Wie ⁵ Band oft ist, in den letzten Jahren seines Lebens, ja ³ St. selbst in dem Augenblicke der Auflösung, sein Verstand heller und seine Urtheilskraft lebhafter als jemals! Eine wichtige Vermuthung, daß nach dem Tode, die Seele, ihrer irdigen Verbindung mit dem Körper ungeachtet, eine unabhängige Kraft anwenden wird. Unter den Menschen haben sich viele über die übrigen empor geschwungen, und sind wegen ihrer Wissenschaft, Weisheit und Tugend, merkwürdig worden; aber diese weisen Männer haben die höhern Vollkommenheiten nicht erreicht, deren die Natur sie fähig gemacht hat. In der That scheint es, daß, um dieses edle Geschöpf zu der Vollkommenheit, deren es fähig ist, zu erheben, eine grössere Anzahl von Jahren, und ein längerer Unterricht erfordert werden, als ihm die Natur auf dieser Erde gewähret hat. Da er als ein Kind in die Welt tritt, und in der Kindheit so lange verweilt: so kan er in diesen Jahren nur unvollkommen unterrichtet werden. Vieles, das in der Jugend erlernt werden sollte, bleibt zurück. Die männlichen Jahre, ja das hohe Alter selbst, sind nicht hinreichend, ihn ganz vollkommen zu machen. Er kan sich von vielen schönen und nützlichen Künsten deutliche Begriffe machen, seine Seele stellt ihm Gegenstände von der angenehmsten Speculation vor; aber er hat weder Zeit noch Mittel, sie kennen zu lernen. Ars longa, vita brevis. Ehe er nur mittelmässig unterrichtet ist, ehe er das Leben und die verschie-

N

denen

5. Band
3. St.
 denen Gegenstände, die ihn umgeben, recht schä-
 ren gelernt hat, verfällt er und stirbt, nach dem
 Lauf der Natur und der Vorsehung. Die Irthü-
 mer und Laster des Menschen sind gros und un-
 zählbar, und verwickeln ihn in viele Unruhe. Al-
 lein ausser diesem unangenehmen Zustand, in wel-
 chen verschiedene Menschen meistens durch
 ihre eigene Schuld gerathen, giebt es noch viele
 unvermeidliche Umstände, welche sie an Erlan-
 gung einer vollkommenen Weisheit und Tugend
 hindern, sie vielen Beschwerlichkeiten des Lebens
 aussetzen, und sie oft vor der Zeit aus der Welt
 hinwegreißen. Schriftsteller von allen Arten, scherz-
 hafte und unheilige, ernsthafte und andächtige, Phi-
 losophen und Dichter, alte und neuere, haben wett-
 geeifert, von den Ungemächlichkeiten und dem
 Elend dieses Lebens tragische Abschilderungen zu ma-
 chen. Unter den neuern finden wir einen der ar-
 tigsten und sinnreichsten Schriftsteller, der ein Ver-
 gnügen daran gehabt zu haben scheint, sich den
 schwermüthigsten Gedanken zu überlassen. -- Die-
 ser Schriftsteller ist der Herr von Maupertuis,
 welchen der Verfasser

im siebenten Abschnitte widerlegt, worinnen
 er eine Vergleichung des menschlichen Glücks und
 Elends anstellt, und beweißet, daß das erstere das
 letztere übertreffe. -- Es ist wahr, sagt unser
 Verfasser, man kan die Weisheit und Güte der
 Vorsehung behaupten, und die Sache der Religion
 vertheidigen, selbst unter der harten Voraussetzung,
 daß es mehr Elend als Glückseligkeit im menschs-
 lichen

lichen Leben gebe. Denn wenn wir beweisen können, daß der Mensch mit Freyheit begabt ist, daß er diese Freyheit gemisbraucht hat, und daß durch diesen Misbrauch Irthümer und Laster in die Welt gekommen sind, und die Beschwerlichkeiten des menschlichen Lebens hervorgebracht haben: so können wir unter diesen Voraussetzungen von dem Uebergewicht des Uebels Rechenschaft geben, ungeachtet wir eine weise und gütige Regierung der Welt annehmen. Allein, wenn wir das Uebergewicht des Guten erweisen können: so mus dieses der Sache der Vorsicht einen grossen Vortheil bringen. Und da die Barmherzigkeit des Herrn gros ist, und über alle seine Werke sich erstreckt: so kan man vernünftig hoffen, daß wir, bey genauer Untersuchung, mehr Gutes als Böses, in Absicht auf uns, finden werden. Der Verfasser beantwortet hierauf alles, was Maupertuis in seinem Essai de Philosophie Morale in der Absicht gesagt hat, zu beweisen, daß des Uebels unter den Menschen mehr sey, als des Guten.

Der achte Abschnitt handelt von der Freyheit und der Nothwendigkeit, und der neunte enthält eine Rettung der Vorsicht, wenn man die Freyheit der vernünftigen Wesen annimmt, der zehnte hingegen faßt die Rettung der Vorsicht in sich, wenn man eine Nothwendigkeit voraussetzt. - - Der Verfasser beschliesst den zehnten Abschnitt folgendergestalt:

Lasset die Philosophen und Gottesgelehrten ihre eignen Hypothesen vertheidigen; lasset sie ihre

5. Band
3. St.

Streitigkeiten fortsetzen, und lasse sie nach Ihrem eignen Gefallen dieselben zu Ende bringen, wofür man niemals auf eine Beendigung hoffen darf. Ein frommer und rechtschaffener Mann, wird, ohne sich, bey solchen schweren und gefährlichen Fragen, auf eine Entscheidung einzulassen, Gründe genug finden, sein Gemüth wider die Einwürfe gegen die Vorsehung zu wafnen, besonders wenn er betrachtet 1) wie schuldig die Menschen sind; 2) wie gering die Summe des Elends gegen die Summe des Vergnügens ist; und 3) wie viel Gutes aus dem Uebel selbst entspringt. Mit einem Worte, wenn das Gute in allen Dingen, die in unserm Gesichtskreis liegen, das Uebergewicht hat, was für ein wichtiges Argument ist dieses nicht für alle unsichtbare Werke Gottes, und für die zukünftigen endlosen Zeitalter, in welchen allein das herrlichste System zu einer vollkommenen Reife gebracht werden kan. Aus der Pracht der Weisheit und der Güte, welche man in der Natur so deutlich wahrnimmt, schliessen wir auf das Daseyn eines unendlich weisen, gütigen und mächtigen Schöpfers und Erhalters. Aus dem Begriffe eines so vollkommenen Wesens ziehen wir den Schluß, daß alle Dinge auf die beste und wertheste Art erschaffen worden, und auf eben diese Art erhalten werden. Und wenn wir die Dinge selbst, welche hervorgebracht worden sind, übersehen und untersuchen, und ihre nothwendigen Verknüpfungen und Beziehungen betrachten; so können wir eine richtige und vernünftige Auflösung aller Einwürfe

würfe finden, welche gegen die Werke des grossen, Band
Schöpfers gemacht worden sind. 3 St.

Im eilften Abschnitt wird der Beweis eines künftigen Zustandes der Menschen nach dem Tode, aus den Grundsätzen der Vernunft und Philosophie, geführt. -- Man mus, sagt der Verfasser, in Erwägung ziehen, daß die Menschen den heftigsten Trieb nach höhern Känntnissen und nach einer vollkommenen Bekantschaft mit den herrlichen Werken Gottes fühlen, die sie gegenwärtig nur in der Entfernung, nur dunkel, und durch ein Fernglas erblicken können. Ihr Herz klopft nach der Unsterblichkeit, und sie freuen sich in der Vorstellung, daß sie, nach und nach, im Lauf endloser Zeiten, die unendliche Weisheit und Güte werden kennen lernen. Ihre Gedanken sind voll von Unsterblichkeit. Sie fühlen ein Verlangen, unvergessen und auf immer berühmt zu seyn. Was für eine Absicht würde dieser heftige Trieb haben, wenn die Menschen nicht für irgend einige ferne und künftige Scenen bestimmt wären, und wenn sie und alle ihre Gedanken, so bald, und auf immer, untergehen sollten? Warum bemerken wir an ihnen so viele Fähigkeiten und Kräfte, welche sie zu den grösssten und dauerhaftesten Unternehmungen geschickt machen, wenn sie dem ungeachtet nur in einem so engen Bezirk von diesen Fähigkeiten und Kräften Gebrauch machen, und alsdenn auf immer vernichtet werden sollten? Zu welcher Absicht wären sie fähig, so entfernte Zeitalter sich vorzustellen, und warum wäre ihren Herzen ein so heftiger

5 Band
3 St.
 heftiger Trieb nach einem künftigen Daseyn, und nach künftigen Vollkommenheiten eingepflanzt, wenn es, ihrer Natur nach, für sie unmöglich wäre, dasjenige zu erlangen, wornach sie streben? Wäre dieses der Uebereinstimmung gemäs, die in den Werken Gottes so sichtbar ist? -- Der Beweisgrund, welcher von dem allgemeinen und heftigen Verlangen der Menschen nach der Unsterblichkeit hergenommen ist, erhält eine neue Stärke, wenn man hinzusetzt, daß des mannichfaltigen und grossen Elends in dem gegenwärtigen Leben ungeachtet, dennoch die Vorsehung einen mächtigen Trieb zur Glückseligkeit in die Menschen geleet hat. Keine natürliche und allgemeine Neigungen und Begierden können den Geschöpfen vergebens, und ohne eine gute Absicht eingepflanzt seyn. Wenn also die Menschen in ihrem gegenwärtigen Leben keinen so hohen Grad der Glückseligkeit erreichen können, der mit ihrem natürlichen Triebe, und mit den Zubereitungen der Vorsicht übereinstimme; so müssen wir daraus schlessen, daß noch ein anderer Zustand vorhanden seyn werde, auf welchen dieser Trieb und diese Zubereitungen eine Beziehung haben. --

Der Verfasser beschliesst sein Werk mit einigen Erinnerungen, die er im zwölften Abschnitte an die Freydenker ergehen läßt.

IV.

5 Band
3 St.

An Inquiry into the beauties of Painting, and into the merits of the most celebrated Painters ancient and modern, by *Daniel Webb*, Esq. London, 1760. 8.

Der Autor hat die Absicht, seinen jungen Landsleuten, zum Nutzen ihrer Reisen, einen richtigen Geschmack und deutliche Begriffe von der Mahleren bezubringen. In der Vorrede bemerkt er einige Irrthümer, welche ihnen fast allen gemein sind, und sie von einer richtigen Einsicht abhalten. Erstens betrachten sie mit der grösssten Geschwindigkeit alle Gemählde in den Gallerien und Kirchen; zweitens beurtheilen sie die Gemählde nach dem allgemeinen Rufe der Mahler; drittens haben sie eine übertriebene Neigung die verschiedenen Meister kennen zu lernen. Die Abhandlung ist selbst in VII. Gespräche eingetheilt. In dem ersten zeigt der Verfasser den Plan seines Werks an. Er will nämlich den Vorzug der alten Mahler für den neuern sowohl durch die Stellen der alten Schriftsteller, als durch die Anwendung ihrer Begriffe auf die neuen Gemählde erweisen. Der Endzweck soll vornehmlich die Beförderung einer vollkommenern Kenntniss der Kunst seyn, welchen andere, die über die Mahleren geschrieben, verfehlt hätten. Denn sie wären bloß Lebensbeschreiber, die den Leser durch die

5 Band Wiederholung von eben denselben Gedanken und
 3 St. Kunstwörtern ermüdeten, wo die Begriffe von der
 Malerey so zerstreuet wären, daß sie schwerlich ein
 Ganzes oder ein System ausmachten, und wo
 endlich fast allein von solchen Malern, die sich in
 dem mechanischen Theile der Malerey hervorge-
 than, gehandelt würde; da doch die Leser, als
 blosser Beobachter der Kunst, sich hauptsächlich mit
 dem idealischen Theile beschäftigen könnten. Der
 mechanische Theil bestehe aus den Nachahmungen
 derjenigen Gegenstände, die uns immer vor Augen
 sind. Der idealische aus den Vorstellungen der
 durch die Einbildungskraft hervorgebrachten Bil-
 der. Die Vereinigung dieser beyden Theile ma-
 che die Vollkommenheit der Kunst aus. Unter
 allen Neuern wären Raphael, und nach ihm ge-
 wissermaassen Correggio dieser Vollkommenheit
 am nächsten gekommen. Das II. Gespräch handelt
 von der Fähigkeit über die Gemählde zu ur-
 theilen. Der Autor erfordert dazu keine Wis-
 senschaft, sondern ein geübtes Auge, eben so, wie
 in der Tonkunst ein geübtes Ohr und in der Poesie
 eine geübte Einbildungskraft zur Beurtheilung ge-
 schickt sind. III. Gespräch von dem Alter und
 Nutzen der Malerey. Ihr Ursprung wird
 in die Zeiten des Trojanischen Kriegs gesetzt, und
 der Autor hält sie deswegen für so sehr alt, weil
 es natürlich ist, daß man eher darauf fiel, die Ge-
 danken durch Bilder, die unmittelbaren Zeichen
 der Begriffe, auszudrücken, als durch Buchstaben;
 weil man ferner aus der Vollkommenheit des vom
 Homer

Homer beschriebenen Achilischen Schilds sieht, ^{5 Band}
 daß die Bildhauerkunst lange vor dem Homer er- ^{3 St.}
 funden gewesen seyn müsse, und man hieraus we-
 gen der genauen Aehnlichkeit dieser Kunst mit der
 Malerney, das hohe Alter derselben schliessen kan;
 weil endlich Plinius die Meinung der Griechen,
 daß man ihnen die Erfindung schuldig sey, für un-
 richtig hält, und durch die Exempel einiger sehr al-
 ter vortreflichen Gemähldte widerlegt. Der Nu-
 men der Malerney wird hierauf beschrieben. Sie
 löst eben so wie die Dichtkunst und Tonkunst fei-
 ne Empfindungen ein, sie benimmt den Sitten
 ihre Rauigkeit, sie hat eine grosse Gewalt über
 die Leidenschaften, und macht den stärksten Ein-
 ruck auf das Herz. Diese Eigenschaft wird be-
 sonders dem historischen Gemählden beygelegt, wie
 durch einige Beispiele aus der alten Geschichte er-
 wiesen wird. Bey dieser Gelegenheit tabelt der Au-
 tor die Unfähigkeit seiner Landsleute in der histori-
 schen Malerney, und leitet sie von der allzugrossen
 Liebe zu den Gesichtsbildern her, die ihnen schon
 von den alten Britten angeerbt wäre. IV. Ges-
 präch, von der Zeichnung. Diese hat bey
 den Alten dadurch einen so hohen Grad der Voll-
 kommenheit erlanget, daß man die zerstreueten
 Schönheiten der Natur vereinigte und eine ideali-
 sche Schönheit bildete. Man kan sie besonders
 in dem Laocoon, dem Römischen Fechter,
 dem Farnesischen Apollo der mediceischen
 Venus und selbst an den Colossen wahrnehmen.
 Denn die Grösse der colossischen Bildsäulen ver-
 liert

5 Band liert das unnatürliche durch die vortrefliche Sym-
 2 Et. metrie aller Glieder. In der Zeichnung hatten
 die Griechen einen grossen Vorzug vor den al-
 ten und neuen Römern, welches der Autor nicht
 dem Genie, sondern der Gewohnheit nachende Fi-
 guren zu mahlen, zuschreibt. Das Kennzeichen
 ihrer Arbeiten ist eine gewisse edle Einfalt oder die
 Anmuth der Action. Und eben diese ist die grösste
 Vollkommenheit der Zeichnung. Raphael hat
 hierinne die Alten am besten nachgeahmt, wie be-
 sonders seine heilige Cäcilia beweist. Zu dieser
 Anmuth gehört eigentlich auch der Charakter, oder
 der Ausdruck des Gemüths in den Gesichtszügen
 und Mienen. Man kan ihn als einen besonders
 wesentlichen Theil der Anmuth ansehen. Die
 Stärke der Griechen in den Charaktern wird ih-
 rem durch den Umgang an Höfen und die Lesung
 der besten Dichter erlangten Geschmacks zugeschrie-
 ben. In der hierauf folgenden Vergleichung der
 Neuen mit den Alten zeigt der Autor, daß Ra-
 phaels Zeichnung zwar schön aber lange nicht so
 vollkommen sey. Sein runder Umris an den
 weiblichen Figuren ist bisweilen zu schwer,
 bisweilen zu trocken. Es fehlt ihm diejenige zier-
 liche Proportion und ungezwungene Bewegung,
 die man an dem Laocoon und dem Fechter sieht,
 weil er im Grossen, die Figuren des Michel An-
 gelo zum Muster wählte. Die idealische Schön-
 heit konnte er nicht so gut, als diejenige, die er in
 der Natur fand, treffen. Daher seine Galatea
 in dem Chigischen Pallast weit unter seinen Ma-
 donnen

nnen ist. Correggio wird als der grösste, ^{Band}
 Künstler im Ausdrücke der Anmuth gerühmt. ^{3 St.}
 Gespräch, von der Colorit. Die Farben
 machen die Gegenständen lebhaft; sie sind von
 den Dichtern und Malern der Alten für die
 grösste Schönheit der Natur angesehen worden.
 Die Römische Schule hingegen hat die Kunst der
 Farben mit Unrecht für etwas überflüssiges gehalten.
 Apelles war der grösste in der Farbenmischung
 und Schattirung, und Titian unter den
 Neuen. Raphaels Colorit in Del ist zu dunkel
 und braun, aber in Fresco Malereyen so schön,
 daß ihm keiner gleich kömmt. Der Verfasser
 hält übrigens die neuen Maler für bessere Colori-
 sten als die Alten; weil diese ihre Figuren fast
 allezeit nackend malten, jene hingegen und sonder-
 lich die von der Venetianischen Schule sie mehr-
 theils bekleiden, und also eine bessere Gelegenheit
 haben, die verschiedenen Wirkungen der Zurück-
 stralung auszudrücken. VI. Gespräch von Schat-
 ten und Licht. Ein einziger Anblick eines Ge-
 mählbes des Correggio giebt uns einen deutli-
 chern Begriff vom Schatten und Licht, als alle
 Schriften des Vasari, Felibien und anderer.
 Die Eigenschaften dieses Theils der Malerey sind
 erstens die Rundung oder Hervorragung, durch
 welche sich die Figuren von ihrem Grunde abson-
 dern, und ein lebendiges Daseyn erhalten, zwey-
 tens die mahlerische Vertheilung des Lichts auf
 die verschiedenen Gegenstände, drittens die Gra-
 dation der Farben, viertens die gefällige Harmo-
 nie

⁵ Band nie der einzelnen Schatten und Lichttheilgen, die
³ St. uns z. E. so sehr in der Geburt unsers Heilands
 und andern Stücken des Correggio entzückt.
 Raphaels System vom Schatten und Licht war,
 das stärkste Licht vorwärts anzubringen, und es
 gegen den Grund zu, nach und nach zu vermindern.
 Daher seine vordern Figuren meistens weiss
 bekleidet sind. Aber Correggio und die Lom-
 bardische Schule brachten vorwärts höhere Far-
 ben, rothe, blaue und gelbe an, weil ihnen die weisse
 zu durchsichtig und schwach schien. VII. Gespräch
 von der Zusammensetzung. Ein historisches
 Gemählde ist die Vorstellung eines kurzen Schau-
 spiels. Es wird zu dessen Composition sowohl
 die Anordnung der Scenen als die Handlung er-
 fordert. Jene bedeutet hier eine angenehme Ver-
 theilung der Figuren, welche zu der Begebenheit
 gehören. Sie ist entweder blos mahlerisch, wie
 man sie bey dem Lanfranc und Peter von Cor-
 tona findet, oder ausdrückend und rührend wie
 bey dem Raphael und Leonard von Vinci,
 wie sie auch vermuthlich bey den Alten gewesen ist.
 Die Handlung des historischen Gemähldes besteht
 eben so, wie das Drama des Schauspiels, in der
 Fabel oder Geschichte, in der Verknüpfung, den
 Charaktern, und den aus diesen entstehenden Lei-
 denschaften. Die griechischen Mahler hatten in
 Ansehung der Fabel einen sehr wichtigen Vortheil,
 weil es in ihrer geistlichen und weltlichen Geschich-
 te so grosse und merkwürdige Begebenheiten gab.
 Der Autor behauptet sogar, daß sich die christliche
 Geschich-

geschichte nicht für die Mahlerey schicke, weil un-⁵ Band
 re Religion die Unterdrückung der Leidenschaften ³ St.
 fordere und die grösssten Heiligen von niedriger
 Geburt und einfältigen Sitten gewesen wären.
 Aber, da selbst die heilige Schrift gute und böse
 Charakter abschildert, und den heftigsten Grad der
 Leidenschaften in vielen Beispielen ausdrückt, war-
 um sollte es dem Mahler verwehrt seyn? Die
 von dem Autor angeführten Beispiele des vor sei-
 nem Kreuze liegenden heiligen Andreas und der
 vor dem Opferaltare stehenden Iphigenia geben
 keinen Beweis ab. Denn die Begebenheiten
 sind ganz unterschieden. Es hätte anstatt der er-
 sten, das Opfer Isaacs gewählt werden sollen.
 Isaac erregt eben so viel Mitleiden als Iphigenia.
 Was ferner der Autor wider den Charakter der
 Heiligen anführt, ist noch seltsamer. Sollte nicht
 ein hoher Grad der Heiligkeit und des Verstands
 den Gesichtszügen eine noch grössere Hoheit zuwe-
 gen bringen, als diejenige ist, die eine vornehme Her-
 kunft und die Feinigkeit der Sitten verschafft?
 Den Ausdruck der Charakter und Sitten hält der
 Verfasser für ein vorzügliches Verdienst der grie-
 chischen Mahler; von dem Neuen rühmt er des-
 wegen nur den Raphael, Correggio und Leo-
 nard von Vinci, wiewohl er keinem von ihnen,
 sondern den Alten, den Enthusiasmus, und den
 Ausdruck des heftigen Affekts zuerignet.

So schön diese Abhandlung geschrieben ist, so
 entbeckt man doch gar leicht eine übertriebene Ach-
 tung gegen die Alten. Wenn der Verfasser durch
 die

Sind die Beispiele einiger übriggebliebenen alten Gemählde den Vorzug derselben hätte erweisen können, und ihn nicht blos auf die Lobsprüche der alten Schriftsteller und die Schönheit verschiedene alten Bildsäulen gründete; so würde man die Einwendung nicht machen. Aber der Verfasser gesteht es selbst, daß man jetzt keine vortreflichen Alterthümer von dieser Art finde, und daß die in dem Herculano neuerlich entdeckten Mauergemählde nur Ueberbleibsel der sterbenden Kunst zu nennen sind. Vielleicht würde man auch der Meinung des Verfassers weniger widersprechen, wenn er so viele grosse Mahler der Italiänischen Schulen nicht ganz mit Stillschweigen übergangen hätte.

the Life of William of Wykeham, Bishop of
Winchester, written by Dr. Robert Lowth.
The second Edition, London 1759. 8. Seite
357. Anhang S. LVI.

Unter den verschiedenen Arten historischer
Schriften, scheinen die Lebensbeschreibun-
gen uns das grosse Vergnügen, und den
meisten Nutzen zu gewähren. Die Völkerges-
chichte zeigt uns ihre politische Verfassung, ihre
Kriege, glückliche und widrige Schicksale. Die
Biographie aber schildert uns die Menschen, macht
uns mit ihren Gesinnungen und Neigungen be-
kant, da jene uns nicht die Menschen selbst, son-
dern nur Könige, Staatsräthe und Feldherrn ken-
nen lehret. Für die meisten Leser historischer Bü-
cher ist es angenehmer, die natürliche Gestalt ihrer
Nebengeschöpfe auszulernen, als sie blos aus dem
Gesichtspunkte zu betrachten, wie sie einen Einflus
auf das Wohl oder Wehe ganzer Staaten haben.
Alle gehet es an, die Kennzeichen der Tugenden
und Laster zu entdecken; wenige können, aus dem
Leben eines Königs, Heldens oder eines tiefsinnig
scheinenden Ministers, Nutzen schöpfen. Da-
her liest man die Leben verdienter Männer, oder
nur ausserordentlicher Personen mit grösser Be-
gierde: weil sie unsre Neugier stillen, die Men-
schen

5 Band
 2 St.

schen in ihrer natürlichen Beschaffenheit zeigen
 auch unserm Hochmuthe schmeicheln, der gewohnt
 ist, an Männern, die durch Verstand, Geschicklich-
 keit oder Ehrenstellen über uns erhaben sind, gern
 Fehler zu entdecken. Wir empfinden ein Vergnü-
 gen, wenn wir beym Sveton lesen, Augustus habe
 der Livia gehorchen müssen: oder wenn uns Pro-
 copius den Justinian auf seiner schwachen Seite
 vorstellet, und Brantome und Büffy Rabutin und
 die Fehler angesehener Generale und Damen ihrer
 Zeit zeigen. Ohngeachtet dieses Reizes, ist die
 Biographie eine schwerere Sache, als man wohl
 glaubet. Sie erfodert eine natürliche Schreibart,
 frey von dem rednerischen Puse, mit dem man in
 größern Werken, um die Aufmerksamkeit der Leser
 zu erhalten, freygebiger seyn kan. Biographen
 aber dürfen durch keine geschminkte Schreibart
 blenden, und müssen diesen Verlust durch gute
 Wahl des Helden, mit dessen Leben sie sich be-
 schäftigen wollen, durch Ordnung, durch einen an-
 genehmen Vortrag, auch Vermeidung gleichgülti-
 ger Umstände, oder ekelhafter Weitläufigkeit zu
 ersetzen suchen. England, dem man bisher den
 Vorwurf gemacht, es habe keine Geschichtsschrei-
 ber, die man den Französischen, Spanischen, Ita-
 lianischen, Deutschen oder Nordischen entgegen se-
 hen könne, hat ihn, seit wenig Jahren, durch die
 Werke eines Hume, Robertson, Smollet und
 Maitland rühmlich abgelehnet. Unter den
 Verfassern gut geschriebener Biographien, ha-
 ben sich kürzlich, Mallet, Blackwall, Harte und
 Binch

irch *) besonders hervorgethan. In diesem Band
 hlen wir auch den Herrn Lomth, Domherrn von ^{St.}
 Durham und Königlichem Hofkaplan, dessen Leben
 s Bischofs Wykeham wir jezo anzulegen.

Wilhelm Wykeham wurde 1324, unter der
 Regierung Eduard 2, zu Wykeham, einem Markte
 deden in Hamshire, von ehrlichen, aber armen
 Eltern gezeuget. Sein Großvater hies, vielleicht
 on dem Orte seines Aufenthaltes, Wykeham;
 ein Vater aber hatte den Namen, Johann Nas,
 der lange. Man findet noch jezo in dem Collea
 gio zu Winchester, eine Stammtafel, (die hier in
 Kupfer gestochen ist) die bis aufs XVI Jahrhundert
 gehet, und auf der verschiedene Gelehrte vorkom
 men, die mit dem Bischoffe verwandt sind, als
 einen Wilhelm, Thomas, Niklas, Richard und
 zween Hannsen, die Wykehams. Unser W. W.
 schämte sich seines dürftigen Ursprungs nicht, und
 da er Bischof geworden, nahm er die Worte zum
 Wahlspruch: Manuere make Man, um anzule
 gen, daß er seine Ehrenstellen nicht seinen Vora
 eltern und ihren Reichthümern, sondern seinen eige
 nen Verdiensten, zu danken habe. Er besuchte
 die öffentliche Schule zu Winchester, ward aber
 durch die Armuth abgehalten, seine Studien in
 Oxford fortzusetzen. Einige Scribenten behau
 pten

*) Birch ist der Verfasser des Lebens, des Prinzen
 Heinrich von Wallis, siehe Britt. Bibl. V Band,
 S. 174 ff. auch im Monthly Review, Jahr 1760,
 M. März S. 177. ff.

5. Band pten zwar, er habe sechs Jahr in Orford den Wi-
 3. St. senschaften obgelegen. Da aber Chaundeler, welcher
 Canzler der Akademie daselbst gewesen ist, und
 Wykeham's Leben beschrieben hat, das Gegentheil
 behauptet; so ist die Meinung gegründeter, W. W.
 habe keinen Unterricht auf einer Universität genos-
 sen. Allein er verlor hierdurch nicht eben viel.
 Orford war damals durch die logicalischen Strei-
 tigkeiten der Scotisten und Ockamisten in äusser-
 ster Verwirrung. Die akademischen Disputatio-
 nen endigten sich nicht, wie in unsern Tagen, mit
 den artigsten Complimenten und übertriebenen Los-
 besehebungen, sondern, wie Holbergs Schau-
 spiele, mit derben Schlägen. Es ist noch jezo in
 Orford ein Gäßgen, the logical Lane, worinnen die
 benden Secten der Nominalium und Realium,
 wenn sie mit Gründen nicht auskommen konnten,
 ihre Stärke in Balgen zeigten. W. W. erlernte
 statt dieser Brillen, durch welche er niemals Canz-
 ler von England geworden wäre, unter Anführung
 des Königlichen Baumeisters Niklas *) Wordall,
 die Baukunst. Er wurde, seiner hierinnen erlang-
 ten Geschicklichkeit wegen, Zeugschreiber auf dem
 Schlosse zu Winchester. Darauf Secretair bey
 dem Niklas Uvedale, Gerichtsherrn zu Wykeham,
 und

*) Wir nehmen diesen Umstand, aus Heinrich Ludolf
 Bentheims Engelländischen Kirchen- und Schu-
 lenstaate, L. 1739. S. 869. welcher Verfasser
 aber den Wykeham ins 15. Jahrhundert setzt,
 da er doch im 14. gelebet hat.

und Schloßhauptmann zu Winchester, trat ins Band
 die Dienste bey dem Edyngton, Bischof daselbst: ^{3 St.}
 der ihn zu seinem Attorney bestellte, ihn aber bald
 hernach, dem Könige Eduard III. empfahl. Der
 König machte ihn zum Bauschreiber auf seine
 Domainen Hente und Jeschamsted: bald darauf
 zum Baurechnungsführer, und Aufseher über den
 Bau zu Windsor: welches Schloß der König
 ganz niederreißen und unter W. Aufsicht sehr
 prächtig wieder aufbauen lies: vertraute ihm auch
 den Bau im Schlosse Queensborough. Eduard
 war mit dem Fleisse und Eifer W. so zufrieden,
 daß er ihn vom Jahre 1357. an, mit weltlichen
 und geistlichen Ehrenstellen überhäufte. Von der
 geringen Stelle eines Accolite (eigentlich eines Acco-
 luthus) stieg W. W. in elf Jahren, bis zur Wür-
 de eines Bischofs von Winchester. Auch in Ci-
 vilbedienungen hob sich unser W. W. sehr ge-
 schwinde empor. Eduard gab ihm 1359. die
 Oberaufsicht über die Schlösser Windsor, Leeds,
 Dover und Hadlam; 1363. die Würde eines Auf-
 sehers über die Königlichen Waldungen, dieses-
 des Trentflusses: machte ihn 1364 zum geheimen
 Siegelbewahrer, und das Jahr darauf zu einem
 von den Commissariis, die Streitigkeiten mit dem
 König von Schottland beizulegen. Johana
 Froissard, Walschams Zeitgenosß, schreibt von
 ihm, im 1. Buche seiner Geschichte, im 249 K.
 „Zu dieser Zeit, im J. 1369. regierte in England
 ein Geistlicher, Namens Wilhelm von Wisam,
 der in so großem Ansehen stand, daß er allein al-

5 Band ..les thate, und, ohne ihm, nichts wichtiges gesche-
 3 St. „he.“ Johann Maleverne, schreibt in der Fortset-
 zung der Ramulphischen Chronik, bey dem Jahr
 1359. „W. Wykeham stammte von geringen El-
 tern ab, war aber ein fleißiger und listiger Mann.
 „Er beredete den König Eduard zum Bau von
 „Windsor: und erlangte desselben Gnade, daß
 „er ihn mit Reichthümern und Ehrenstellen, auch
 „geistlichen Aemtern überhäufte, und man von ihm
 „sagen konnte: So gehet es dem Manne, den der Kö-
 „nig ehren will.“ Edyngton, Bischof zu Winche-
 ster, starb 1366. den 8 October. Desselben 14 des Mo-
 nats erwählte das Kapitel, auf Königliche Recomm-
 mendation, den William Wykeham, und Eduard
 genehmigte diese Wahl, zehn Tage hernach. Al-
 lein der Pabst Innocentius VI. glaubte, es käme
 nicht dem Könige, sondern ihm zu, den erledigten
 Sitz zu Winchester zu ersetzen, verweigerte also die
 Bestätigung, bis er endlich, auf Vorschub des
 Herzogs von Bourbon, an den sich Wykeham ge-
 wendet hatte, 1367. den 14 Julius, die Wahl be-
 stätigte, da denn Wykeham den 10. October desselben
 Jahres von den Erzbischof von Cantelberg investirt
 wurde. Um eben diese Zeit machte Eduard den neuen
 Bischof zum Großkanzler von England: welche
 Würde er, auf Bitten des Parlaments, mit Ein-
 willigung des Königs, 1371. den 14 März, nieder-
 legte; aber doch sein Ansehen im Geheimden Na-
 the, und das Ohr des Königs behielt. W. W.
 beobachtete die Pflichten, zu denen ihm seine bi-
 schöfliche Würde verband, aufs genaueste. Er
 hielt

lekt die Visitation mit grössstem Eifer; half ein-
 igtlich die Misbräuchen ab, welcher die Vorsteher des
 Hospitals vom heiligen Creuze sich schuldig ge-
 macht hatten; und verwendete, aus den Einkün-
 ften des Stiftes, zur Erbauung neuer, und Aus-
 esserung der verfallenen Gebäude, in seiner Diö-
 ces, in wenig Jahren, über 20000 Mark. Von
 seinem eignen Vermögen stiftete er 1373 eine öffent-
 liche Schule zu Winchester, und machte schon An-
 halt zu den grossen Stiftungen, die seinen Namen
 den Gelehrten in England unvergesslich ge-
 macht haben. Eduard hatte den Bischof seinem
 Kirchsprengel nur geliehen, und berüste ihn 1376.
 nach London zurücke. Der König war alt und
 schwächlich; Eduard, der Prinz von Wallis, war
 aus Frankreich, dessen Schröcken er gewesen war,
 krank zurückgekommen; sein jüngerer Bruder,
 Heinrich von Lancafter, sah sich als den vermuth-
 lichen Erben des Königsreichs an; denn auf Ri-
 charden, den jungen Sohn des Prinzen von Wal-
 lis, glaubte er nicht rechnen zu dürfen. Heinrich
 verband sich mit Alice Perrers, Edwards Maitresse,
 und suchte sich einen Anhang zu machen. Doch
 blieben seine Absichten nicht unbekannt: man
 glaubte, wenn der König, und der Prinz von
 Wallis todt wären, würde das Leben Richards
 nicht gesichert seyn. Der Ruf hiervon erschaltete
 nicht nur in England, sondern auch in Frankreich:
 und Heinrich beschwerte sich darüber, als wären
 dieses Verläumdungen. Im April 1376. ward,
 auf Antrieb des Prinzen von Wallis, ein Parlament
 zusam-

Saub zusammenberufen, welches von dem Könige
St. langte, daß er die ungetreuen Rätze vom Hof
 wegschaffen, hingegen zwölf getreue und verständig
 dige Herren, theils Prälaten, theils weltlichen
 Standes, erwählen sollte, die beständig um ihn
 wären, und von denen zum wenigsten viere, ein
 willigen müßten, wenn etwas wichtiges, so das
 ganze Königreich anbeträfe, beschlossen werden
 sollte. Der König erwählte diesem Vorschlag
 zu Folge, einen geheimen Rath von zwölf Perso
 nen, davon neune namentlich diese sind: Der Erz
 bischof von Cantelberg, der Bischof von London,
 W. W. der Bischof von Winchester; die Lords
 Arundel, Marche, Stafford, Percy, Brian und
 Beauchamp. Alice Perrers und der Lord Latimer
 mußten den Hof meiden, und letzterer wurde un
 fähig erkläret, eine Würde im Königreiche beklei
 den zu können. Ehe dieses Parlament noch ge
 endiget war, starb den 8 Junius der berühmte und
 tapfere Prinz von Wallis, der größte Held, auf wel
 chen England stolz seyn kan: Sein hinterlassener
 Sohn Richard von Bourdeaux wurde zum Prinz
 von Wallis erkläret, und nahm im Geheimen Ra
 the Sitz und Stimme. Der König war durch
 den Tod des Prinzens äußerst niedergeschlagen,
 und hatte nicht Muth genug, sich den Vorstellun
 gen seines Sohnes, Heinrich von Lancaster,
 zu widersetzen, der nicht nur den Lord Latimer und
 die Alice Perrers in ihr voriges Ansehen bey dem
 Könige setzte, sondern auch den neuen geheimen
 Rath entlies, und um sich an den Bischof. Wyl
 cham,

m, einem Freunde des Prinzen von Wallis ^{zu 5. Band}
 chen, ihn gerichtlich anlagte, als ob er wider St
 ften Nutzen gehandelt, auch mit dem Königl.
 en Schaze, und den Subsidiën, verschwenderisch
 ngegangen wäre. Lowth führt Seite 114. ff.
 e acht Punkte an, wegen welcher sich W. W. im
 onat November 1376, für einigen Bischöffen
 d Gliedern des geheimen Rathes; verantworten
 usste. So gut auch Wykeham sich zu verthei-
 ligen wußte, so drang der Herzog von Lancaster
 och durch, und erreichte seine Absicht: die Ein-
 ünfte des Bisthums Winchester wurden, auf Kö-
 niglichen Befehl, eingezogen, dem Bischoffe aber
 efohlen, sich allezeit 20 Meilen, von des Königs
 usenthalt, entfernt zu halten. Im Jänner 1377
 urde ein neues Parlament zusammenberufen, und
 es hielt den 27. gedachten Monats seine erste Ver-
 sammlung: hieng aber gänzlich von des Herzogs
 von Lancaster Willen ab: der es auch so weit
 brachte, daß König Eduard, als er bey dem Anfange
 des 51. Jahres seiner Regierung, seinen Untertha-
 nen eine allgemeine Verzeihung, durch eine Act
 of Grace, ertheilte, den W. W. allein davon aus-
 schloß. Die Versammlung der Geistlichen nahm
 sich des Bischofs an, und wollte eher dem Könige
 keine Subsidiën bewilligen, bis er den W. W. zu-
 rückberufen habe. Der König rufte ihn also zu-
 rück, und unser Bischof wohnte der Convocation
 bey, welche eben wie das Parlament, im Monat
 Februar aus einander gieng. Der König verlie-
 he die Einkünfte aus Wykehams Pfründen, dem
 jungen

1. Band
 9. St.

jungen Prinz Richard, der sie aber, auf Befehl seines Vaters, in eben diesem Jahre, 1377. den 15 Junius, dem Bischof wieder abtrat. Drey Tage darauf starb Eduard III. alt und lebensfart, und der Prinz von Wallis bestieg, unter dem Namen Richard II, den großväterlichen Thron. Hiermit endigten sich unsers Bischofs widrigen Schicksale, er wurde an Hof zurückberufen, wohnte 1377, den 15 Julius der Krönung des Königs bey, und erhielt den 31 d. M. eine Act of Grace, in den gnädigsten Terminis, nebst der Erstattung aller rückständigen Einkünfte von seinem Stifte, die noch nicht an die Königlichen Einnehmer bezahlet waren. Der Herzog v. Lancaster verlies den Hof, weil sein Ansehen gefallen, und er nicht zum Protector und Obervormund des Königs ernennet worden war. Ein neues Parlament versammelte sich 1377. den 13 October, und machte nützliche Anstalten, zum Vortheil des Reiches. Die Verwaltung der Regierung wurde zuerst einem geheimen Rathe von 9 Personen aufgetragen: hernach wurde diese ihres Amtes erlassen, und der Canzler, der Schatzmeister, der geheime Siegelbewahrer, der Oberkammerherr und der Hofmarschall zu Regenten und Vormundschafts-Directorn bestellet. Das folgende Parlament ernannte im J. 1380. 16 Herren zu Commissarien über die Königlichen Einkünfte, unter denen W. W. einer der vornehmsten war. Allein die Verschwendung war an dem Hofe so groß, und die Einnehmer so boshaft, daß dem Mebel, aller Mühe ohngeachtet, nicht abgeholfen werden

werden konnte: wie denn auch der König seine Lieb-
linge reichlich zu beschenken pflegte, und die nö-
thigen Ausgaben karglich bestritten werden kon-
nten. Der Bischof wendete die Ruhe, die er nach
Eduards III. Tode genos, zu Ausführung des groß-
sen Werkes an, an dem er seit 1368. gearbeitet
hatte: nämlich mit der Stiftung eines Collegii,
in Orford. Er fieng, mit Einwilligung des Paba-
ses Urban VI. und Genehmigung des Königs,
1380, den 5 März den Bau des Collegii, St.
Mary College of Winchester, an, welches noch
heut zu Tage eine Zierde von Orford ist, und
The neu College genennet wird: Lomth beschrei-
bet, S. 185. 195. den Bau und die Einrichtung
desselben ganz umständlich. Zu eben dieser Zeit
bauete W. W. auch ein Collegium zu Winchester,
welches von der Schule, die er 1373. gestiftet, zu
unterscheiden ist. Zum Lobe W. W. muß man
anmerken, daß die Päbste ihn zum Schiedsrich-
ter ernannten, wenn unter den Englischen Bis-
chöfen Streitigkeiten entstanden; als 1380. ver-
glich er den Erzbischof von Cantelberg mit dem
Abt des Augustiner-Klosters daselbst; im Jahr
1382. war er einer von den Bischöffen die über
Wiclefs sogenannte Irrthümer urtheilen sollten;
Kaum war der Bau des Collegii zu Winchester
geendiget, als der Bischof 1394. seine Cathedral-
kirche aufs herrlichste ausbessern ließ, auch zur
Vollendung der Arbeit daran 2500 Mark, und
andre 500 zu den Fenstern aussetzte. W. W. ent-
zog sich des Hofes nach und nach, und gab bloß
einen

3. Band einen Zuschauer bey den Unruhen ab, die sich
 mit der Absetzung König Richard II, im Jahr
 1399. endigten: denn so bald der Herzog von Lan-
 caster den Thron bestieg, und den Namen Hein-
 rich IV. annahm, begab sich W. nach Winchester,
 beschäftigte sich mit den Episcopalverrichtungen,
 und endigte den 27 September 1404, an einem
 Sonnabend, sein Leben, in seinem Hause zu South
 Waltham. Er wurde in der Cathedralkirche zu
 Winchester begraben, und ihm, mitten in der-
 selben, ein kostbares Monument von Marmor
 zu Ehren aufgerichtet, welches noch jezo zu sehen
 ist, und hier nebst seinem Bischofsstabe, in zwey
 faubern Kupferstichen geliefert worden. Im
 neunnden und leßtem Abschnitte dieser Lebensbe-
 schreibung, widerleget Herr Lomth verschiedene
 falsche Nachrichten, unsern Bischof betreffend:
 die ein gewisser Johann London, der im J. 1505.
 im neuen Collegio zu Orford erzogen, und her-
 nach Aufseher desselben geworden war, erfunden,
 weil er den Bischof W. für einen Anhänger und
 Sønner Wifleys gehalten hat. Im Anhange
 leset man 18 lateinische Schreiben, den W. W.
 angehend, nebst dessen leßten Willen, und Co-
 dicille. Wir wollen mit der lateinischen Grab-
 schrift schliessen, die noch jezo an seinem Mo-
 numente zu lesen ist, und von der Barbarey
 des vierzehnten Jahrhundertes ein gültiges Zeug-
 niß ableget.

**Wilhelmus dictus Wykeham jacet hic, necesse
victus:**

**Sancti
St.**

Istius Ecclesiae praesul, reparavit eamque.

**Largus erat dapifer, probat hoc cum divite
pauper:**


Consiliis pariter regni fuerat bene dexter.

**Hunc docet esse pium fundatio Collegiorum,
Oxoniae primum stat, Wintoniaeque secun-
dum.**

**Iūgiter oretis, tumulum quicumque videtis,
Pro tantis meritis ut ei sit vita perennis.**



VI.

 Human Nature delineated or The Limits of human Nature defined by *J. Stephens*, A. M. London printed for Millar, 1761. 8. S. 355.

Seit Platons Zeiten haben die Weltweisen sich viel Mühe gegeben, zu behaupten, die menschliche Seele habe eine angeborne oder eingepflanzte Idee von dem höchsten Wesen, und sie könne aus dieser Idee, das Daseyn, die Eigenschaften und Vollkommenheiten des Schöpfers deutlich erkennen. Doch hieben haben sie es nicht bewenden lassen, sondern aus der menschlichen Erkenntniß, auf die Beschaffenheit der Erkenntniß Gottes schließen wolle: von der sie zu beweisen gesucht, sie sey von jener nicht im Wesen, sondern nur im Grade unterschieden. Sie haben sich auch die Vernunft vorzüglicher Weise zugeeignet, die doch ein Vorrecht aller Menschen ist, und oft am wenigsten von denen recht angewendet wird, die am meisten Anspruch darauf machen. Durch ihre philosophischen Lehrsätze geblendet, glaubten sie, alle natürliche Begebenheiten zu erklären, alle Eigenschaften der Dinge einzusehen, ja so gar im Stande zu seyn, die Natur und das Wesen der Gottheit zu ergründen. Aus dieser verwegenen Meinung sind so viel Irthümer, so viele Widersprüche entstanden: welche der Wahrheit und ihrer Ausbreitung außerordentlichen Schaden gethan haben. In gleichen Fehler sind auch,

nach

nach Stephens Meinung, viele Gottesgelehrte verfallen, die andre von dem belehren wollen, was sie selbst nicht wissen, noch wissen können. Daher hat sich der Verfasser vorgenommen, die rechten Gränzen der menschlichen Erkenntniß zu bestimmen, welches er vor eine nöthige Bemühung hält, um den Stolz der eingebildeten Weisen zu beschämen. Er hat, wie er sagt, genaue Achtung gegeben, was in der Seele vorgehet, von ihrer Kindheit an, bis zu ihrer vollkommnen Reife. Er beschließt die Vorrede mit dem paradoxen Ausspruche: Die Erkenntniß von vielen Dingen muß bloß unvollkommen seyn, wenn sie wahr seyn soll. — — In den meisten philosophischen und theologischen Systemen ist Wahrheit und Falschheit; Gelehrsamkeit und Unwissenheit; der geoffenbarte Wille Gottes und die Einbildungen der Creatur, die richtigen Aussprüche der Vernunft und verworrene Einfälle einer enthusiastischen Thorheit untermengt. — — Wer die Mittel, die Gott zur Erkenntniß der Wahrheit darbietet, recht gebrauche, dem werde die natürliche Religion nicht mehr dunkel, das göttliche Wort nicht mehr zweideutig, und die geoffenbarte Religion kein Geheimniß seyn, denn alle gute und billige Gesetze der Menschen wären ja klar und deutlich abgefaßt; wie sollten wir uns denn wohl einbilden können, daß die göttlichen Gesetze anders vorgetragen wären? — —

Die Schrift ist in neun Capitel eingetheilt, in denen man aber keine systematische Ordnung suchen

Wach den darf: weil der Verfasser einen großen Haß gegen alle Systemen hat. Wir begnügen uns also, nur einige seiner Sätze anzuführen, die entweder von besonderer Scharfsinnigkeit zeigen, oder die uns seltsam vorgekommen sind.

Ein Naturaliste, (nämlich in gutem Verstande, d. i. ein Philosoph, der Gott aus der Natur, und aus seinen Werken erkennet, die Offenbarung nicht läugnet, aber sie den Gottesgelehrten überlässt) hat in der Erkenntniß der Wahrheit, und ihrem Vortrage Vorzüge für einen Theologen; der an sein Lehrbuch gebunden ist, und nicht im geringsten davon abweichen darf. Jener beweiset das Daseyn eines höchsten, allmächtigen und allweisen Wesens; seine großen, vollkommensten und herrlichsten Eigenschaften; die Verbindlichkeit, die ihm die Geschöpfe für ihr Daseyn, Erhaltung und allgemeine Liebe schuldig sind: hie hält er inne, denn die menschliche Erkenntniß kann ihn nicht weiter führen, und er verlangt auch nicht, über diese Gränzen zu gehen. So auch wenn er bewiesen hat, die Welt sey von einer übernatürlichen Macht erschaffen, und, aus höchst wahrscheinlichen Gründen, welche die Geschichte an die Hand gebe, habe die Welt einen Anfang, so höret er auf, denn die Natur der Sachen leidet keinen deutlicheren Beweis. Ein Theologe aber gehet weiter, er will eine unstreitige Wahrheit mit grundlosen Argumenten mehr bestärken, und schliesset aus der Geschichte mehr, als diese im Stande ist zu beweisen. Hobbes

es behauptet in seinem Buche de Cive: „Weil's Buch
in uns die Ideen und die Erkenntnisse nichts an-³ St.
ders sind, als ein Tumult der Seele der von dem
Drucke der ausser uns befindlichen Dinge auf unsre
Sinnen erregt wird, so dürfen wir uns in Gott
so etwas nicht vorstellen, da diese Dinge von na-
türlichen Ursachen abhängen.“ Man hat diesen
Satz für atheistisch gehalten, der aber, nach Bo-
ingbroke's und Stephens Erklärung nichts mehr
säget, als die Gedanken und die Erkenntniß Got-
tes, ist von der menschlichen weit unterschieden.
Ob auch gleich den höchsten Wesen in der heiligen
Schrift Augen, Ohren und andre Glieder, auch
menschliche Neigungen zugeschrieben werden, so
dürfen wir dieses doch nicht nach den Worten ver-
stehen. Dieses ist keine neue Wahrheit, wohl
aber dieser Beweis davon: „Denn die Bibel,
besonders der Theil derselben, der uns den göttli-
chen Willen erkläret, ist meistentheils in Para-
beln abgefasst. Nichts ist falscher als dieses:
die Parabeln sind in der heiligen Schrift nur sehr
selten, und die Befehle Gottes, von dem, was die
Menschen thun oder lassen sollen, sind in der deut-
lichsten, und auch dem ungeübtesten Verstande ganz
faßlichen Schreibart vorgetragen. So unterschieden
auch die Meinungen von dem Wesen der Seele
und ihrer Verbindung mit dem Körper sind, so
sind doch nicht alle die Lehren hievon lauter Hirn-
gespinste, wovon sie unser Verfasser hält: obgleich
einige Philosophen in ihren Erklärungen zu weit
gehen wollen, und von den Wirkungen der Seele
mit

3^{ten} Band mit eben folcher Gewißheit, als Euklides von den
2^{ten} St. mathematischen Größen geschrieben haben.

Wir wissen, nach unserm Verfasser, gar nichts, von dem wie die Seele in den Leib, der Leib in die Seele würde, wie der Körper zu Gedanken Gelegenheit und Anlaß gebe, und wie der Geist den Leib bewege. Doch ob wir gleich die Ursachen der Gedanken der Seele und Bewegung des Körpers nicht deutlich einsehen, so dürfen wir doch an den Veränderungen, die wir in uns empfinden, keinesweges zweifeln. Unsre Empfindung ist der Grund aller Gedanken, und ob wir gleich auch etwas uns einbilden können, das wir niemals empfunden haben, ja das gar nicht vorhanden ist, so gründen sich doch diese Ideen auf vorhergehabte Empfindungen, und bestehen in einer Zusammensetzung, oder Vergleichung einzelner Bilder. Wir würden von unsern Gedanken keinen Nutzen haben, wenn sie sogleich aus unserer Seele verschwänden und keine Spur zurück ließen.

Es sind keine sinnliche Eindrücke in dem Gehirne zu verstehen, denn die Gedanken entstehen nicht aus der Bewegung: sondern nebst der Empfindungskraft, hat unsere Seele auch eine Kraft, gehabte Ideen wieder zu erneuern, oder das Gedächtniß. Der Verfasser sagt von dem Gedächtniß, dem Wize und der Beurtheilungskraft nichts mehr, als alle Philosophen vor ihm gesagt haben, und nimmt in Erklärung dieser Kräfte eben so viel ohne Beweis an, als andre, die er in diesem
Buche,

Buche, nach den Worten der Vorrede, beschämen, ^{5 Band} und der Einbildung, und des Hochmuths über. ^{3 Et.} führen wollen. — — Die Natur und die Nothwendigkeit, oder unsere Bedürfnisse, sind die Lehrerinnen der Menschen gewesen, und zwar durch Betrachtung der Welt, so wohl überhaupt, als besonders unserer Nebengeschöpfe, auch der Thiere, von denen wir viele Künste, als die Musik, gelernt haben, auch die Baukunst: wie denn die Erbauung des babylonischen Thurms bloß eine Nachahmung dessen gewesen ist, was die Natur täglich hervorbringt, am Wachsthum der Pflanzen und Thiere. Betrachten wir das Reich der Wissenschaften mit einem flüchtigen Auge, so scheint es uns von ferne, als ein bezaubertes Feld, voller schönen Pflanzen und reizenden Blumen, mit Spaziergängen, die uns zu ihnen leiten: nähern wir uns aber, so finden wir es mit Dornen überall bewachsen, die uns auf dem Wege aufhalten, wir finden keinen gebahnten Weg, es ist eine Wildniß. Sollte uns das höchste Wesen mit schärfern Sinnen versehen haben, so wäre diese Welt für uns zu körperlich, und Pope sagt: Ein mikroskopisches Auge gehört nicht für die Menschen, sondern nur für die Fliegen. — — Die Welt, in der die Menschen leben, ist nicht allein für uns da: wir aber sind für die Welt, und für diese Welt, geschaffen: ob vollkommnere Geschöpfe, als die Menschen sind, sich in der Welt befinden, die auch mehr von derselben Beschaffenheit wissen, als wir, läßt sich aus der Vernunft nicht behaupten. — — In der Antwort

5. Band vort auf die Frage, woher es komme, daß, obgleich
 3. Et. die menschliche Natur in allen Menschen einerley sey,
 und also die Empfindungen eben derselben Sache,
 auch eben dieselben Ideen oder Begierden hervor-
 bringen müßten, doch die Neigungen der Men-
 schen so unterschieden sind, z. E. eine schöne Weib-
 person setzet diesen in Entzückung, dem andern ver-
 ursacht sie Ekel; ein Hottentot findet die rohen Ein-
 geweide der Thiere eben so schmachhaft, als ein Mann
 nach der Welt ein Ragout; in der Antwort auf diese
 Frage will sich der Verfasser nicht auf die Gewohn-
 heit berufen, sondern auf den Unterschied, den die
 Natur unter den Werkzeugen der Sinne, bey der
 Bildung der Menschen selbst gemacht hat. Ma-
 lebranche hat daher gesaget: die Sinnen sind den
 Menschen nicht gegeben, um die Wahrheit zu er-
 kennen, sondern nur unsern Körper für Gefahr zu
 beschützen: so gewiß das letzte ist, so falsch ist das
 erste, welches unser Verfasser weitläufig zeiget;
 wie er denn in seinem Buche hauptsächlich sich mit
 der Widerlegung des Cartesius und des Mala-
 branche beschäftigt. Er widersetzet sich mit gut-
 tem Grunde denen Materialisten, die alle Geister,
 oder zum wenigsten das geistige Wesen der mensch-
 lichen Seele in Zweifel ziehen: glaubet aber, man
 könne sie aus bloß vernünftigen Gründen nicht wi-
 derlegen, sondern müsse die Offenbarung zu Hülfe
 nehmen, weil uns von der Natur der Körper, und
 von den Kräften der Materie zu wenig bekannt
 sey, denn wir wüßten ja von dem Wesen der Kör-
 per nichts, sondern sähen nur bloße Phänomene,
 welches

welches unter uns Euler gleichfalls zu behaupten; ^{Band}
 sucht hat. Die Materie sey schon sehr zusam- ^{3 St.}
 en gesetzt, ehe sie uns empfindbar und sinnlich
 werde. Wir wissen zu wenig von den leblosen Din-
 gen; wenig von den Pflanzen und ihrer Nahrung;
 wenig von der Zeugung und dem Wachsthum der
 Thiere; wenig von unserm eigenen Körper, der uns
 doch am bekanntesten seyn solle: wir dürfen uns
 also nicht wundern, daß wir so wenig von dem
 Wesen der Seele einsehen und mit Zuverlässigkeit
 beweisen können. Lauter bekannte und traurige
 Wahrheiten, die aber unsre Wisbegierde nicht
 niederschlagen, sondern vielmehr ermuntern, und
 nur so viel über uns vermögen sollen, daß wir das,
 was wir zu glauben wissen, nicht ändern als ewige
 Wahrheiten aufdringen, noch diejenigen hassen,
 die anders denken und urtheilen, als wir zu thun
 gewohnt sind.



5 Band
3 Et

VII.

The History of Gustavus Ericson, King of Sweden. with an introductory History of Sweden from the Middle of the twelfth Century, by *Henry Augustus Raymond, Esq.* London 1761. 8. S. 401.

König Gustav, Erichs Wasä Sohn, der unter dem Namen Gustav Wasä, oder Gustav I. bekannt ist, der erste lutherische König von Schweden, war ein Herr von so vortrefflichen Eigenschaften, daß sein Leben mit besonderm Fleiße und Geschmacke beschrieben zu werden verdiente. Herr Raymond hat diesen König besonders aus der Ursache zum Gegenstande seiner gelehrten Bemühungen erwählet, weil, unter dessen Regierung, Schweden zu so einem Ansehen in Europa gelanget ist, daß es von der Zeit bis auf den Tod Carls XII. in die allgemeine Staatsverfassung immer einen großen Einfluß gehabt hat. Damit der Leser sich eine leichtere und bessere Vorstellung von König Gustavs Thaten und Regierung machen möge, hat der Herr Verfasser einen kurzen Begriff der Geschichte vom Jahr 1150. bis 1514. vorausgeschickt. Weil aber diese Einleitung nur aus Johann Loccenius Schwedischer; aus Johann Isaak Pontanus, Johannes Meursius und des Herrn des Roches Dänischer Geschichte; und aus Pufendorfs Einleitung genommen ist, auch die neuern Schriften eines Holbergs, Wallers und Dlof

Das nicht mit genuset worden: so wollen wir selbige mit Stillschweigen übergehen. Band
3 St.

Die Könige von Dännemark und Norwegen hatten seit 1397, in welchem Jahre die berühmte Vereinigung der Nordischen Reiche zu Calmar geschlossen worden, den Schwedischen Thron be sessen, und diese Nation, mit einem eisernen Scepter regieret, auch durch Unterdrückungen verschiedener Inruhen, (die theils der Erzbischoff von Upsal, Johann Salstat, und dessen Vetter der Bischoff von Kattl; theils der berühmte Dalecarlier Engelbrecht, nebst dem Carl Knutson, Steeno und Swanto Sturius erregt hatten) sich immer fester gesetzt: als die harten Begegnungen, so die Schweden, unter Regierung Christian II. erdulden mußten, sie nöthigten, alle Mittel anzupenden, um sich von dem Dänischen Joche zu befreien. Schon unter der Regierung Christian des Ersten, aus dem Hause Oldenburg, hatten die misvergnügte Schweden den Carl Knutson zu ihrem Haupte erwählt, der so gar den Namen eines Königs führte, aber den Thron nicht behaupten konnte, und, als er 1470. starb, die Stadt Stockholm, seinem Vetter, dem oben genannten Steeno - Sture übergab: welcher unter dem Namen eines Administrators, 14 Jahr lang, eine unumschränkte Gewalt in Schweden hatte: bis er im Jahr 1497. dem Dänischen Könige Johann, dem Sohne Christian I. seine Ansprüche auf das Reich Schweden abtrat. Da aber König Johann denen Schweden bald verhasst wurde, so nahm Steeno - Sture die Regierung

3 St. Wandrung dieses Reiches wieder über sich, bis er 1504
 starb. Sein Sohn Svanto Sture folgte seinem
 Vater in der Regierung nach, und behauptete sich
 bis an seinem Tode, J. 1512. in der Würde eines
 Administrators. Steeno Sture der Andre wurde
 zu seinem Nachfolger erklärt, und widersezte sich
 dem neuen Könige von Dännemark, Christian II.
 der den in Schweden sehr mächtigen Erzbischof von
 Upsal, Gustav Trolle, auf seine Seite gezogen
 hatte. Unter den vornehmsten Anhängern Stee-
 no II. war Gustav Erichson, der Held, dessen Le-
 ben wir vor uns haben. Gustav hatte eine an-
 sehnliche Leibesgestalt, eine Mine, die Hoheit und
 Anmuth verrieth; einen angenehmen Umgang;
 besaß einen fähigen Verstand, etwas großes zu
 unternehmen, Muth und Tapferkeit, alles, was
 er unternahm, auszuführen. Frey von allen Aus-
 schweifungen der Jugend, erfüllt mit einer lobens-
 würdigen Ehrbegierde, und zum Kriege wie ge-
 bohren. Die erste Probe seiner Tapferkeit legte
 Gustav ab, als er, unter dem Administrator, 1517.
 den Erzbischof Trolle, auf seinem Schlosse Steeda
 belagerte. Er musste zwar die Belagerung auf-
 heben, weil eine Dänische Flotte ohnweit Stock-
 holm gelandet, den grösssten Theil der Soldaten
 aus Land gesezet, und die Gegenden um Stock-
 holm mit Feuer und Schwerdt verwüstet hatte.
 Steeno gieng diesen seinen Feinden entgegen, schlug
 sie bey dem Schlosse Bedel, und zwang sie, nach
 ihren Schiffen ihre Zuflucht zu nehmen. Der
 Sieg wurde der Klugheit und Tapferkeit Gustavs
 haupt

hauptsächlich zugeschrieben, der hierauf das Schloßs Band
 Stecka aufs neue belagerte, und den Erzbischoff ^{St.}
 zur Uebergabe nöthigte. Trolle unterwarf sich
 dem Urtheile der Schwedischen Landstände, welche
 ihn seiner Würde entsetzten, das Schloß Stecka
 der Erde gleich machten, und den unruhigen Prä-
 laten in das Kloster Westeraas in Verwahrung
 brachten. Der Pabst Leo X. that auf Ansuchung
 Gustav Trollens, das Reich Schweden in Bann,
 und trug dem König Christian II. auf, die Schmach,
 die Trolle erlitten hatte, zu rächen. Es erschien
 bald eine neue Dänische Flotte an den Küsten von
 Schweden: sie landete ohnweit Stockholm, und
 belagerte es: allein mit so unglücklichem Erfolge,
 daß der Dänische König den größten Theil seines
 Heeres einbüßte, und durch widrige Winde genö-
 thiget wurde, seine Rückreise nach Dännemark auf-
 zuschieben. Hiezu kam, daß es ihm an Lebensmittel
 fehlte. Hunger und Krankheit rieben den schwachen
 Rest seiner Völker nach und nach auf: Er schickte
 Gesandten an den Schwedischen Reichsverweser,
 und lud ihn ein auf die Flotte zu kommen, um sich
 des Friedens wegen mit ihm zu unterreden. Als
 dieses nicht angenommen ward, erbot sich der König
 selbst nach Stockholm zu gehen, wenn Steeno ihm
 zur Sicherheit, den Gustav Erichson und fünf an-
 gelehene Schweden, als Geißeln seiner Sicherheit,
 schicken wollte. Dieses wurde bewilliget, Gustav
 und die andern Geißeln langten bei dem Könige
 an: Der treulose Monarche aber trug kein Beden-
 ken selbige gefangen nehmen zu lassen und da sich
 der

5 Band
3 St. der Wind zu seinem Vortheil änderte, sie nach Kopenhagen zu führen. Er lies zuvor dem Steeno und den Schwedischen Landständen hiervon Meldung thun, mit dem Ansinnen: wenn ihnen das Leben der Ihrigen lieb sey, so sollten sie sich dem Tractat von Calmar gemäß bezeigen, und ihn als ihren Herrn erkennen. Die Geißeln wurden ins Castel zu Copenhagen gesetzt, und so hart gehalten, daß einige von ihnen ihr Leben darüber einbüßen mußten. Gustav wurde der Aufsicht des Johann Banner, seines nahen Anverwandten, übergeben, der ihn mit sich nach Züland nahm, und im Schlosse Calo, nicht sowohl als einen Gefangenen verwahrte, sondern als einem werthen Gaste viele Freundschaft erzeigte.

Unterdessen hatte Christian II. ein neues Heer zusammen gebracht, und unter dem General Otto Crumpin einen Einfall in Westgothland gethan. Steeno setzte sich selbigem entgegen, und lieferte ihm eine Schlacht bey dem See Peter, ohnweit Falcköping; allein hier verließ ihn das Glück: Er wurde in der Schlacht tödtlich verwundet, und seine Armee, die ohne Anführer war, wurde gänzlich geschlagen, und der Rest zerstreuet. Steeno starb an seinen Wunden, seine Anhänger flüchteten in ihre Schldösser, und seine Witwe, welche Gustavs Mutter Schwester war, begab sich zur Sicherheit, nach Stockholm. Diese unglückliche Schlacht hatte die erschrdcklichsten Folgen. Der Erzbischoff Trolle begab sich nach Upsal, versammelte einige seiner Anhänger, unter denen sich die Bischöffe

Bischöffe von Anköping und Stregnis befanben, ^{und} und rufte Christian II. als den rechtmäßigen Kd. ^{St.} nig von Schweden aus. Ganz Schweden unterdarff sich den Dänen, bis auf die Städte Calmar und Stockholm. Der Gouverneur von Calmar überlies diese Stadt, gegen eine ansehnliche Summe Geldes, dem Könige von Dännemark. Stockholm aber wurde 1520. den 5 Sept. mit Accord eingenommen. Christian II. wird den 4ten Nov. gekrönet, und läffet den 7ten darauf 97 vornehme Schweden, die er unter allerhand Vorwand nach Stockholm berufen, umbringen: unter diesen war auch Erich Wasa, der Vater Gustavs. Der Erzbischof von Lunden wird zum Statthalter des Reichs bestellet, und ihm der Erzbischof Trolle und der Bischof von Odensy, ein gebohrner Däne, zum Gehülffen gegeben. Unterdeß war das Gerüchte von diesen allen bis nach Jütland erschollen, und auch dem Gustav zu Dänen gekommen, der so gleich den Entschluß fasste, seinem Vaterlande bezzustehen. Er entflohe aus Calo, kam mit großer Gefahr nach Flendsburg, von da nach Lüsbeck, und endlich nach Calmar. Er gab sich große Mühe den erstorbenen Muth seiner Landsleute wieder zu beleben, und sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit aufzumuntern: niemand gab ihm Beyfall, und es schiene, als ob in ganz Schweden die alte Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande erloschen sey. Endlich flohe Gustav in Bauerkleidern nach Dalecarlien, wo er Männer fand, die wie er, für Begierde brannten, sich der Dänischen Tyranney entgegen

Wenig Zeit, den Gustav zu ihrem Administrator; und im
 3. **St.** Junio zum König, welchen Titel er auch, nach
 vielem Weigern, und auf das Bitten des Volkes,
 annahm. Wenig Wochen darauf übergab sich
 die Stadt Stockholm des Königs Gnade. Der
 herrsüchtige Trolle allein war mit dieser Wahl nicht
 zufrieden: sondern beredete den König Friedrich
 von Dänemark, sein Recht auf Schweden zu be-
 haupten. Friedrich ließ sich in dieser Absicht, zum
 König von Schweden krönen, und schickte einen
 Abgesandten an die Schwedischen Reichsstände,
 sie an ihre Pflichten zu erinnern. Der Reichs-
 rath verwarf sein Anbringen, und gab zur Antwort:
 die Erbvereinigung von Calmar habe dem Schwe-
 dischen Reiche niemals Nutzen geschafft, und sey
 so oft von den Dänischen Königen gebrochen wor-
 den, daß diese sich auf selbige gar nicht mehr
 gründen könnten. Gustav gewann den Dänischen
 Abgesandten durch sein freundliches Betragen, daß
 er ihn von der Rechtmäßigkeit seiner Wahl über-
 zeugte, und von seinem Hofe in den Gesinnungen
 entlies: Friedrich hätte sich wenig Rechnung auf
 die Schwedische Krone zu machen. Ein Schwe-
 discher Abgesandter wurde bald darauf nach Ko-
 penhagen geschickt, der von Friedrichen so gleich
 die Freiheit der Witwe des jüngern Steeno, und
 ihrer zween Söhne erhielt: und sich dabey erklärte,
 er wäre geneigt, mit dem König Gustav ein Bünd-
 niß zu machen, um einander beizustehen, wenn
 der entwichene König Christian, der so wohl auf
 Dänemark als Schweden Anspruch machte, sie in
 ihrem

ihrem Besitze stören würde. Ganz Schweden ^{Band} gehorchte dem Gustav, bis auf die Insel Goth-^{3 St.}land, die der Dänische Admiral Severin Norblus besetzt hielt, der sie nicht dem Christian II. aufzubehalten, sondern sie als sein Eigenthum anzusehen suchte. Er unterhielt eine Menge Caperschiffe, und plünderte die Küsten der benachbarten Länder, that auch den Hanseestädten, besonders den Lübeckern durch seine Capereyen so großen Schaden, daß sie dem König Gustav anlagen, sich der Insel zu bemächtigen. Gustav machte sich in wenig Wochen davon Meister, bis auf die Stadt Wisby, die er auch zu belagern anfieng, durch Vorstellungen aber, (die der König Friedrich ihm theils durch eine Gesandtschaft, theils bey einer Zusammenkunft in Malmöe, that) selbige aufhob, und die Entscheidung über das Recht zur Insel, denen Hanseestädten überließ. Herr Raymond erzählet den Eingang, den die lutherische Lehre in Schweden gefunden, so wohl bey dem gemeinen Volke, durch die Predigten der beyden Brüder Lorenz und Claus Petri; als bey dem Könige, durch die Gründe des Jarz Anderson, der ihm zu Gemüthe führte, wie ihm die Geistlichkeit immer zuwider sey, und wie sehr seine Macht und Schatzkammer zunehmen würde, wenn er die übel angewendeten Reichthümer, die in den Händen der Cleriken wären, zu den Bedürfnissen des Staats anwendete. Der König folget diesem Rathe, doch mit aller Behutsamkeit, um das Volk, welches von abergläubiger Hochachtung gegen die Bischöffe einge-

5. Band eingenommen war, nicht zu erbittern. Der aus
 3. St. Schweden entflohene Trolle wird seines Erzbi-
 thums entsezt, und Johannes Magnus zum Pri-
 mas des Reiches, und Erzbischof von Upsal, er-
 nennet. Er war das Jahr vorher des Pabsts
 Nuncius in Schweden gewesen, und hatte des
 Königs Gnade sich dadurch erworben, daß er sich
 denen, vom blinden Eifer getriebenen, Braaste,
 B. von Linköping, widersezt, und zur Sanftmuth
 gegen die Anhänger Luthers gerathen, auch den
 Vorschlag des Königs, das Neue Testament ins
 Schwedische zu übersetzen, gebilliget hatte. Den
 22sten December 1525. wird, in Beyseyn des Kö-
 niges, eine Disputation von Päbstlichen Lehrern
 und den lutherischen Geistlichen gehalten, in wel-
 cher Dlaus Petri über den Peter Gallus, einen
 catholischen Zänker, den vollkommensten Sieg er-
 hält: erlangt auch die königliche Bewilligung, daß
 seine Uebersetzung des N. T. im Reiche frey ver-
 kaufet und gelesen werden darf. Der Mangel an
 Gelde war in Schweden so groß, daß die Land-
 stände dem König erlaubten, sich zween Drittheile
 von den Einkünften der Kirchengüter zuzueignen.
 Die Clerisey wurde hierüber äusserst erbittert, und
 der Erzbischof Magnus widersezte sich dem König
 mit solcher Hestigkeit, daß er sich genöthiget sahe,
 ihn nach Stockholm zu senden: von da Magnus
 Gelegenheit fand, über Danzig nach Rom zu ge-
 hen, nachdem er die Aufsicht über die Schwedi-
 sche Geistlichkeit dem Bischof von Linköping an-
 vertrauet hatte. Um eben diese Zeit giebet sich ein
 junger

junger Bauer für des Steeno Sturius Sohn aus, ⁵ Band
wird von der Clerisen unterstützt, entflieht aber, ³ St.
als der Betrug an Tag kommt, nach Norwegen.
Gustav fasset den Entschluß, die Ländereyen der
Geistlichkeit, theils an sich zu ziehen, theils treuen
Bedienten auszutheilen: findet aber solchen Wi-
derstand, daß er seine königliche Würde niederle-
get, sich der Regierung entziehet, und den Thron
nicht eher wieder besteiget, bis die Clerisen sich
ihm gänzlich unterwirft, und die Bischöffe ihre
Schlöffer ihm abtraten. Im Jahr 1528. den
12 Febr. läset sich König Gustav vom Bischof von
Sinföping zu Upsal krönen, um den übelgesinnten
alle Ausflüchte zu benehmen, da sie aus dem Auf-
schub dieser Cerimonie geschlossen hatte, Gustav
hielte sich seiner Herrschaft nicht recht gesichert.
In einer Versammlung der Geistlichkeit wird be-
schlossen, einige Misbräuche der Römischen Kirche
abzuschaffen. Der einzige Bischof von Scara
widersezt sich dem Könige in allen Stücken, ver-
bindet sich mit dem Thuro Johannson, und erreget
in Westgothland und Dalecarlien einen gefährli-
chen Aufruhr, der erst, nach vieler Mühe, getil-
get werden kann. König Gustav vermählet sich
1531. mit Catharina, Herzogs Magnus von Säch-
sen-Lauenburg Tochter: und verheyrahet seine
Schwester Margaretha, an Johann, den Grafen
von Hoya. König Christian II. der sich 8 Jahr
in Flandern aufgehalten hatte, kömmt 1532. mit
einer Flotte von 30 Schiffen, und 10000 Mann
nach Norwegen, und landet in der Bay von Ba-
hus,

9 Band hus, bemächtigt sich einiger Städte, als Congel,
 3 St. Obslo und Olufsburg, und wird durch einige aus
 Schweden entflozene Anhänger und Freunde Trol-
 lens, unter denen sich der obengedachte Thuro Jo-
 hannson befindet, verstärkt. Das Jahr darauf
 belagert er Aggershus: wird durch eine Dänische
 Flotte, (die seine Schiffe theils verbrennet, theils auf-
 bringt, hernach landet,) von der Belagerung abge-
 halten und genöthiget, sich in die Festung Congel zu
 werfen. Aber auch hier wird er vom Hunger genö-
 thiget zu entweichen, und rettet sich, durch Hilfe
 des Bischofs von Odensy, nach Kopenhagen: der
 ihn mit der Hoffnung geschmäckelt, der König
 Friedrich werde ihn, zum Unterhalte, mit Länd-
 ren versehen. Allein dieser läffet ihn auf das
 Schloß Sonderburg bringen, und bis an seinen
 Tod, gefänglich verwahren. König Gustav sah
 sich nunmehr von einem Feinde befreuet, mit dem
 er so viele Jahre zu streiten gehabt hatte, und wen-
 dete die Ruhe, der er genoß, zum Besten des
 Reichs an. Er erlaubte, daß die Holländer nach
 Schweden frey handeln durften, welches sonst nur
 den Hansestädten, besonders Lübeck, erlaubt ge-
 wesen war. Die Regierung dieser Stadt nahm
 es übel auf, drohete den König Gustav seiner
 Würde zu berauben, die er, wie sie vorgaben,
 ihrem Gelde und Beystande hauptsächlich zu dan-
 ken habe: sie rüsteten eine ansehnliche Flotte aus,
 über die sie Christoph, Graf von Oldenburg zum
 Befehlshaber setzten, und stiegen in der Dän-
 schen Insel Seeland aus. Der neue König von
 Däne-

Dänemark Christian III. hatte Gustavs Gemah⁵ Band
 inn Schwester, eine Prinzessin von Sachsen.³ St.
 laenburg zur Gemahlinn genommen, rüstete sich
 wider seine Feinde, und, mit Beystand des Kö-
 nigs von Schweden, erhielt er einen vollkomme-
 nen Sieg. Er kam nach Stockholm, und machte
 mit seinem Schwager einen Freundschaftsbund:
 der dem Reiche Dänemark die Insel Gothland,
 und die Provinzen Schonen, Halland und Blekingen
 abtrat: welche Sache in der Folge, die Ursache
 heftiger Kriege zwischen diesen beyden Nordischen
 Kronen geworden ist. Diese Zusammenkunft ge-
 schah im Jahr 1535: König Gustav lebte hernach
 25 Jahr lang in Friede, führte die lutherische Lehre
 in seinem Königreiche ein; machte einen 60jähri-
 gen Stillstand mit dem Großfürsten von Rußland:
 einen Freundschaftsbund mit dem Könige von
 Frankreich Franz I; bespricht sich 1541. mit dem
 Dänischen Könige zu Bromsebroo, wo beyde Mo-
 narchen eine Defensivallianz mit einander machen.
 Auf der Versammlung der Reichsstände zu We-
 steras 1544. wird König Gustavs ältester Sohn,
 Prinz Erich, zum Thronfolger ernennet, und die
 Reichsfolge festgesetzt: daß nach Abgang der
 männlichen Erben des Königs, das Wahlrecht den
 Ständen des Reichs wieder zufallen solle. Den
 Rest seiner Jahre widmete Gustav der bessern Ein-
 richtung der Justiz; der Verschönerung der Stadt
 Stockholm; durch prächtige Gebäude, der Erwei-
 terung des Handels. Im Jahr 1548. setzte der
 Dänische König, um seine alten Ansprüche auf
 4 Schwed-

5 Band Schweden nicht ganz zu vergessen, drey Kronen
 3 St. in sein Wapen: so viele Ursache auch Gustav hatte,
 darüber empfindlich zu werden, so begnügte er sich
 doch; daß er das Reich Schweden ruhig beherr-
 schen konnte, und überlies dem König Christian
 die eingebildete Freude, das Schwedische Wapen
 seinem angebohrnen anzuhängen: denn so große
 Ehre Gustav auch im Kriege erworben hatte, und
 so sicher er hoffen konnte, allezeit neue Lorbeern zu
 erndten, so betrachtete er doch den Krieg, als ein
 zwar oft nöthiges, allezeit aber schreckliches Mittel,
 sein Recht zu behaupten. Er hielt den Krieg ei-
 nem christlichen Könige unanständig, der lieber in
 unschuldigen Sachen nachgeben mußte, als daß
 er sein Recht, durch das Unglück und den Tod von
 vielen tausenden, mit dem Schwerdt suchen sollte.
 Gustav verliert seine Gemahlinn durch den Tod,
 und ersetzt diesen Verlust 1552. durch die Vermäh-
 lung, mit Margaretha, des Gustav Oloffson, Statt-
 halters in Westgothland Tochter. Er empfand die
 Beschwerlichkeiten des Alters, und machte unter
 seinen Söhnen folgende Einrichtung: dem Kron-
 prinzen Erich räumte er bey seinem Leben die Pro-
 vinz Smaland, und die Insel Oelen ein; Finna-
 land gab er dem P. Johann; Westgothland dem
 Pr. Magnus, und dem jüngsten Sohn Carl die
 Provinzen Südermanland, Wermland und Nerla-
 cia, als Lehngüter von der Krone Schweden.
 Der Prinz Erich war mit dieser Theilung übel zu-
 frieden, und fasste zeitlich den Entschluß, bey er-
 langter Regierung, alles anders einzurichten.
 Gustav

Gustav erwählte für seinen ältesten Sohn die ^{3^{te}} ~~Band~~ Englische Königin Elisabeth zur Gemahlinn, welche auch diesen Vorschlag, wie es schien, sich gefallen lies: und Erich machte sich zur Reise nach England fertig, als Gustav 1560. den 9ten Sept. im 70sten Jahre seines Alters plötzlich starb. Die Geschichte endiget sich mit dem Charakter des Königs, den Herr Raymond als den vollkommensten Monarchen schildert, obgleich nicht geläugnet werden kann, König Gustav sey dem Geiz ergeben gewesen: wie denn einige Geschichtschreiber behaupten, der Reichthum der Klöster und der Bischöffe sey die stärkste Triebfeder, die das Luthertum dem Könige angenehm gemacht, weil es ihm die Erlaubniß ertheilet, sich der Schätze der Cleriken zu bemächtigen, wovon zu eben der Zeit, Heinrich VIII. König von Engelland ihm ein merkwürdiges Exempel gegeben habe.



VIII.

3 Band

3 St.

Lectures concerning Oratory delivered in Trinity-college by *John Lawson* D. D. Lecturer in Oratory and History on the foundation of Erasmus Smith. Dublin. 1759. 8 454 Seiten.

Gegenwärtige Vorlesungen über die Beredsamkeit unterscheiden sich ungemein sehr von der großen Menge der ordentlichen Anweisungen zu derselben. Alles ist ein Beweis, daß Herr Lawson nicht ein gedungener, sondern ein geborner Lehrer der Beredsamkeit sey, und nicht das Amt gesucht, um es zu werden, sondern es erhalten, weil er es schon war. Er unternahm diese Arbeit, weil es ihm schien, als ob diese Materie noch nicht völlig erschöpft sey, und noch viele neue und nützliche Anmerkungen darüber gemacht werden könnten. Unzählige Lehrbücher von der Rhetorik, sagt er im Eingang der ersten Vorlesung, sind verloren gegangen. Wer weiß, ob nicht vieles in denselben enthalten gewesen, welches man in den noch übrig gebliebenen umsonst sucht, und welches, (wie wir hinzusetzen könnten) eben deswegen der große Haufe der neuern nicht abschreiben können. Ob wir nun gleich dieses für eine sehr ungewisse Ruhmsetzung halten und lieber behaupten wollten, jene Schriften wären eines natürlichen Todes gestorben, und man habe sie mit ihren Verfassern untergehen lassen, weil diese eben nichts

des vorzügliches geleistet; so giebt es doch ver-⁵ Band
 siedene andere Betrachtungen, die es gewiß ma-³ St.
 en, daß einem Manne vom Geschmack und Ein-
 sicht noch vieles zur Ausbesserung, Erweiterung und
 Auszierung aller Theile dieses Ganzen der Be-
 redsamkeit übrig gelassen sey. Es ist hier nicht
 der Ort dieses zu beweisen. Die Arbeit des Hrn.
 Thomson ist ohnedem der sicherste Beweis davon.
 Und wir werden immer noch vieles übergehen müs-
 sen, wenn wir auch nur dasjenige in diesem Aus-
 zuge unsern Lesern bekannt machen wollen, was
 dem Verfasser in der Einrichtung dieser Vorlesun-
 gen, in der Ausführung der verschiedenen Mate-
 rien und in den Anmerkungen über einzelne Stücke
 eigen ist, und zu dem Neuen und Nützlichen gehört,
 davon er gemuthmasset, daß es sich noch sagen
 ließe.

Die Anzahl der Vorlesungen beläuft sich auf
 zwey und zwanzig. In der ersten wird von
 der Vortreflichkeit der Beredsamkeit und den Hin-
 dernissen und Schwierigkeiten derselben gehandelt.
 In der andern wird eine kurze Geschichte ihres
 Ursprungs und ihres Wachstums unter den Alten
 geliefert. Die dritte und vierte enthalten eine
 kritische Nachricht von den ältesten Anweisungen
 zu derselben, die noch bis auf unsere Zeiten erhal-
 ten worden. Die fünfte und sechste eine Ge-
 schichte der Beredsamkeit in den neuern Zeiten.
 Die Betrachtungen, die hier angestellt werden,
 geben dem Verfasser Gelegenheit in der siebenten
 von der Nachahmung zu reden. Hierauf wird
 die

4 Band die Natur der Beredsamkeit näher untersucht, und
 3 St. in der achten und neunten gezeigt, in wie fern
 sie mit der Vernunft zu thun hat; in der zehnten
 und elften, in wie ferne sie mit den Leidenschaften
 sich beschäftigt: in der zwölften und denen
 folgenden bis zur achtzehnten wie sie ihre Herr-
 schaft über die äußerlichen Sinnen beweiset: wo-
 bey wiederum weitläufig von der Schreibart,
 von den Schönheiten der Zusammensetzung und
 den Figuren der Rede gehandelt wird. Endlich
 wird in den vier letzten Vorlesungen von den vor-
 hergehenden die Anwendung insbesondre auf die
 geistliche Beredsamkeit gemacht, und das was ihr
 vor andern Arten der Beredsamkeit eigen ist, theils
 durch Regeln, theils durch Beyspiele bestimmt.
 Wir wollen nunmehr das merkwürdigste aus dem
 größten Theil dieser Vorlesungen nach der Reihe
 unsern Lesern mittheilen.

In der ersten Vorlesung wird unter andern
 von dem, was die Franzosen *Genie* und *Appli-
 cation* nennen, weitläufig geredet, und gezeigt,
 wie beydes zur Beredsamkeit nothwendig erfordert
 werde; und jenes den Redner schaffe, dieses ihn
 mehr ausbilde. Eine lange Anmerkung, die der
 Verfasser bepläufig über das Wort *Geschmack*,
 und seinen Einfluß in die Beredsamkeit macht, ist
 ihm ganz eigen und ganz neu. Er sagt nämlich,
 man häufe ohne Noth die Ausbrücke; wenn man
 nächst dem *Genie* und der *Application* noch viel
 von einem guten *Geschmack* als einem Hülfsmittel
 der

er Beredsamkeit rede. Man versteht sich, seiner ⁵ Band, Meinung nach, selbst nicht, wenn man die Natur ² St. desselben in ein besonderes feines Gefühl des Herzens setzt, da doch dieses Gefühl am Ende nichts anders als eine Handlung des Verstandes ist, die, wie alle andere, mit einem gewissen Vergnügen oder Misvergnügen verbunden ist. Er beruft sich deswegen auf die Lehrart der Alten, die die Sache selbst vorgetragen, ohne etwas von diesem Ausdruck zu wissen. Unsere Leser mögen selbst urtheilen, in wie weit der Verfasser Recht habe. Wenn wir es kurz sagen sollen, so scheint uns der Streit auf eine bloße Subtilität hinaus zu laufen. Jene Handlung des Verstandes und dieses Gefühl des Herzens folgen freylich so geschwind auf einander, daß wir sie nicht füglich von einander unterscheiden können. Und in so weit geben wir dem Herrn Lawson Recht. Aber eigentlich bleibt doch allezeit der Unterscheid zwischen beiden, welcher sich zwischen einer jeden Wirkung und ihren Folgen findet, und in so weit scheinen uns diejenigen ganz ordentlich zu gehen, die für beyde Dinge besondere Namen erfunden haben, und jene Handlung das Genie, dieses Gefühl aber den Geschmack nennen.

In der andern Vorlesung von dem Ursprunge und Wachstume der Beredsamkeit unter den Griechen und Römern wird wahrscheinlich gemacht, daß unter den Griechen noch vor den Zeiten des Homers, die Kunst zu reden einen gewissen Grad

5 **Band** des Vollkommenheit erlangt, und daß man dem
 3 **St** Pausanias trauen könne, wenn er vorgebt, daß
 die erste öffentliche Schule der Beredsamkeit unter
 der Regierung des Theseus aufgerichtet worden sey.
 Athen wird als der Hauptsitz derselben in den fol-
 genden Zeiten gepriesen, und gezeigt, wie sehr sich
 alles zu ihrer Aufnahme an diesem Orte vereinigte;
 die Denkungsart des Volks, die Regierungsform
 und endlich die Gesetze selbst. Uebrigens wird dem
 Griechen der Vorzug in derselben vor den Römern
 bengelegt. „Wenn man auch annehmen will, sagt
 „der Verfasser, daß beyde Nationen in Ansehung
 „des Genie einander gleich gewesen wären, woran
 „man doch noch zweifeln könnte, so würde doch
 „allezeit der Vorzug auf der Seite der Athenien-
 „ser bleiben, einmal, weil man in Rom erst an-
 „fieng die Beredsamkeit zu studiren, da die Zei-
 „ten der Tugend und der Freyheit, als in welchen
 „jene am besten fortkommt, beynahе ihr Ende er-
 „reicht hatten; zweytens, weil man sich in Athen
 „eine weit längere Zeit darauf gelegt als in Rom,
 „und endlich weil die Sprache der Griechen einer
 „wahren Beredsamkeit weit angenehmer ist als die
 „Sprache der Lateiner, und der Redner sich in je-
 „ner weit mannichfaltiger und nachdrücklicher aus-
 „drücken kann, als in dieser.“ Der erste und letzte
 Grund beweisen allerdings viel. Aber weit we-
 niger beweisend scheint uns der zweyte zu seyn.
 Wenigstens folgt aus demselben weiter nichts, als
 so viel, daß die Beredsamkeit unter den Römern
 nicht

cht so lange als unter den Griechen geblühet. ^{3^{ter} Band}
 Welche aber unter beyden ihrer innern Natur und ^{3^{ter} St.}
 Beschaffenheit wegen den Vorzug verdiene, dieses
 irste wohl schwerlich daraus geschlossen werden
 innen.

Der Inhalt der dritten Vorlesung gehört mit
 demjenigen, was man in den übrigen Anwei-
 sungen zur Beredsamkeit als etwas ganz unnöthi-
 ges übergeht oder doch nur obenhin berührt. Herr
 Rawson redet darinnen von den beyden größten Leh-
 rern der Beredsamkeit, dem Aristoteles unter den
 Griechen, und dem Cicero unter den Lateinern.
 Das Urtheil, das er von beyden fällt und die Ver-
 gleichung, die er zwischen beyden anstellt, ist eines
 so richtig als das andre, und beydes zeigt uns ihn
 als einen Mann, der beyde mehr als einmal durch-
 gelesen. Nachdem er den Plan, den sich Aristote-
 les bey seinem Unterricht gemacht, kurz erzählt,
 und das zweyte Buch seiner Rhetorik als das vor-
 züglichste angepriesen, so giebt er einige Regeln,
 um seine Schüler in den Stand zu setzen, ihn mit
 desto größerm Vortheil zu lesen. Er schrieb be-
 sonders für seine Zeiten, und man muß daher auch
 nicht mehr von ihm fodern, als er zu leisten sich vor-
 gesetzt hatte. Man muß ihn daher auch allezeit
 mit einer gewissen Rücksicht auf die Sitten und Ge-
 wohnheiten seiner Zeiten lesen. Dieses ist die letzte
 Regel. Die erste, die ohnstreitig die wichtigste
 ist, ist diese: wenn er oft alle Zierrathen und Er-
 regun-

Band regungen der Leidenschaften zu vermeiden scheint,
3 St. um nur auf die Ueberzeugung des Verstandes bey
 einem Redner zu dringen, so muß man nicht glauben, als ob er jene gänzlich verbannt wissen wollen. Er wollte nur ihren Misbrauch tadeln, der dazumal fast allgemein geworden war, und von dem auch die besten Redner, als Lysias, der das Gefünstelte zu sehr liebt, und Aeschines, der oft nur auf die Erregung der Leidenschaften gieng, nicht frey waren. Uebrigens werden die Bücher des Aristoteles von der Rhetorik als das vollkommenste Muster einer genauen logicalischen Ordnung und eines kurzen und doch deutlichen Vortrags angepriesen.

Von den drey Büchern des Cicero de oratore fällt der Verfasser das allgemeine Urtheil, daß sie zu weitläufig gerathen, ob gleich diese Weitläufigkeit keinen Ekel erzeuge, weil das ganze Werk in Form einer Unterredung abgefaßt worden, und daher den Leser auf eine angenehme Weise unterhalte. Das letzte Buch von der Schreibart wird den übrigen vorgezogen. Ein Redner, der alle andre, was den äußerlichen Schmuck der Rede anbelangt, so sehr übertrifft, mußte natürlicher Weise auch alle andre in dem Unterrichte desselben übertreffen.

Bei der Vergleichung, die Herr Lawson am Ende zwischen beiden anstellt, ist er sehr geneigt, dem Aristoteles den Vorzug zu lassen: „Aristoteles

alles, sind seine Worte, redet als ein tiefdenkender Mann, als ein Mann von feinem und durchdringendem Verstande: Cicero, als ein Mann von Geschäften, der durch Umgang und Unterhandlungen mit den Großen seinen Verstand ausgebildet; als ein Mann von einem weitläufigen, sanftmüthigen und zierlichen Verstande. Jener ist gründlich, ernsthaft und kurz. Dieser beredt, leicht und weitläufig. Jener beschäftigt ganz allein den Verstand, Dieser ruft die Einbildungskraft zu Hülfe. . . . Jener hält sich niemals bey einem Gedanken allzulang auf: Dieser führt einen jeden Gedanken mit der größten Genauigkeit aus. . . . So wie Cicero, wenn er als ein Philosoph schreibt: . . . den Redner allenthalben, durch das Leben das er der trockensten Materie giebt, merken läßt, so zeigt Aristoteles, indem er von der Redekunst handelt, allenthalben den Philosophen, u. s. w.

Die vierte Vorlesung ist wiederum ihrem Inhalte nach ganz neu, Herr Lawson bereichert seine Zuhörer in derselben mit einem Meisterstück aus dem Alterthume, in welchem man durchgehends Züge eines großen Genie wahrnimmt. Er hat es eben an diesem Orte eingeschoben, weil es in einer gewissen Verbindung mit der vorhabenden Materie steht. Es ist eine Erfindung eines unbekanntem Scribenten, von dem er gewisser-
histe-

5. Band
 3. St.

historischen Anspielungen halber glaubt, daß er in dem siebenten Jahrhunderte müsse gelebt haben. Die Urschrift selbst ist griechisch, der Titel ist: Der Tempel oder Pallast der Beredsamkeit: eine Erscheinung. Der Verfasser hat ganz erzehlet und nur dasjenige weggelassen, was ohne Schaden wegbleiben können. Die ganze Erfindung ist diese: „Der Dichter geht eines Tages in den großen Vorhof des Tempels der Minerva spaziren, und indem er auf die Stadt Athen herabsieht, so nöthiget ihn diese Aussicht, über den Verfall der Künste und Wissenschaften in derselben zu seuzen. Mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt und ganz von denselben hingerissen, erscheint ihm Mercur, und entdeckt ihm die Ursachen dieses Verfalls. Er befiehet ihm darauf in die Höhe zu sehen. Hier wird er zu seinem grösssten Erstaunen einen hohen Berg gewahr, auf dessen Gipffel ein prächtiges Gebäude lag. Der Fuß dieses Berges war mit einem dicken Gehölze umgeben, durch welchen Fußsteige liefen, auf denen eine Menge Volks wandelte. Mercur unterrichtet ihn sogleich, dieses sey der Pallast der Beredsamkeit, der Tochter der Freyheit. Diejenigen, die in den niedrigen Gründen hin und her wandelten, wären Leute, die alle sich mit der Hoffnung schmeichelten, mit leichter Mühe in diesen Tempel zu kommen, die deswegen am Fuße des Berges auf Pfaden wandelten, auf welchen sie endlich

endlich zu schanden würden. Mercur nimmt's Hand
 hierauf den Dichter bey der Hand, und führet ^{St.}
 ihn mit sich auf den äuffersten Gipffel, bis zu
 dem Tempel selbst. Bey dem Eingange der
 Haupt-Strasse, die zu demselben führte, war ein
 großes Thor: der Hüter desselben ein alter ehr-
 würdiger ernsthafter und tiessinniger Mann.
 Mercur nannte ihn Genius. Die Strasse
 selbst war nach den Bericht des Mercur in den
 ältesten Zeiten durch den anhaltenden Fleiß der
 größten Männer gebahnt worden. Nun folgt
 die Beschreibung des Tempels selbst. Gleich
 bey dem Eingange war ein Zimmer, in welchem
 die Gemälde der berühmtesten Poeten aufgestellt
 waren. In einem nächsten die Gemälde der be-
 rühmtesten Geschichtschreiber. In einem dritten die
 Statuen der vortrefflichsten Redner. Unter
 diesen bemerkte der Dichter vorzüglich den Pe-
 tricles und Phocion den jüngern Gracchus
 und Julius Cäsar. Vor dem innersten des
 Tempels stand Quintilian, der niemanden, ob-
 ne vorhergegangene Untersuchung seiner Fähig-
 keiten, den Eingang in dasselbe verstattete. Um
 sich diese Untersuchung zu erleichtern, bediente
 er sich einer andern Person, die nicht weit
 von ihm stand, und die Mercur den Weisen
 von Stagira nannte. Dieser, fuhr er fort,
 verlangt von seinen Schülern hauptsächlich
 Fleiß und Stillschweigen. Am Ende dieser
 Unterredung führte Mercur den Dichter in die
 „Mitte

5. Band „Mitte des Tempels. Hier saß die Göttin
 „einen Thron dichten Goldes. Hinter ihr stand
 „der Genius von Athen. An der andern Sei-
 „te, gegen die linke Hand des Throns der Ge-
 „nius von Rom. Auf der Treppe des Throns
 „saß die Betrachtung. Neben ihr stand die
 „Ueberredung. Unter dieser war den Leiden-
 „schaften nach der Reihe ihr Platz angewiesen.
 „Vor der Göttin war ein Buch aufgeschlagen,
 „auf welches sie mit unverwandten Augen sahe.
 Dieses nannte Mercur das Buch der Natur.
 In ihrer Hand hielt sie einen Brennspiegel, die
 alle Arbeiten, die man ihr überbrachte, und wel-
 che die Probe nicht hielten, wurden zu Asche ver-
 brannt. Wenn auch nicht alles verbrannte, so
 wurde doch wenigstens nichts übrig gelassen, als
 was rein und unverfälscht war. Bey dieser Ge-
 legenheit fängt Mercur an, dem Dichter die gan-
 ze Ceremonie in der Einführung eines neuen Lieb-
 hers zu beschreiben. Longin hält eine lange
 Rede, die, wie Herr Lawson versichert, ein tref-
 fer Auszug aus seinem bekannten Buche von dem
 Erhabenen ist. Indem der Dichter diese Rede
 anhört, und Mercur ihn eine Zeitlang verläßt,
 wird er auf einmal in einen andern Tempel ver-
 setzt, wo alles ganz anders aussieht, und wo die
 Göttin und ihre Bedienten von lauter kindische-
 n Rerrathen und lächerlichen Puz umgeben sind,
 so wie der ganze Ort von lauter nichts bedeutenden
 Auszierungen voll ist. Mercur, der wieder
 kommt

ommt, sagt ihm, daß dieses der Pallast der falschen Beredsamkeit sey, und giebt ihm alsdenn noch einige der Sache gemäße Erinnerungen. Kurz, das ganze Stück ist voll feiner Erfindung, voll Wahrheit und tiefer Einsicht in das Wahre der Beredsamkeit. Mit demselben endiget sich die vierte Vorlesung. Wir bedauern, daß wir hier abbrechen müssen, wir werden aber unsern Lesern das übrige nicht schuldig bleiben, und diesen Auszug in dem nächsten Stücke fortsetzen.

5 Band
3 Et.

IX.

Leben des Franz Bacon, Lord Großkanzlers von England. *)

Die alten Egypter hatten ein Gesetz, welches verordnete, daß die Handlungen und Character ihrer Todten vor gewissen Richtern untersucht werden sollten, um bestimmen zu können, was man ihrem Andenken schuldig sey. Die höchsten Würden, die ungemeinsten Fähigkeiten konnten ihre Besizer von diesem letzten und unparteyischen Gerichte nicht befreien. Für wohlgeartete Gemüther war dieses ein mächtiger Antrieb zur Ausübung der Tugend; und die Nachlofsten wurden dadurch in dem Lauf des Lasters zurück gehalten. Ein jeder, der die Lebensbeschreibung einer Person, deren Andenken auf die Nachwelt zu kommen verdienet, unternimmt, sollte dieses Gesetz so ansehen, als ob es ihm gegeben worden wäre. Er muß die Gebrechen sowohl als die guten Eigenschaften, die Mängel sowohl als die Vollkommenheiten der Todten bemerken, in der großen Absicht, die Lebenden zu warnen und zu bessern. Aus dieser Ursache werde ich mich zwar, als ein Schriftsteller, bey dem glänzenden Theile des Characters des Lords Bacon mit Vergnügen verweilen; aber ich werde, als ein Mensch, seine Fehler weder zu verbergen noch

*) Aus den Wercken des Mallet überfetzt.

ch zu bemänteln suchen. Es ist der Welt dar- ⁵ Band
 gelegen mit beyden bekannt zu werden. ³ St.

Sir Nicolaus Bacon war der erste Lord
 Siegelbewahrer, der alle Würde und alle Ge-
 alt eines Großkanzlers hatte. Er bekleidete
 dieses hohe Amt unter der Königin Elisabeth bey
 nahe zwanzig Jahr. Er war ein Minister von
 einer gemeinen Gelehrsamkeit, und er besas eine
 vorzügliche Klugheit und Rechtschaffenheit. Er
 diente seinem Vaterlande mit dem Eifer eines red-
 lichen Mannes, und die ganze Zeit seines Glückes
 behielt er die Mäßigung und Leutseligkeit bey,
 die einen großen Mann so sehr pfleren. Seine
 zweite Gemahlinn war eine Tochter des Sir An-
 ton Cooke, welcher Eduards des sechsten Lehr-
 meister gewesen war, und dessen Geschicklichkeit
 in den gelehrten Sprachen von den Geschicht-
 schreibern mit so vielem Ruhme erwähnt wird.
 Sie haben auch nicht vergessen, dieses Frauen-
 zimmer, aus eben dieser Ursache zu rühmen.
 Selbst ein Feind *) legt ein Zeugniß davon ab,
 indem er ihr einen Vorwurf darüber macht, daß
 sie Bischof Jewels Apologie für die Kirche von
 England, aus dem Lateinischen übersetzt habe.

Dieses waren die Aeltern unsers Franz Ba-
 con. Von den beyden Söhnen, die in dieser
 Ehe erzeugt wurden, war er der jüngste, und
 wurde den 22. Jänner 1561 geboren. Wie er
 das

*) Parsons der Jesuit.

³St. **W**as das Glück hatte, zu einer Zeit in die Welt zu kommen, da die Künste und Wissenschaften von den Großen und Mächtigen fast in eben dem Grade geachtet und befördert wurden, als sie jetzt vernachlässigt werden: also brachte er für eine jede Art von Wissenschaften, die zum Nutzen oder zum Vergnügen gereicht, eine ungemeine Fähigkeit mit. Sein Genie war zu groß, als daß er bloß mit dunkeln Begriffen von demjenigen, was man vor ihm angenommen und gelehrt hatte, sich hätte begnügen sollen; sondern er wollte, in dem Reiche der Gelehrsamkeit, seinem eignen und dem folgenden Zeitalter Gesetze vorschreiben.

Er gab frühzeitige Beweise von seinen ungemeynen und glücklichen Fähigkeiten, die weit über seine Jahre waren. Man sagt, die Königin Elisabeth habe ein besonderes Vergnügen daran gefunden, ihm gewisse Fragen aufzugeben, und sie sey von seinem Verstande und männlichen Antworten so sehr zufrieden gewesen, daß sie ihm in Scherz ihren jungen Lord Siegelbewahrer zu nennen pflegte. Eine Antwort von ihm verdient hier bemerkt zu werden. Die Königin fragte ihn, als er noch ein Knabe war, nach seinem Alter; und er antwortete sogleich, daß er gerade zwey Jahre jünger sey, als ihre glückliche Regierung.

Von seiner Erziehung sind keine besondern Umstände bekant, bis er unter der Aufsicht des D. Whitgift, nachherigen Erzbischofs von Canterbury

bury auf die Universität zu Cambridge gieng, ^{5 Band}
 und in seinem zwölften Jahre in dem Dreyeinlg. ^{3 St.}
 Collegio aufgenommen wurde. Er brachte es
 kurzer Zeit in den Wissenschaften sehr weit;
 und er hatte schon vor seinem sechzehnten Jahre
 den ganzen damals gewöhnlichen Lauf der freyen
 Künste vollendet. Noch mehr ist es aber zu
 verwundern, daß er schon in diesen jungen Jah-
 ren das Leere und Unnütze der damaligen Philo-
 sophie, und die Nothwendigkeit einsah, eine
 neue Art Känntniß auf einen bessern Grund zu
 gründen, als in einer Reihe verschiedener Jahrhun-
 derte geschehen war. Hierinnen mußte ihm sein
 großes Genie, das von einer ungemeinen Urtheils-
 kraft unterstützt wurde, zum einzigen Führer
 dienen. Denn in der Vernunftlehre wurde da-
 mals das Ansehen des Aristoteles in den Schulen
 für unfehlbar gehalten, so wie man überall in
 Religionsfachen die Unfehlbarkeit des Papstes
 annahm. Unser Bacon muß billig der erste große
 Wiederhersteller der Philosophie genennet werden.
 Er hatte mit den Vorurtheilen, mit der weitläuf-
 tigen und unnützen Belesenheit, ja mit der Eitel-
 keit vieler Gelehrten, die bey ihren Meinungen
 grau geworden waren, zu strecken; aber er er-
 lebte eine ansehnliche Veränderung. Ein anderes
 Zeitalter brachte die Gelehrten aller Nationen
 auf seine Seite.

Es ist billig zu verwundern, daß der Lord
 Siegelbewahrer, ein Minister, der ein Kenner der
 Menschen und ein Herr von Einsicht war, seinen
 Sohn

5 Band Sohn in dem sechzehnten Jahre seines Alters auf
 3 Et. Reisen gehen lies: denn aus einem Briefe des
 Sir Amias Powlet, des damaligen Gesandten
 in Frankreich, erhellet, daß der junge Bacon im
 Jahr 1577 bey ihm zu Paris war. Wir dürfen
 nur ein wenig um uns herumsehen, um überzeugt
 zu werden, wie wenig unsre vornehmen Jüng-
 linge, die in diesem Jahre fremde Länder besu-
 chen, an Geschmack, Weisheit und Sitten zu-
 zunehmen pflegen. Aber vielleicht entdeckte er in
 seinem Sohne reifere Einsichten, und mehr Vor-
 sichtigkeit, als bey einem so zarten Alter gemein-
 lich angetroffen wird. Dem sey wie ihm wolle;
 der Gesandte faßte eine sehr vortheilhafte Mei-
 nung von Bacon; denn er sendete ihn an die Kö-
 nigin mit einem Auftrage, der Verschwiegenheit
 und Geschwindigkeit erforderte. Bacon befolgte
 diesen Auftrag mit Beyfall, und er kehrte als-
 denn zurück, um seine Reisen zu vollenden.
 Der ihm angebohrne Hang nachzudenken und zu
 forschen, verstattete ihm nicht, sich bey der Er-
 lernung der Sprachen lange zu verweilen, son-
 dern er veranlasse ihn vielmehr, die Gewohnheit
 und Sitten derjenigen, die diese Sprachen rede-
 ten, zu bemerken, und die Character ihrer Für-
 sten, nebst ihren verschiedenen Regierungsarten
 wahrzunehmen. Einen Beweis hiervon giebt ein
 Aufsatz ab, der sich noch ist unter seinen Werken
 befindet, und Anmerkungen über den allgemey-
 nen Zustand von Europa enthält. Er hat ihn

itz nach dieser Zeit geschrieben, wie man aus ^{Band} dem darinnen erwähnten Umstande *) wahr- ³ ^{St.} nehmen kan.

Er war der jüngste Sohn, und es scheint, daß er der Liebling seines Vaters gewesen, welcher in seiner Abwesenheit eine ansehnliche Summe Geldes zurückgelegt hatte, um ihm Güter zu kaufen. Aber ehe diese gütige Absicht zur Erfüllung gebracht werden konnte, starb der Lord Siegelbewahrer durch nachfolgenden Zufall plötzlich. Er war unter den Händen seines Barbiers, und weil das Wetter sehr heis war: so befahl er, daß ein Fenster, ihm gegen über, aufgemacht werden sollte. Da er sehr stark war: so fiel er, indem die kühle Luft auf ihn wehete, in einen tiefen Schlaf; und er besand sich sehr übel, als er wieder erwachte. Warum, sagte er zu seinem Bedienten, warum lasset ihr mich so in der Luft schlafen? Der Bediente antwortete, er hätte es nicht wagen wollen, ihn zu stören. Durch eure Höflichkeit werde ich also mein Leben verlieren, versetzte der Lord Siegelbewahrer. Er wurde hierauf in sein Schlafzimmer gebracht, wo er wenige Tage hernach starb. Es blieb auf diese Art seinem jüngsten Sohne nur der geringe Antheil von einer

F 3

*) Er sagt, daß Heinrich der III. von Frankreich damals dreysig Jahr alt gewesen. Dieser König trat die Regierung an im Jahr 1574. im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters. Bacon war also damals neunzehn Jahr alt.

Band ner Summe übrig, die unter fünf Brüder vertheilt wurde.

Seine geringen Vermögensumstände nöthigten ihn, auf ein Mittel zu seiner Unterhaltung zu denken, und er widmete sich, mehr aus Nothwendigkeit als aus Wahl, der Erlernung der Rechte. In dieser Absicht nahm er eine Stelle in der Gesellschaft von Gran's Inn, wo seine vorzüglichen Talente ihn zur Zierde des Hauses machten, so wie sein sanftes und liebreiches Betragen ihm die Zuneigung aller Mitglieder erwarben. Er erlangte in seiner Wissenschaft einen so großen Ruhm, daß er im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, von der Königin Elisabeth zu ihrem außerordentlichen Advocaten ernannt wurde; ein Vorzug, den ihm nicht die Verdienste seines Vaters verschafften. Es war indessen unmöglich, daß ein so vortreffliches Genie, das geboren war, den ganzen Umfang der Wissenschaften zu durchlaufen, seine Untersuchungen auf das geringe und verworrene Studium der in ähnlichen Fällen gesprochener Urtheile und den Autoritäten einschränken sollte: ein Studium, das mit Dornhecken umwachsen ist; das, seinem Ursprunge nach, dunkel und barbarisch ist, und das, je weiter es fortgeht, durch die gelehrte Dummheit der Commentatoren und Compiler immer dunkler wird, der Männer, welche meistens von unermüdetem Fleiße sind, und von Geist und Einsicht nicht den mindesten Antheil besitzen.

Wir

Wir finden, daß unser Bacon seinen Gedan⁵ Band
 en freyen Lauf lies; er übersah das ganze Ge³ St.
 riete der Wissenschaften, bemerkte die Mängel
 derselben, und dachte auf Mittel, ihnen abzuhel-
 fen. Er versuchte dieses zuerst in einer Abhand-
 lung, welche den Titel führet: *the greatest birth*
of time, welches aus einem, an den Pater Ful-
 ventio, den Venetianer, geschriebenen Briefe er-
 hellet, worinnen er eine Art von Critik über den
 prächtigen und schwülstigen Titel dieser Abhand-
 lung macht. Die Schrift selbst ist verlohren ge-
 gangen; es scheint aber, daß dieselbe in den ersten
 Zügen des erstaunlichen Vorhabens bestanden habe,
 welches er nachhero ausführte, und in seiner groß-
 en Wiederherstellung der Wissenschaften,
 zur Vollkommenheit brachte. Da keine angeneh-
 mern und vielleicht keine nützlichere Beschäftigung
 seyn kann, als wenn man die Geschichte der mensch-
 lichen Seele in ihrer Fortschreitung von Wahrheit
 zu Wahrheit, und von Entdeckung zu Entdeckung
 aufzeichnet: so würde es Kennern sonder Zweifel
 ein großes Vergnügen gewähren, wenn sie in der
 erwähnten Abhandlung bemerken könnten, durch
 was für Schritte und Stufen ein Geist, wie Ba-
 cons, bey der Errichtung seiner neuen und allge-
 meinen Theorie fortgegangen. Er glaubt, daß er
 zum Nutzen des menschlichen Geschlechts gebohren
 sey: und in dem oben angeführten Briefe nennet
 er sich den Diener der Nachkommenschaft.

So gering und unzureichend diese Nachrichten,
 die den ersten Theil von dem Leben unsers Ver-

5 Band
 3 St. **Verfassers** ausmachen, zu seyn scheinen mögen; so
 man sie doch unter dem Schutte verschiedner
 Sammlungen hervor suchen müssen, wo sie ohne
 Ordnung und Zusammenhang verborgen lagen.

Aber wir wollen unsern Bacon nicht länger als
 einen bloßen Philosophen betrachten, als einen
 tiefdenkenden Mann, der, im Schatten der Abge-
 zogenheit und der Muse, nur mit Büchern und
 mit seinen eignen Gedanken Umgang pflog. Sein
 Glück brachte ihn auf das große Theater der Welt,
 verwickelte ihn in Geschäfte, und verband ihn mit
 den angesehensten Männern seiner Zeit. Er wurde
 von einer fürstlichen Person geehret; und unter ei-
 ner andern gusserordentlich vorgezogen. Es wird
 also nöthig seyn, daß wir, um dieser Geschichte
 ihren gehörigen Umfang und Nutzen zu geben,
 einen allgemeinen Abris von den zwey Regierungen,
 unter welchen Bacon stieg und fiel, wenigstens in
 ihren vornehmsten Gesichtspuncten, zu machen.
 Die Characters derjenigen, mit welchen er in ei-
 niger Verbindung stand, werden den sehnigen er-
 klären, und ihn in seinem ächten und vollem Lichte
 zeigen.

Es ist noch eine andere Ursache vorhanden, diese
 Nachrichten über die gewöhnlichen Gränzen zu er-
 weitern. Unsers Verfassers Briefe, wenigstens
 viele derselben, sind bey öffentlichen Gelegenheiten
 geschrieben, und können für die sichersten Beweis-
 thümer verschiedener merkwürdiger Vorfällenhei-
 ten angesehen werden, bey welchen er selbst eine
 Rolle

olle spielte, und also mit den geheimen Bewe- ^{5 Band}
 mungsgründen, nach den die übrigen handelten, ^{3 Et.}
 wohl bekannt seyn mußte. Aber da diese Um-
 stände nur obenhin berührt, oder nur, in so weit
 zu dem Endzweck seines Briefes dienen, entde-
 cket werden; so wird es nöthig seyn sie ausführlich
 aus einander zu setzen, und jedem den gehörigen
 Platz anzuweisen.

Elisabeth besas mehr Verstand und richtigere
 Einsichten, als man gemeinlich bey Frauenzim-
 mern anzutreffen pflegt; und sie besas zugleich eine
 Größe der Seele und eine Standhaftigkeit in ih-
 ren Entschlüssen, die der würdigsten Person des
 männlichen Geschlechts Ehre gemacht haben würde.
 Diese ihre natürlichen Eigenschaften wurden, ob-
 gleich auf eine harte Art, durch die Gefahren, wel-
 che sie in dem ersten Theile ihres Lebens ausge-
 setzt war, ungemein erhöht. Die strenge Ge-
 nüchsamkeit ihres Vaters, und die eifersüchtige Grau-
 samkeit ihrer Schwester, hatten verursacht, daß
 sie in einer genauen Aufmerksamkeit auf ihre Hand-
 lungen; und selbst auf ihre Geberden und Worte
 aufgewachsen war. Ein kurzer aber ein merk-
 würdiger Zeitpunkt, da England, unter einer
 weiblichen Regierung, eben so viele Beispiele einer
 unerbittlichen Wuth, eben so viele schreckliche Auf-
 tritte sah, als ehemals die römische Welt, unter
 einem Nero und einem Domitian, mit Entsetzen
 gesehen hatte. Der Geist des Aberglaubens, wel-
 chem die Königin Maria ergeben war, zeigte sich
 in seiner völligen Blöße, und ein jeder, der den
 E 5 Glau-

5. Band
3. St. **Glaube**n, welchen er doch nicht haben konnte, nicht bekennen wollte, wurde durch Behülfe unheimlicher Priester und Inquisitoren, ins Verderben gestürzt, gepeinigt und hingerichtet. Wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, so hätten sie selbst die Elisabeth zum Tode verdammet; und sie entkam, auf eine wunderbare Weise; nicht durch die guten Gesinnungen, sondern durch die Politik Phillips, der selbst der grössste Tyrann der damaligen Zeiten war.

Als Elisabeth den Thron bestieg, fand sie ihre Einkünfte zum voraus hinweg genommen und erschöpft, ihr Königreich befand sich durch den schädlichen Aberglauben ihrer Vorfahrerin, in einer innerlichen Zerrüttung und Entkräftung, es war zu gleicher Zeit von keinen Bundsgenossen unterstützt, und stand auswärts in keiner Achtung. Ihre guten Einsichten liessen sie aus den Irrthümern ihres Vaters und ihrer Schwester leicht wahrnehmen, daß sie sich eine sichere Regierung versprechen dürfe, wenn sie sich das Vertrauen und die Liebe der Nation erwürbe: und daß sie zu dem Ende nur auf die Glückseligkeit und den Ruhm ihres Volks ihr Absehen richten müsse. Diesem politischen System, das an sich so leicht ist, so herrliche Folgen hat, und doch von Regenten so selten beobachtet wird, war sie, eine lange und siegreiche Regierung hindurch, beständig und fast immer auf dieselbe Art zugethan; und eben aus dieser Ursache war ihre Regierung siegreich.

Sie unternahm die Reformation der Religion, ⁵ Band und sie brachte dieselbe zu Stande, zu einer Zeit, ³ St. da ihre Macht noch unbefestiget war, und für sie von innerlichen Unruhen Gefahr zu besorgen stand. Denn Aenderungen in der Religion vermögen die ganze Einrichtung einer Gesellschaft zu zerrütten, und noch mehr, als die Aenderungen in der Regierungform, weil an den erstern jede einzelne Person einen unmittelbaren und innigen Antheil nimmt. Sie wusste, mit ungemeiner Geschicklichkeit, die Spaltungen in Schottland, in Frankreich und in den Niederlanden zu unterhalten; und sie hatte hierzu mehr Recht, als die Prinzen gemeiniglich zu haben pflegen, wenn sie ihren Nachbarn zu schaden suchen. Wenn die Regenten dieser Länder in nichts übereinkamen; so vereinigten sie sich doch in einer gemeinschaftlichen Feindschaft gegen Elisabeth, selbst zu einer Zeit, da sie ihren Anforderungen, ihren Verschwörungen, ihren offenbaren Anfällen nichts entgegen zu setzen hatte, als ihren eignen Muth und die natürliche Stärke von England allein. Doch, durch die Beförderung der Reformation in Schottland; durch die Unterstützung der Protestanten in Frankreich; durch die weisen und wohl angebrachten Subsidiën, die sie den Holländern schickte, welche für ihr Leben und für ihre Freyheit gegen einen unerbittlichen Tyrannen zu kämpfen hatten; durch dieses Verhalten, welches sie standhaft beobachtete, siegte sie über alle ihr entgegenstehende Hindernisse, und machte sich zur Schiedsrichterin von Europa. Denn
man

5 ^{St.} ~~St.~~ man kan behaupten, daß ihre Regierung einen größern Eindruck auf alle sie umgebende Staaten machte, als dieselbe von irgend einem empfing; ein deutlicher Beweis von ihrer Festigkeit und Lebhaftigkeit.

Als sie zum Throne gelangte, fand sie vier Millionen Nationalschulden, eine Summe, die damals fast unglaublich war; und doch setzte sie sich durch ihre gute Deconomie in den Stand, diese Schulden abzustossen. Die Münze, welche unter Heinrich VIII. sehr verringert, und unter Maria ganz und gar vernachlässigt worden war, wurde von ihr bald wieder auf den gehörigen Fuß gesetzt, und mit derselben wurde der öffentliche Credit wieder hergestellt. Sie sorgte, daß ihre Magazine mit Waffen, Ammunition und Kriegsbedürfnissen von aller Art, angefüllt wurden, und sie befahl, daß die Jugend in ganz England in kriegerischen Uebungen erzogen werden mußte. Ihr Seewesen war in Verfall gerathen, und lag fast ganz verabsäumet. Sie arbeitete an dessen Wiederherstellung mit einer Aufmerksamkeit, die auf diese große Stütze dieses Königreichs, von einem Regenten, der einsieht, worinnen seine eigne Stärke, und die Stärke seiner Staaten bestehet, gewendet zu werden verdienet. Ihre Flotte war zuletzt der großen Seemacht von Spanien gleich; dieser Seemacht, die für unüberwindlich gepriesen wurde, und in welcher in der That die ganze Macht ihres unüberwindlichsten Feindes bestand. Ihr Sieg über dieselbe, der so vollkommen als ruhmvoll war, gab
England

England Sicherheit und Ansehen: und, die Par.⁵ ^{Band} ^{St.}
 heyligkeit der auswärtigen Schriftsteller mag noch
 o sehr das Gegentheil behaupten, Elisabeth war
 dieses Glück ihrem eigenen heldenmüthigen Betra-
 gen und der unnachahmlichen Tapferkeit ihrer Un-
 terthanen schuldig.

Sie hat zuerst unter Englands Regenten, das
 einzige sichere Mittel, England gros und mächtig
 zu machen, auf eine wirksame Art angewendet,
 indem sie die englische Handlung empor brachte,
 und ausbreitete, welche, unter ihrem Schutze, sehr
 hoch stieg, und sich bis in Norden und in beyde
 Indien erstreckte. Mit einem Worte, sie verhielt
 sich überall so wohl, sie war in allen ihren Unter-
 nehmungen so glücklich, daß ihre Bundsgenossen
 auf ihren Beystand und ihre Treue das stärkste
 Vertrauen setzten, und daß ihre Feinde ihre Macht
 fürchteten, und wider ihren Willen ihr kluges
 Verhalten zu bewundern genöthiget würden. Der
 Beyfall derjenigen, welche Ursache zu haben glau-
 ben, uns zu hassen, und uns zu schaden, ist das
 aufrichtigste und edelste Lob. Ihre Deconomie
 war vortrefflich. Zur Bequemlichkeit ihres Volks
 gieng sie mit öffentlichen Geldern sparsam um;
 und sie wendete sie, bey vorkommenden Gelegenheiten
 zur Sicherheit und Ehre ihrer Unterthanen an.
 Die Unternehmungen der Regierung waren nie-
 mals größer; die Auflagen waren nie geringer.
 Dieses giebt uns den grösssten Begriff von ihren
 Ministern, und setzt überhaupt ihre Character über
 alle Vorwürfe hinaus.

5 Band Vom Nicolaus Bacon, dem Vater unsers Ver-
 2 St. fassers, haben wir schon geredet; wir haben hier
 nur noch hinzuzusetzen, daß er niemals einen höh-
 ern Rang begehrte, als er mit an den Hof brachte.
 Eben so gros war seine Mässigung in allen übrige-
 n Betrachtungen. Als ihn die Königin auf
 seinem Siege in Hertfordshire besuchte, so sagte sie
 im Scherz zu ihm, daß sein Haus zu klein für
 ihn sey. Nein, antwortete er; aber Ihre Maje-
 stät haben mich zu gros für mein Haus gemacht.

Walsingham war, als eine Privatperson be-
 trachtet, von einer untadelhaften Redlichkeit. Als
 Minister besas er einen ungemeinen Wis, Nach-
 richten auszukundschaften, die er alsdenn mit
 grosser Geschicklichkeit zu den Absichten der Regie-
 rung anzuwenden wußte. Er widmete sich dem
 Dienste seines Vaterlandes mit einer so edelmüthi-
 gen Hindansetzung seines Eigennuzes, daß man
 ihm eine so grosse Verachtung des Reichthums zu-
 schrieb; die man selbst in den besten Zeiten des Al-
 terthums tief verehret hätte; die aber in unsern
 Tagen beynabe für Thorheit oder Wahnsinn gehalten
 werden würde.

Der Lord Groschaßmeister Burleigh wurde we-
 gen seiner vortreflichen Fähigkeiten als ein Staats-
 mann, für die erste Person seiner Zeiten angeesehen,
 und er wird als das Muster angepriesen, das seine
 Nachfolger in der Würde, vollkommen nachahmen
 sollten. Da er grosse natürliche Talente, und
 in Geschäften einen unermüdeten Eifer besas:
 so

) musste seine Erfahrung allgemein, und mit kei- ^{Band}
 er andern zu vergleichen seyn; denn er hatte bey ^{3 St.}
 nahe vierzig Jahre an der Spitze der Regierung
 gestanden. Er besaß besonders in einem hohen
 Grade die Unererschrockenheit, und den Muth, der
 einem großen Minister so nöthig ist, und ohne wel-
 chen nie ein Minister etwas unternehmen wird,
 was wahrhaftig edel, oder von einem dauerhaften
 Nutzen für das menschliche Geschlecht wäre. Er
 war seiner Königin mit einer unverletzlichen Ber-
 eithung ergeben, und er diente ihr mit eben so vie-
 ler Treue als gutem Erfolge. Er hatte das son-
 derbare Glück, das Wohl seines Vaterlandes durch
 eben die Künste, welche er zur Befriedigung der
 Neigung seiner Königin anwendete, zu befördern.

Der Ruhm dieser Königin wird einen neuen
 Glanz erhalten, wenn man den Zustand von Eng-
 land mit der damaligen Verfassung fast aller an-
 dern Nationen in Europa vergleicht. Die Eng-
 länder hatten, das nicht sehr gemeine günstige
 Schicksal, daß sie Ruhe und Glückseligkeit, lange
 Jahre hindurch, ununterbrochen genossen; da un-
 terdessen Schottland und Frankreich, Spanien und
 Holland von unaufhörlichen Spaltungen zerrütet
 wurden, und von den Wunden auswärtiger und
 einheimischer Kriege bluteten. Das Zeitalter der
 Elisabeth war das Zeitalter der Helden in den
 Waffen und in den Künsten. Es standen große
 Feldherren, geschickte Staatsleute und Schrift-
 steller vom ersten Range auf, und blüheten unter ih-
 rem

3^{tes} Band
 3^{tes} St.
 rem Schüße. So hatte Bacon alle Veranlassung
 zu einem edeln Ehrgeiz entflammt, und zu einer
 eifrigen Bestrebung nach Erkännnis und Ruhm
 muntert zu werden. Und in der That geben seine
 Briefe den deutlichsten Beweis, daß er so, wie
 er sich um Gelegenheit bemühet sein Glück zu ma-
 chen, nie eine Gelegenheit vorbeiließ, seine Seele
 zu bessern. *) Da der Lord Groschagmeister
 mit seiner Tante vermählet hatte; so finden wir
 daß er diesen Minister unablässig um eine Stelle
 anging, in welcher er dem Staate Dienste leisten
 könnte. Er bekennet auch, daß in diesem Stücke
 seine Absichten eben so gemäßigt, als sie in andern
 Betrachtungen ehrgeizig und ausgebreitet waren;
 denn er hatte die ganze Philosophie zu seiner Be-
 schäftigung gewählt. Der Groschagmeister
 wendete selbstwegen alle Mühe an, und verschaffte
 ihm, aller Hindernisse ungeachtet, die Stelle eines
 Berichtschreibers in der Sternkammer, ein Amt,
 das jährlich 1600 £. trug; aber er bekam damals
 nur die Anwartschaft, und erhielt das Amt selbst
 erst nach zwanzig Jahren. Er konnte auch in
 dieser ganzen Regierung zu keiner andern Beför-
 derung gelangen, obgleich sein einnehmendes We-
 sen, seine Beredsamkeit, seine weitläufige und
 gründliche Gelehrsamkeit ihm die Bewunderung
 der vornehmsten Personen am Hofe erwarb. Er
 wurde besonders vom Robert Devereux, dem be-
 rühmten und unglücklichen Graf von Essex hochge-
 schätzt

*) Bacon IV Band, 7 Brief.

äßet und unterstützet. Er hatte in seinen jün-^{sten} Jahren sich unter den Schuß des Grafens ^{St.} leben, und schmeichelte sich, durch das Ansehen, rinnen derselbe bey der Königin stand, seine nstände zu verbessern. Elisabeth selbst gab ihm verschiedene Merkmale von ihrer Achtung, sie lies oft vor sich kommen, und zog ihn so gar über r Zustand ihrer Angelegenheiten zu Rathe. Ihre inister bedienten sich zuwellen seiner Feder, ihre egierung zu rechtfertigen. Aber aller dieser vor- eilhaften Aussichten ungeachtet, erhielt er vom eser Königin keine Beförderung, die seinem erdiensten, oder der Einsicht, mit welcher sie re Gnadensbezeigungen auszutheilen pflegte, ge- ß gewesen wäre. Dieses verbiënet einige Er- urtherung, weil es uns die wahren Gesinnungen r Minister entdeckt, die, wenn sie Verdienste n andern wahrnehmen, auf dieselben eifersüchtig nd, weil sie selbst darauf Ansprüche machen

Der ganze Hof war damals in Factionen ge- eilet, von welchen eine von dem Grafen von esser, und die andere von den Cecilen, dem Vater nd Sohne, angeführt wurde. Esser war da- nals in der vollen Blüthe der Jugend, und die Anmuth seiner Person zog die Augen aller auf ihn. Er war herzlich, ruhmbe gierig, und gütig gegen en gemeinen Mann; und, was sehr ungewöhn- ich ist, er war der Liebling der Regentin und er Nation zugleich. Er trachtete nach der Ehre ines Helden; er war bis zur Verschwendung frey- gebig;

gebilget; seinen Feinden ganz ergeben, und unversöhnlich gegen seine Feinde; er besas selbst viel Wissenschaft, und war ein großer Wohlthäter gegen Gelehrte. Er hatte eine Eigenschaft, welche ihn außerordentlich von denjenigen unterscheidet, die von fürstlichen Personen geliebet werden; er nahm, als er in der Gnade der Königin stand, die Ermahnungen und Warnungen seiner Freunde willig an; und konnte selbst die Wahrheit vertragen. Aber es mangelten ihm dagegen die Künste, die einem Hofmanne so unentbehrlich sind; und sie sind in der That die einzigen Eigenschaften, wodurch sich der gemeine Haufe der Hofleute einen Werth zu geben weis; Vorsicht, Verschlagenheit, ein geheimnisvolles Wesen, nebst einem knechtischen Gehorsam gegen den Eigenwillen ihrer Obern, und einer niedrigen aber ängstlichen Aufmerksamkeit auf ihren Eigennuz, auf Kosten ihrer Herren oder ihres Vaterlandes. Eine Gemüthsart, die ganz von der seinigen unterschieden war, gab seinen Feinden große Vorthelle über ihn. Sie unterließen nicht, der Königin bey verschiedenen Gelegenheiten vorzustellen, daß dieser junge Lord, nicht zufrieden mit dem Glück ihr Liebling zu seyn, ihr Beherrscher zu seyn begehrte, und ihr, in Angelegenheiten des Staats, Vorschriften mit einem Uebermuthe machte, der dem Abstände eines Lieblings von seiner Monarchin nicht gemäs wäre. Solche Vorstellungen, die zum Theil viel Wahres enthielten, machten einen Eindruck auf die Königin, welche einen hohen Geist besas, und auf ihr Ansehe

Ansehen unendlich eifersüchtig war. Ob sie gleich ^{5 Band} eine besondere Gewogenheit gegen den Grafen hat- ^{4 St.} te: so nahm sie doch nicht selten Gelegenheit seinen Stolz dadurch zu kränken, daß sie seine Freunde, die er ihr zur Beförderung empfahl, nicht beförderte. Nach seiner Zurückkunft von der Expedition zu Cadix, in welcher er sich durch seine Tapferkeit hervorgethan hatte, erhob sie seinen Feind, Sir Robert Cecil, zu der Würde eines Staatssekretärs, ungeachtet der Graf für einen andern um diese Stelle inständig gebeten hatte. Er hatte oft mit ihr zum Vortheil des Bacon gesprochen, und für ihn, mit allem Eifer der Freundschaft, um die Stelle eines Generalanwalts angesucht; allein seine Bitte war ihm nie gewährt worden. Cecil, der einen tödtlichen Haß gegen Essex hatte, und gegen Bacon, wegen seiner vorzüglichen Talente, eine heimliche Eifersucht unterhielt, beschrieb der Königin den Bacon als einen Menschen von bloßen Speculationen, als einen, der sich philosophischen Untersuchungen, die zwar neu und be- lustigend, aber feltfam und ohne Gründlichkeit wären, ganz überlassen hätte, und daher mehr geschickt seyn würde, ihre Angelegenheiten in Unordnung zu bringen, als ihr auf eine nützliche Art und mit der gehörigen Ueberlegung zu dienen. Dieser Mann war unterdessen Bacons leiblicher Bet- ter: aber der Ehrgeiz kennt weder Verdienste noch Verwandtschaft. Dieses unwürdige Betragen von einem so nahen Anverwandten veranlaßte den Bacon, sich frey über seine höfischen Kunstgriffe zu erklären,

5. Band da er ingehem eben den Mann zu unterdrück-
 + St. suchte, dem er Dienste leisten zu wollen öffentlich
 vorgab. Diese so oft mislungenen Versuche mach-
 ten einen so tiefen Eindruck auf Bacon, daß er
 verschiedenemal im Begrif war, sich auf immer zu
 entfernen, und seinen Kummer und Verdruß in
 einem fremden Lande zu verbergen. Essex, der
 die Kränkung einer Fehlbite nicht vertragen konnte,
 und sich außer Stande befand, seinem Freunde
 auf eine öffentliche Art zu dienen, suchte ihm die-
 sen Verlust aus seinem eignen Vermögen zu erse-
 hen: und er schenkte ihm ein Grundstück, welches
 nachhero Bacon, wie er selbst in seiner Apologie
 gestehet, für nicht weniger als achtzehnhundert
 Pfund verkaufte. Eine so edelmüthige Frege-
 bigkeit, die von einer Achtung begleitet wurde,
 welche einer empfindenden Seele angenehmer seyn
 mus, als die Wohlthat selbst, mußte in der Brust
 eines redlichen Mannes die innigsten Regungen
 der Dankbarkeit, und eine unverlegliche Ergeben-
 heit gegen einen solchen Wohlthäter hervorbringen.
 Was werden wir also von Bacon denken, wenn
 wir finden, daß er, nach dem Fall des Grafen,
 in England eine Anzeige der Verrätherereyen
 Roberts Grafens von Essex, bekant machte?
 Dieses Betragen zog ihm damals einen großen
 und allgemeinen Has zu, welcher auch durch sei-
 nen Tod nicht ausgelöscht worden ist, sondern in
 den Schriften mehr als eines Geschichtschreibers,
 auf sein Andenken nachtheilige Beschuldigungen
 gebracht hat. Da diese Begebenheit, in Absicht
 auf

uf seinen moralischen Charakter, von Wichtigkeit 5. Band
ft: so wollen wir sie, so unparteyisch als wir kön- 4 St.
en, erzählen.

Elisabeth hatte diesen jungen Lord, durch verschiedene Ehrenstellen hindurch, bis zur Würde eines Lord, Grosmarschalls von England emporgehoben: und sie gab ihm jeden Tag neue Beweise ihrer besondern und ungemeinen Achtung. Dieses allein brachte seine Feinde wider ihn auf. Sie waren mächtig, und fest unter einander verbunden. Aber da sie ihn nicht öffentlich angreifen durften: so nahmen sie zu geheimern und sicherern Künsten ihre Zuflucht, wider welche seine offenherzige Bemüthsart, die ihn keinen Argwohn schöpfen lies, nicht auf ihrer Hut war. In der That bebrüderte sein gebieterisches Wesen, das er selten verbergen konnte, ihre Absichten; denn er begegnete oft denjenigen, die die Ausführung seiner Entwürfe hinderten, oder von seinen Meinungen ablenkten, mit der äussersten Verachtung; und in einem Streite, den er einstmals mit der Königin selbst hatte, kehrte er ihr plötzlich, auf die unehrlichste und verächtlichste Art den Rücken zu. Die Königin wurde durch dieses unanständige Verhalten so sehr aufgebracht, daß sie ihr Geschlecht und ihre Würde vergas; und dem Grafen einen Backenstreich gab; welches er, seiner Seite so übel empfand, und seinen Zorn sich so weit verleiten lies, daß er, gegen ein Frauenzimmer und seine Königin, die Hand an den Deutlichen legte. Keine nachherigen Gunstbezeugungen

D 3

konnt-

5 Band Konten diese eingebildete Beleidigung aus seinen
 4 St. Bedächtniß bringen, ungeachtet die Königin ihm
 das Vergeben, welches dazu Gelegenheit gegeben
 hatte, verziehe, und ihn kurz darauf als ihren
 Viceregenten, mit einem fast uneingeschränkten
 Auftrage nach Irland schickte. Sein Verhalten
 in dieser Würde hat dem Tadel der Geschichtschrei-
 ber nicht entgehen können, welche über das seiner
 Entschuldigung fähige Bündniß mit dem Haupte
 der Rebellen Inrone, über die geheime Unter-
 redung, die sie mit einander hielten, und über
 seine schnelle Rückkehr nach England, wider den
 ausdrücklichen Befehl der Königin, ein strenges
 Urtheil fällen. Zu diesem letzten übeln Schritte,
 wurde er, wenn wir Osborn *) glauben dürfen,
 durch einen Kunstgrif des Cecil verleitet, welcher
 erst den Argwohn der Königin gegen den Gra-
 fen rege machte, und nachhero alle Schiffe, die
 nach Irland segeln sollten, zurückhielt, eines
 ausgenommen, welches er mit Vorsatz mit einer
 falschen Nachricht von dem Tode der Königin
 abschickte. Durch dieses Gerüchte unglücklicher
 Weise hintergangen, segelte Essex, in Beglei-
 tung von wenigen seiner Freunde, plötzlich nach
 England. Die Königin empfing ihn weder
 mit Unwillen, noch mit Güte; sie verwies
 ihn in sein Haus, und befahl, daß sein Verhal-
 ten in der Sternkammer untersucht werden sollte.
 Ueber diese Begegnung, so gelinde sie auch war,
 schrie das Volk, welches den Grafen anbetete:
 und

*) Mem. of Queen Eliz. p. 458.

und da seine Widersacher vorstellten, daß diese Band
Parteylichkeit von sehr gefährlichen Folgen für den 4^{St.}
Staat seyn könnte: so wurde dadurch die Ungna-
de der Königin gegen ihn aufs neue erregt.
Solchergestalt half die Liebe des Volks, um die
sich so eifrig beworben und von der er so sehr
abhängen hatte, seinen Fall befördern. Er
wurde verurtheilt, daß er seiner Stelle in Irland
verlustig, von der Würde eines Lord Grosmar-
challs entsetzt, und, nach der Königin Befallen,
mit Gefängniß belegt werden sollte. Als sie ihn
auf diese Art gedemüthiget hatte; so hielt sie inne;
sie verbot, sein Urtheil in das öffentliche Gerichts-
buch einzutragen, und sie behielt ihn als ihren
Stallmeister bey. Sie gab ihm sogar, als er
sich ihrer Gnade ohne Ausnahme unterwarf, den
völligen Genuß seiner Freyheit, aber sie warnete
ihn dabey, auf seiner Hut zu seyn. Seine schein-
bare Reue war von kurzer Dauer; denn als ihm
die Königin den Pacht der süßen Weine ab-
schlug, um den er auf eine unbedachtsame Art ge-
seten hatte: so begab er sich aus dem Lande, und
überlies sich dem ganzen Ungestüm seiner Ge-
nüthsart, oder vielmehr den schädlichen Eingee-
rungen seiner Anhänger. In der That schien es,
als ob der Stolz, der gemeintlich aus einer glück-
lichen Ehrbegierde entsteht, und die eigennüßi-
gen Rathschläge derjenigen, deren Glück mit dem
einigen verknüpft war, in seinem Verstande eine
Verminderung hervorgebracht hätten; denn seine
nachherigen Handlungen waren nur Wirkungen.

^{4^{te}}
Saub von Wahnsinn und Verzweiflung. Er verband sich mit seinen Freunden, die von verschiedenen Stände waren, und dachte auf kein kleineres Unternehmen, als den Palast anzugreifen, sich der Person der Königin zu versichern, und von ihr alle diejenigen zu entfernen, die er für seine Feinde hielt. Niemals wurde eine Verschwörung mit geringerer Behutsamkeit, und mit mindrer Wahrscheinlichkeit des gehofften Ausgangs angefangen. Der Hof gerieth in Bewegung, sein Haus wurde umringt, und er nebst seinen Freunden wurde, ohne allen Widerstand von seiner Seite, gefangen genommen: denn ob er gleich in eine Art von Aufruhr verwickelt war; so wußte er doch nicht ein Rebell zu seyn. Die besondern Umstände der wider ihn vollführten Untersuchung gehören nicht zu unsern Absichten. Sir Eduard Cofe, der Generalanwald, und Bacon, als einer aus dem Rathe der Königin, waren damit beschäftigt. Wir müssen nicht vergessen, daß der erste dem Grafen mit so albernen und höhnischen Spötereien begegnete, daß wir seine Talente verachten, und die Absichten, wozu er sie anwendete, verabscheuen müssen. Bacon betrug sich bescheidener und anständiger. Das Verbrechen wurde durch eine große Menge von Zeugen bewiesen, und der einstimmige Ausspruch seiner Richter erklärte ihn für schuldig. Er schien, nach der Eröffnung seines Urtheils, ganz gleichgültig gegen Leben oder Tod zu seyn: hingegen war die Königin immer unentschlossen, oder

viels

vielmehr geneigt, ihm das Leben zu schenken. ^{5. Band}
 Er starb mit einer zärtlichen Reue und mit einer ^{4. St.}
 heldenmüthigen Standhaftigkeit: obgleich der
 Marschall von Biron von seinem Betragen in
 der letzten Scene seines Lebens, urtheilen wollte,
 daß es sich mehr für einen Mönch, als für ei-
 nen Kriegsmann geschickt hätte.

Das unglückliche Schicksal dieses Lords, der
 in der ersten Blüthe seiner Jahre auf einem Blut-
 gerüste starb, erregte ein allgemeines Mitleiden,
 und man erklärte sich in allen Ständen darwider.
 Die Anmerkungen des Volks über die überwie-
 gende Partey des Hofes und über die Königin
 selbst, waren so verwegen und beschimpfend, daß
 die Regierung für nöthig fand, ihr Verhalten in
 einer öffentlichen Anrede an das Volk *) zu recht-
 fertigen. Diese Arbeit wurde Bacon aufgetra-
 gen, der damals als ein vortrefflicher Schrift-
 steller hochgeschäzet wurde. Einige sagen, es
 sey dieses ein hinterlistiger Kunstgriff seiner Feinde
 gewesen, die den Unwillen der Nation von sich
 abzuwenden, und ihn gegen eine Person zu erres-
 en gesucht, welche man als einen Freund des
 Grafen von Essex kante, und die man um die
 allgemeine Hochachtung zu bringen trachtete.
 Wenn dieses ihre Absicht war: so erreichten sie
 dieselbe auf eine zu vollkommene Art. Nie-
 mals hat sich jemand einem allgemeinem und
 dauer-

M 5

dauer-

*) S. a declaration of the treasons of R. Earl of
 Essex Vol. IV. p. 386.

4 St. **1** dauerhaftern Label ausgesetzt, als Bacon durch diese Schrift. Er wurde überall beschuldigt, daß er den guten Namen seines Wohlthäters zu vernichten bemüht wäre, nachdem das Ministerium seine Person hingerichtet hätte. Sein Leben wurde so gar bedrohet; und er war in täglicher Gefahr umgebracht zu werden. Dieses nöthigte ihn, zu seiner Vertheidigung, die Apologie, welche wir unter seinen Schriften finden, herauszugeben. Sie ist lang und wohl ausgearbeitet; sie leistet aber vielleicht nicht in jedem Stücke Genüge. Läßt uns seiner Betheuerung glauben, daß er bey der Königin nie etwas zum Nachtheile des Grafen unternommen, ob sie gleich, wie es scheint, das Gegentheil vorgegeben; daß er vielmehr allemal, so lange ihre Vertraulichkeit gedauert, ihm eben so nützliche als aufrichtige Warnungen ertheilet; daß er die Erhaltung des Grafen, noch zuletzt, blos aus Neigung gegen ihn, und ohne alle Absicht auf seinen Eigennuß, nicht nur gewünschet, sondern auch auszuwirken sich bemühet habe; läßt uns alles dieses zugeben: sein Character wird immer noch einige Flecken behalten.

Essey verdiente das Schicksal, das er erfuhr; aber er hatte der Gerechtigkeit seine Schuld bezahlt, und die Republik hatte nun von seiner Partey nichts mehr zu fürchten. Die oben erwähnte Anzeige konnte dahero keine weitere Absicht haben, als das gegenwärtige Geschrey des Volks zu stillen; und ob dieselbe gleich Wahrheiten enthalten kann: so war doch Bacon der Mann nicht, der sie be-

Kant machen sollte. Er war dem Grafen durchs Band
 e häufigsten und grössten Beweise einer Freund⁴ ^{St.}
 haft verpflichtet, von welcher die damalige Zeit
 in ähnliches Beispiel aufzuweisen hatte. Die-
 s Verfahren würde bey einer andern Person nicht
 idelhaft gewesen seyn; aber bey Bacon läßt es
 eine Entschuldigung zu. Unter der nächsten Re-
 lerung wollte Sir Heinrich Nelverton lieber dem
 önige und seinem Lieblinge mißfallen, als seyn
 mt wider den Grafen von Somerset verwalten,
 er ihn zum Generalanwald gemacht hatte. Hät-
 Bacon diese verhasste Arbeit ausgeschlagen: so
 ürden unter der Menge der dienstfertigen Rechts-
 ehrten andre gewesen seyn, die sie willig über-
 ommen hätten: und selbst seine Feinde würden
 on ihm vortheilhafter geurtheilt haben, wenn er
 ine Arbeit von sich abgelehnet hätte, die an sich
 lbst von keiner wesentlichen Wichtigkeit für den
 Staat war, und wodurch er Freundschaft, Pflicht,
 nd Dankbarkeit, die heiligsten Bande der Men-
 hen, beleidigte.

Elisabeth lebte nach dem Tode ihres Lieblings
 och ein Jahr; und wenn wir Osborn glauben
 ürfen: so hat sie sein Schicksal bis in ihr Grab
 eweinert und bereuet. Sie starb betagt und be-
 ühmt den vier und zwanzigsten März 1603. Ihre
 Regierung war langwierig und siegreich gewesen;
 nd sie besas während derselben beständig das,
 as sie so sehr verdiente, nämlich die Liebe und
 Verehrung ihres Volks; den ächten Ruhm, und
 ie seltenste Glückseligkeit der Regenten. Ihr
 Nach-

Der Nachfolger war Jakob der sechste von Schottland, ^{4. St.} unter welchem Bacon zu der höchsten richterlichen Würde emporstieg.

Dieser Prinz, der weniger, als je einer, kriegerisch war, war mitten unter den bürgerlichen Unruhen geboren, zu einer Zeit, da sein ganzes Königreich in die Factionen zwischen der Partey, die sich auf seiner Mutter Seite geschlagen hatte, und zwischen derjenigen, die sich für ihn erklärte, zertheilt war. Als er die Regierung übernommen hatte, war er kaum fähig sich selbst zu regieren, und er lies sich von der Cabale leiten, in deren Gewalt er damals sich befand. In dem Augenblicke, da er sich in Freyheit sah, betrug er sich wie ein Knabe, der den Augen eines strengen Lehrmeisters sich entzogen hat; er vergas alle seine Unruhen, und überlies sich seiner geliebten Vergnügung, der Jagd, gleich als ob sein Königreich in der tiefsten Ruhe gewesen wäre. Er lies sich von Lieblingen einnehmen, ohne Veranlassungen zur Wohlgenommenheit gegen dieselben zu haben. Der erste, welcher sich seiner Gnade bemächtigte, war zu gleicher Zeit der schlimmste. Denn er erhielt ihn nicht nur in einer beständigen Entfernung von Geschäften, sondern er verwahrlosete auch seine Jugend mit dem Gift aller Ausschweifungen. Der Name dieses Mannes war Stuart, nachhero Graf von Arran; ein Mann, der grosse und gefährliche Laster besas, und nicht eine einzige Tugend dagegen aufzuweisen hatte. Er war ein offener Spötter über alle sitzliche Pflichten, und ein übermüth-

nüchtern, habfüchtiger und blutdürstiger Mann, ^{5 Bänd}
 en alle Redlichen hassten, und der sie wieder haß- ^{4 St.}
 . Der bessere Theil des Adels that oft wider
 as Ansehn; und den gefährlichen Einflus dieses
 eblings Vorstellung; Jakob sahe ein, wie ge-
 ründet diese Vorstellungen waren, er verwies ihn
 erschiedenemal vom Hofe; aber er nahm ihn auch
 erschiedenemal wieder auf, und schenkte ihm von
 euen seine Gunst. Er wurde zuletzt durch eine
 Privatperson erschossen, um an ihm den Tod des
 Grafen von Morton zu rächen, den er auf eine
 iederträgliche Art befördert hatte.

Jakob hassete die Kirche von Schotland; und
 estätigte ihr Ansehn. Er erklärte die Unterneh-
 ung der Lords, welche ihn aus den Händen des
 Kerran und Lennox gerettet hatten, für gerecht und
 nützlich: aus eben dieser Ursache verbannete er sie
 nachhero, und wollte ihre Güter einziehen. Als
 e sich zum zweytemmale Meister von seiner Per-
 on machten: so erklärte er sie alle für Verräther,
 und begnadigte sie.

Elisabeth, die seinen Character vollkommen
 kannte, sendete im Jahre 1585. Wotton, als einen
 Gesandten, an ihn. Ihre Absicht war, ihn von
 der Vermählung mit der Prinzessin von Däne-
 mark abzubringen, und ihm hingegen das anzura-
 then, was ihren Vortheilen gemässer seyn möchte.
 Der Gesandte, ein Mann von List und Verschla-
 menheit, hatte durch eine lange Uebung eine Fertigkeit
 erlangt, alle Characters anzunehmen, und mit
 einer

Wand einer Leichtigkeit, die gar nicht erzwungen zu seyn
 schien, alle Rollen zu spielen, die den Absichten
 derjenigen, von welchen er abhieng, zu statten ka-
 men. Im ein und zwanzigsten Jahre hatte man
 ihn gebraucht, die Gesinnungen des französischen
 Hofes auszuforschen, und er hätte bey nahe den
 berühmten Montmorency hintergangen, einen Mi-
 nister, der in der Bemerkung der menschlichen
 Falschheit und List grau geworden war. Zu sei-
 nem natürlichen Talente war nunmehr die Er-
 fahrung von dreßsig Jahren mehr, gekommen.
 Er begleitete den König Jakob bey seinen Lustbar-
 keiten; er richtete sich so willig, als ob es ihm na-
 türlich wäre, nach allen seinen Leidenschaften; er
 trieb mit den Geschäften nur Scherz; er unterhielt
 ihn auf eine vergnügende Art von den Moden und
 Thorheiten der Ausländer, und auf diese Art ge-
 wann dieser Mann eine unumschränkte Gewalt
 nicht nur über seinen Verstand, sondern auch über
 seine Gemüthsart. Seine getreuesten Untertha-
 nen, die ihm am längsten und besten gedienet, und ihn
 vor den Ränken dieses Fremden gewarnet hatten,
 wurden von ihm mit Beyfall oder Misfallen an-
 gehört, nachdem ihm Wotton zu diesem oder je-
 nem Anlas gab. Er wurde von Wotton so gar
 im ganzen Ernste überredet, daß der König von
 Dänemark aus einem Kaufmannsgeschlechte her-
 stamme, und daß also eine Verbindung mit seiner
 Tochter unendlich weit unter der Würde eines Kö-
 nigs von Schottland sey.

Dieses war der Prinz, welcher nunmehr den Thron bestiegen, den Elisabeth mit so grossem Ruhme besessen hatte. Die Vereinigung beyder Kronen in der Person eines einzigen Beherrschers, wurde von den Ausländern, und besonders von Heinrich dem Vierten von Frankreich, ausserordentlich gefürchtet. Der Zuwachs einer neuen Krone zu der natürlichen Stärke von England, welches allein dem festen Lande lange fürchterlich gewesen war; das Bündnis des Königs Jakob mit dem mächtigsten Monarchen in Norden; seine Verwandtschaft mit dem Hause Lothringen, welches ganz Frankreich in Verwirrung gesetzt hatte; alles dieses machte diese Besorgnisse sehr wahrscheinlich; aber sein Verhalten hob dieselben auf immer; und ganz Europa sah bald, daß kein anderes Volk, als sein eigenes, von seiner Macht etwas zu fürchten hätte. Bey seiner Ankunft in England theilte er Titel und Ehrenstellen so verschwenderisch aus, daß es bey nahe für einen besondern Vorzug angesehen wurde; wenn man ihnen hatte entgegen können. Das Publicum erstaunete: und es wurden Schmähschriften öffentlich angeschlagen, welche zur Absicht hatten, schwächern Gedächtnissen in ihrer richtigen Erkenntnis des Adels zu Hülfe zu kommen. Sir Franz Bacon, der sich zeitig um die Gnade des neuen Regenten beworben hatte, wurde von ihm in Person zum Knight gemacht; und er hat uns von ihm folgendes Gemälde hinterlassen, welches seine bekantesten Züge genau ausdrückt. „Seine Sprache, sagt er, ist geschwind
„und

5 Band „und übereilt, und er hat den völligen Dialect seines Vaterlandes; in Sachen, so Geschäfte betreffen, ist er kurz; und in gemeinen Gesprächen weitläufig. Er nimmt eine Zuneigung gegen das Volk an, indem er gegen diejenigen sich gnädig bezeigt, von welchen er gehört hat, daß sie dem Volke zugethan sind; allein selbst ist er es nicht. Man hält ihn für etwas allgemein in seinen Gunstbezeugungen; und er ist nicht deswegen, weil er gern Gehör giebt, sondern weil er immer sichtbar und von einer Menge umgeben ist leicht zu sprechen. Er eilt vielleicht geschwinder zur Vereinigung beyder Königreiche, als es die Politik zuläßt.“

Im Jahr 1605. empfahl sich Sir Franz Bacon sowohl dem Könige als überhaupt seinen Zeitgenossen, durch die Herausgabe eines Werkes, woran er lange gearbeitet hatte: der Fortgang und das Wachsthum der Gelehrsamkeit *). Der große Endzweck dieser Abhandlung, die ihrem Plane nach eben so original, als die Ausübung davon glücklich ist, war, den ganzen Zustand und Umfang der Gelehrsamkeit genau zu übersehen, und zu untersuchen, was für Theile derselben ohne glücklichen Erfolg angebauet worden sind; was für welche noch immer verabsäumet und unbekant geblieben, und durch was für Mittel diese entdeckt, jene aber verbessert, und dadurch die Vortheile der Gesellschaft und menschlichen Natur befördert werden können. Er

entf

*) The Progress and Advancement of Learning.

bedeckte die Irrthümer und Unvollkommenheiten; ^{Hand} ^{St.}
 seers Verstandes, und leitete die Menschen auf
 n rechten Weg, jene zu verbessern und diesen
 zu helfen; er lehrte dieselben, ihre Mängel ein-
 sehen. Er gieng weiter, und zeigte ihnen all-
 gemeine Mittel an, in dem ganzen Bezirke der
 Künste und Wissenschaften Aenderungen und Ver-
 besserungen zu machen. Er gab dieses Werk zu-
 erst in englischer Sprache heraus: aber um den
 Gebrauch desselben allgemeiner zu machen, ver-
 lasste er den D. Planter zu Cambridge zu einer
 lateinischen Uebersetzung. Planter war, mit der
 sorgfältigen Genauigkeit eines Grammatikers, mehr
 bemüht um eine reine und periodische Schreibart,
 als in einer aus den classischen Schriftstellern zu-
 sammengesuchten Phraseologie bestand, als daß
 er hätte sorgen sollen, seines Autors Sinn in ei-
 ner deutlichen und männlichen Sprache auszu-
 drücken. Nachdem Bacon eine oder zwey Pro-
 ben davon gesehen hatte, ermunterte er ihn nicht,
 fortzusetzen. Nach seiner Entfernung vom Hofe,
 vermehrte und verbesserte er das Original, und über-
 setzte es unter der Beyhülfe einiger Freunde in die
 lateinische Sprache. Dieses ist die Ausgabe von
 163. und macht den ersten Theil seines größ-
 ten Werks, die Wiederherstellung der Wissen-
 schaften aus.

Es ist bereits angemerkt worden, daß Cecil,
 numehro Graf von Salisbury war, dem
 Bacon Hindernisse in den Weg legte, damit er
 die Königin Elisabeth sein Glück nicht ma-
 chen

5 Band chen konte; und es scheint, daß er gegen denselben unter Jakobs Regierung eben dieses Verhalten beobachtet habe, bis er sich in dem Vertrauen des Königs so fest gesetzt hatte, daß er keinen Nebenbuhler weiter fürchten durfte. Aufser ihm fand Bacon noch einen sehr heftigen und beständigen Feind an dem Sir Eduard Coke, einem Mann, der bey seinen großen Fähigkeiten, auch viele und in die Augen fallende Fehler hatte. Ihr Misverständnis war, wie es scheint, persönlich; und es dauerte bis an das Ende ihres Lebens. Coke beneidete Bacon wegen seines Ruhmes in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit; dieser war hingegen auf jenen wegen des großen Ruhmes, den er in einem Theile erworben hatte, eifersüchtig, und jeder wollte wegen desjenigen, worinnen der andere sich hervorthat, bewundert seyn. Dieses Verhalten zweier außerordentlicher Männer gegen einander, hat etwas niedriges in sich; und pflegt nicht selten vorzukommen. Der erste war der grössste Rechtsgelehrte seiner Zeit; aber er konte mehr nichts als dieses seyn. Wenn es der letztere nicht war: so muß man dieses nur seiner Bestrebung nach höhern Vorzügen zuschreiben. Die Allgemeinheit seines Genies lies sich nicht auf einen untern Theil der Gelehrsamkeit einschränken. Wenn die auf diese Art getheilte Gelehrsamkeit nicht fähig ist, uns einen großen Namen in einem einzigen Stücke zu verschaffen: so dient sie dazu, den Verstand von allen Seiten zu bereichern und zu erhellen. Da der Name des

Eduard

Edward Coke öfter als einmal in dieser Geschichte ^{Band} vorkommen wird, so wollen wir uns ein wenig ^{4. St.} länger bey seinem Character verweilen. In seinen gerichtlichen Reden pflegte er der Elenden zu rathen. Wir haben hiervon ein verabscheuungswürdiges Beyspiel in seinem Verhalten gegen Sir Walter Raleigh. Er zog wider diesen braven Mann bey seiner Verurtheilung mit der grausamsten Bitterkeit und mit den ausgelassensten Schmähungen los. Wir wünschten, nicht hinzuzusetzen zu dürfen, daß diese Bitterkeit, diese unerschämte Wut seiner Zunge die ächten Ausflüsse eines Herzens waren.*) Es scheint, daß er mehr mit Büchern, als mit Menschen Umgang gepflogen; und unter den letztern nur mit solchen, denen er Befehle vorschreiben konnte. Die Folge hiervon war diese, daß sein Umgang gänzlich einer Vorlesung glich; und daß er hundert Geschichten, die entweder alt oder nichtsbedeutend waren, für neu ausgab. Er machte Anspruch auf die Gabe

3 2

scherz

*) Das Amt eines Generalanwalts ist eine Klippe, an welchen die Tugend und Menschenliebe vieler Rechtsgelehrten gescheitert ist. Einige dieser Herren haben sich in den Gerichtshöfen so betragen, als ob sie, vermöge ihres Amtes, sich von allen Verbindlichkeiten der Wahrheit, der Ehre und des Wohlstandes losmachen dürften. Aber ihre Namen sind aufgezeichnet, und sie werden auf die Nachwelt mit den Vorwürfen und mit der Verabscheuung kommen, die die ärgste Art von Mörderern verdienet; diejenigen nämlich, die unter dem Schutze der Gerechtigkeit morden.

5 Band scherzhaft zu seyn, die doch gar nicht zu seinen
 4 St. Talenten gehörte. Er hatte einen hämischen und
 sehr gemeinen Wis. Ob er gleich durch seine
 Arbeiten und durch verschiedene reiche Heirathen
 große Reichthümer zusammen gebracht hatte: so
 war er doch auf die schändlichste Art geizig. Er
 war übermüthig im Glück; und niedergeschlagen
 im Unglück: und in beyden Versassungen verrieth
 sein Verhalten eine Armuth am Geiste. Ein
 Beispiel hiervon wird hinlänglich seyn. Nach-
 dem er in Ungnade gefallen war, suchte er mit
 aller Unterwürfigkeit seine Tochter an Bucking-
 hams Bruder zu verheirathen; er hatte voller
 Verachtung sich dieser Verbindung widersetzt,
 als er noch in Gnaden stand. Seine große Ge-
 schicklichkeit in der Rechtswissenschaft wird ihm
 von jederman zugestanden; und wir können hier-
 von seinen unverwerflichen Zeugen haben, als
 Bacon, der ein Kenner und sein Feind war.
 Er wurde im Jahr 1606 im Gerichte der gemeinen
 Rechtsachen, und im Jahr 1613 in der könig-
 lichen Bank Präsident. In der Bank war er un-
 bestechlich; und er pflegte oft zu sagen, daß ein
 Richter weder Geschenke nehmen noch geben dür-
 fe. In verschiedenen Sachen zeigte er die Red-
 lichkeit und Standhaftigkeit eines Mannes, der
 weis, daß ein Richter weder durch Schmeiche-
 len, noch durch Drohungen sich von seiner
 Pflicht entfernen lassen darf. Gegen die letzte
 Zeit seines Lebens schlug er sich im Parlament
 auf die Seite der Landpartey, und erklärte sich
 wider

wider das willkürliche Verfahren der Könige: Jakob und Karls. Er starb unter der Regie. ⁴ St. ung des letztern im 86. Jahre seines Alters.

Endlich erhielt Sir Franz Bacon die so lang erwartete Stelle; und im Jahr 1607 wurde er zum Generalsolliciteur erklärt. Diese Beförderung war die Wirkung von vielen Briefen und Bitten, die er an den Grafen von Salisbury, den Lord Groskanzler Egerton und den König selbst hatte ergehen lassen. Man findet auch nicht, daß er jemals zu einer Stelle gelangt, ohne vorher die Ministers und Favoriten zu wiederholtenmalen und auf das angelegentlichste angegangen zu haben; eine Anmerkung, die einem ehrgeizigen Manne, der Talente besitzt, zur Kränkung und zum Unterricht dienen kan.

Jakob hatte, vom Anfange seiner Regierung an, eine Vereinigung von Schotland und England sehnlichst verlanget: aber seine zu große Parteylichkeit gegen Schotland, welches er für eine gleiche Hälfte dieser Insel ansah, machte das Vorhaben rückgängig. Obgleich Sir Franz Bacon alle Künste des Wises und des Verstandes anwendete, um diese Sache durchzusetzen: so richtete doch seine Beredsamkeit, so mächtig wie auch war, bey dem Hause der Gemelnen nichts aus. Das Parlament selbst erklärte sich desto heftiger wider diese Vereinigung, je eifriger der Hof dieselbe zu wünschen schien. Das Verhalten des neuen Regentens hatte sie aufgebracht.

3^{te} Band Sie sahen, daß er einen starken Hang zur Beschwörung hatte, daß die Favoriten eine unumschränkte Gewalt über ihn besaßen, und daß diejenigen von seinen Unterthanen, die es am wenigsten weith waren, den grösssten Antheil an seiner Gnade hatten. Sie sahen ferner, daß er schon anfang in seiner Regierung Maximen zu befolgen, die die Freiheit umstürzten, und mit der ganzen Regierungsverfassung nicht bestehen konnten. Alles dieses veranlasste nachdenkende Männer, wegen der Zukunft; zu gewissen Besorgnissen, welche unglücklicher Weise nur zu wohl gegründet waren. Der ganze Inhalt seiner damaligen und nachherigen Staatskunst war, in seinen Staaten seine Unterthanen misvergnügt und schwierig zu machen; und ausserhalb seines Reichs, sich und sie zugleich zu verunehren. Es war die Regierung der Gesandtschaften und Unterhandlungen, die eben so fruchtlos als kostbar waren; die Regierung der Günstlinge der unnützen Lustbarkeiten und willkührlichen Auflagen. Es war überdies die große Epocha der Schmeicheln. Die ehemalige edle Einfalt der Sitten, welche immer die Grossmuth begleitet, und die männliche Freiheit der Rede war ganz verloren, und in niedrige Schmeicheln und knechtische Unterwürfigkeit ausgeartet. Geistliche so wohl als Layen führten diese Modensprache, und Jakob hörte sich täglich die Titel des geheiligten und göttlichen belegen. Titel, welche eher die Niedrigkeit als die Würde der menschlichen Natur anzeigen, und welche, auf

Jakob

Jakob angewendet, ungemein lächerlich waren. ^{5 Band}
 Er besas nicht eine einzige königliche Eigenschaft. ^{4 St.}
 Die Kunst, ein Königreich im Frieden zu regieren, verstand er entweder nicht, oder er wollte sie nicht verstehen; und seine Furcht für den Krieg war ihm angebohren und unüberwindlich. Man wird es daher schwer begreifen können, wie ein König von diesem Character seinem Parlamente mit grösserm Stolze begegnen konnte, als je einer seiner Vorfahren gethan hatte. Aber man hatte ihm gesagt, England sey weder zu erschöpfen noch aufzubringen; und seine Handlungen beweisen, daß er dieses, nach dem Buchstaben für wahr hielt. Der Kleinmüthige spricht bey gewissen Gelegenheiten aus einem höhern Tone, als einer, der wahren Muth besitzt, und Jakob hatte die Absicht, sich seinen Unterthanen furchtbar zu machen, damit sie nicht entdecken möchten, wie sehr er sich für ihnen fürchtete.

Ob ihm gleich die Vereinigung der beyden Königreiche nicht von statten gieng; so fand er doch seine Richter in einer ähnlichen Sache gefälliger, als das höchste Gericht der Nation gewesen war; nämlich in der Naturalisirung aller Schotländer, die nach seiner Belangung zur englischen Krone gebohren worden. Dieses war, in der großen Sache des Calvin, *) vom Sir Eduard Coke für Recht erkant worden; und Sir Franz Bacon hatte vor allen Richtern die nöthigen Gründe davon ausgeführet. Diese Sache ist nunmehr

3 4

für

*) Case of the Post-nati Vol. IV. p. 185.

Band für keins von beyden Königreichen von einiger Wichtigkeit; aber wir müssen bey dieser Gelegenheit eines Satzes gedenken, den unser Autor angenommen hat. Er behauptet, daß die Monarchien nicht, gleich andern Regierungsarten, auf einem vorgängigen Gesetze beruhen; sondern daß bey denselben die Unterwerfung in der Natur gegründet sey.

Im Jahr 1610. gab er ein anderes Werk heraus, das den Titel führte: über die Weisheit der Alten. *) Dieses Werk trägt, gleich seinen übrigen Schriften, das Kennzeichen eines originalen und erfindiamen Genies an sich. Er hatte sich vorgenommen, nicht in die Fußstapfen derjenigen zu treten, die vor ihm gegangen waren, der Männer, deren Gelehrsamkeit, nach seinem Ausdrücke, blos in gewissen allgemeinen Sprüchen bestehet: er bahnet sich selbst einen neuen Weg, und dringt in die entlegensten Gegenden dieser wilden und dunkeln Landschaft ein, so daß er selbst bey bekanten und oft behandelten Materien neu zu seyn scheint. Ueberhaupt, wenn wir es auch nicht so gleich von uns erlangen können zu glauben, daß alle diejenigen physikalischen, moralischen und politischen Wahrheiten unter den Fabeln des Alterthums verborgen liegen, die er darunter gefunden hat; so müssen wir doch gestehen, daß keine gemeine Einsicht dazu gehöret, sich mit so vielem Scharfsinn, als man bey ihm antrifft, zu irren. Ungeachtet es immer zweifelhaft

*) Of the Wisdom of the ancients.

st bleibt, ob die Alten so viel Wissenschaft ge- ^{Wand}
 bt haben, als er ihnen zuschreiben sucht; so ^{4 St.}
 doch die mannichfaltige und weitläuftige Wis-
 schaft, die er bey diesem Versuche zeigt, kei-
 n Widerspruch unterworfen.

Nachdem Hobart die Stelle eines Präsidenten
 dem Gericht der gemeinen Rechtsfachen erhal-
 t hatte: so folgte ihm Sir Fran. Bacon in der
 Stelle eines Generalprocurators im Jahr 1613.
 ungefähr drey Monate nach dem Tode seines Vete-
 rs und Feindes, des Lord Grossschagmeisters
 Salisbury, eines Ministers, der fruchtbar an-
 tzuwirken war, den Bedürfnissen seines Herrn
 zu kommen, und der die Beschaffen-
 heit von England wohl kannte, der aber mehr ein
 Lügner, listiger und verschlagener, als ein großer
 Mann, genannt zu werden verdient. Das Amt,
 welches Bacon nunmehr antrat, war damals
 außerordentlich einträglich. Er gesteht in ei-
 nem Briefe an den König, daß es ihm jährlich
 1000 Pfund eingetragen; und als Gerichtschrei-
 ber in der Sternkammer, von welchem Amte wir
 oben geredet haben, hatte er 1600 Pfund jähr-
 liche Einkünfte. Woher kam es aber, daß ein
 außerordentlicher Mann bey seinen übrigen
 Vorzügen nicht auch die Kunst einer vernünftigen
 Oeconomie verstand? Hätte er sie verstanden: so
 würde er keinen in die Augen fallenden Fehler ge-
 habt haben; und die andern Flecken in seinem
 moralischen Character hätten sich in dem Glanze
 seiner großen Fähigkeiten verloren. Aber er war
 eben

5 Band eben der Schwachheit unterworfen, die seinem
 4 St. Herrn so wenig Ehre machte. Diejenigen, welche
 von ihm abhiengen, hatten ihn völlig in ihrer Ge-
 walt, und verschwendeten sein Vermögen auf eine
 schandbare und unmäßige Art. Bey einer Fami-
 lie verursachte dieses Unordnung, Mangel und
 verdorbene Sitten; und ganz England sahe aus
 einer ähnlichen Verwaltung des Reichs, ähnliche
 Wirkungen entstehen, die deswegen fühlbarer und
 schädlicher waren, weil sie allgemeiner waren.

Indessen überlies sich Jakob erst im Jahre 1611.
 einem einzigen Günstling. Um diese Zeit wurde
 Robert Car an den Hof gebracht, ein Schotlän-
 der, der in der ersten Blüthe seiner Jugend, und
 von sonderbarer Schönheit war. Er hatte sogleich
 die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen,
 und in kurzer Zeit besas er seine ganze Zuneigung.
 Da er ohne alle Wissenschaft war: so übernahm
 der König selbst das Amt seines Lehrmeisters, und
 es mus ein neuer und lächerlicher Auftritt gewe-
 sen seyn, den Beherrscher von drey Königreichen,
 in den ersten Gründen der Grammatik den Mann
 unterrichten zu sehen, der kurz hernach diese
 Königreiche regierte. Bey seiner Neigung ge-
 gen diesen jungen Menschen folgte er blos seiner
 Leidenschaft, die ausserordentlich war, und von der
 er keine Ursachen anzugeben wusste. Car wurde,
 in vier oder fünf Jahren, aus einem blossen Her-
 umschweifer zum Grafen von Somerset erklärt;
 und brachte ein so erstaunliches Vermögen zusam-
 men,

ien, daß er blos von seinen Grundstücken neun-^{Band} und zehntausend Pfund jährlicher Einkünfte hatte, auf^{+ St.} dem Gold- und Silbergeschirr, den Baarhaften, und den Juwelen, welches alles auf neunmalhunderttausend Pfund gerechnet wurde. Der Grund zu der Größe dieses Günstlings wurde auf den Ruin eines andern Unterthanen gelegt, der von einem Regenten, welcher vorzügliche Tarente zu öffentlichen Geschäften nicht gefürchtet, und daher nicht gehasset hätte, eine andere Begegnung würde erfahren haben. Wir reden vom Sir Walter Raleigh, der damals im Tower gefangen saß. Durch eine schändliche Chicane, wurden ihm von dem Könige seine liegenden Gründe genommen, um sie dem Car zu geben, welcher, indem er sie annahm, satzsam bewies, daß er sie nicht verdiente*). Sein Name würde in den Geschichten kaum genennet werden, wenn man ihn nicht wegen seiner Laster nennete; wegen seiner schändlichen Liebe mit der Gräfin von Essex, wegen

*) Als die Lady Raleigh u. ihre Kinder auf ihren Knien den König um Mitleiden baten; so konnten sie keine andere Antwort von ihm bekommen, als daß, wenn er die liegenden Gründe haben wolte, er sie für Car haben wolte. Aber es ist auch zu erwähnen, daß der Prinz Heinrich, der alle liebenswürdige Eigenschaften besaß, die seinem Vater fehlten, nicht aufhörte zu bitten, bis er das Gut Sherborne erhalten hatte; und er hatte die Absicht, es dem Raleigh, als dem wahren Eigenthümer wieder zu geben; allein er starb zu früh, als daß er diese Absicht hätte ins Werk richten können. *Ral-Life, p. 164. 165.*

2 Band
 4 St.
 gen der Ehescheidung, die er zwischen der Gräfin
 und ihrem Gemahl, veranlassete; und wegen der
 mit ihr verübten Vergiftung seines Freundes, da
 ihm diesen ungerechten Schritt wiederrathen hat-
 te. Das Schicksal des Sir Thomas Overbury,
 die schwarze und fürchterliche Scene des Verbre-
 chens, und die Rollen, welche diese beyden Schuldigen
 in dieser Tragödie spielten, werden von al-
 len Geschichtschreibern erzählt. Obgleich diese
 schreckliche That in Dunkelheit verhüllt lag, und
 erst nach zwey Jahren entdeckt wurde: so verfolgte
 doch Reue und Gewissensangst den Somerset über-
 all. Durch allen Schimmer des Glücks hindurch
 wurde man die Unruhe seines Gemüths in seiner
 Mine, und in seinem ganzen Betragen gewahr.
 Er fing an auf seine Gestalt und Kleidung unacht-
 sam zu werden. Seine fröhliche Gemüthsart ver-
 lies ihn, und sein Umgang der sonst heiter und
 unterhaltend gewesen war, wurde kalt, ernsthaft,
 und traurig. Diese Veränderung zog bald den
 Verlust der Zuneigung des Königs nach sich, die
 auf keinen sichern und dauerhaften Gründen, als
 auf diesen äußerlichen und nichtigen Vorzügen, be-
 ruhete. Die Hofleute, welche Neid und Eigennuß
 außerordentlich scharfsinnig macht, wurden diese
 Veränderung bald gewahr, und beförderten sie.
 Ihre Absichten konnten ihnen nicht mislingen, als
 nunmehr ein anderer junger Mensch am Hofe er-
 schien, welcher von der Natur alle Eigenschaften
 erhalten hatte, die Aufmerksamkeit Jakobs zu fes-
 seln, und den Graf von Somerset um seine Gunst

bringen. Dieser war der berühmte George ⁵ Band Villiers, der jüngere Sohn einer guten Familie ⁴ St. in Leicestershire, nachheriger Herzog von Buckingham. Da die Erhöhung dieses jungen Menschen, auf das künftige Glück, ja selbst auf den Fall des Sir Franz Bacon einen besondern Einfluß hatte: so wird sein Character eine Stelle in dieser Geschichte verdienen.

Seine Mutter, die ihm keine Glücksgüter geben konnte, gab ihm eine solche Erziehung, die ihn geschickt machen konnte, an einem Hofe, wie der damalige war, sein Glück zu machen. Die Vorzüge, die er der Natur zu verdanken hatte, nemlich ein angenehmes Gesicht, einen wohlgestalteten Körper, eine Leichtigkeit und Anmuth in den Bewegungen, hatte sie durch die Feinheit der Sitten, durch die erkünstelte Artigkeit, und durch die Geschicklichkeit sich in Kleinigkeiten hervorzuthun, als worinnen die Vollkommenheiten einer französischen Erziehung bestehen, zu erhöhen gesucht. Mit einem Worte, er war eben von seinen Reisen zurück gekommen, und hatte sich in allen angenehmen und unnützen Künsten vollkommen gemacht, die bey dem Könige Jakob die sicherste Empfehlung waren. Die Grafen von Pembroke und Bedford, nebst noch einigen andern Lords, die des Comersets heimliche Feinde waren, hatten diesen Jüngling sehr sorgfältig ankleiden lassen, und veranstalteten, daß ihn der König in der Comödie gewahr wurde. Dieser Monarch wurde sogleich von seinem Gesicht und seiner ganzen Gestalt ein-
genom-

5 Band genommen; welches er aber doch zu verbergen sich
 4 St. Mühe gab. Ja er trieb seine Verstellung so weit,
 daß er von der Königin ersucht seyn wolte, den
 Williers aufzunehmen; denn er stellte sich vor,
 die Welt würde glauben, daß er hierinnen blos ih-
 rem Rath, und nicht seiner Neigung gefolget ha-
 be. Dieses war die königliche List, die er immer
 von sich zu rühren pflegte. Die Königin war
 nicht leicht zu bewegen diesen Schritt zu thun, des-
 sen Folgen sie alle vorherseh. Indessen gab sie
 endlich dem ungestümen Anhalten des Erzbischofs
 nach; sie sagte ihm aber zu gleicher Zeit, daß die-
 jenigen, die am meisten an der Beförderung des
 Williers arbeiteten, seine Undankbarkeit am ersten
 fühlen würden. Hierauf wurde Williers sogleich
 zum Knight, und zum königlichen Cammerdiener
 gemacht, und die Menge der Hofleute suchten es
 einander, in der Freundschaft und Dienstbeflis-
 senheit gegen ihn, zuvorzuthun. Einige ließen sich
 gar so weit herab, daß sie sich in seine Streitig-
 keiten mengten, und denjenigen, welche sich noch
 immer für Somerset erklärten, sich entgegenstellten.

Unter denjenigen, welche sich um die Gunst
 des neuen Favoriten bewarben, war keiner eifri-
 ger, als Sir Franz Bacon; so wie keiner geschick-
 ter war, ihm auf eine edlere und nützlichere Art
 zu dienen. Williers hatte damals Verstand ge-
 nug, seine Unerfahrenheit in Geschäften einzuse-
 hen, und daher wendete er sich an Bacon, und
 bat ihn um seinen Rath. Dieser ertheilte ihm den-
 selben auf die beste Art in einem Briefe, der sich
 noch

noch unter seinen Werken befindet, und mit so ⁵ Band
vieler Einsicht und Freymüthigkeit geschrieben ist, ⁴ St.
daß er seinem Verstande und seinem Herzen zu-
gleich Ehre macht. Er hat seine Gedanken un-
ter sieben oder acht Betrachtungen gebracht, und
hat alles, was ein Minister wissen und thun soll,
sehr genau auseinandergesetzt. In einem andern
Brieife an ihn hat er sich dieser merkwürdigen
Worte bedient: „Es ist nunmehr Zeit, daß sie
bey ihren Handlungen, vornemlich das Wohl ih-
res Königs und ihres Vaterlands zum Augen-
merk haben. Es ist das Leben eines Thieres,
sich immer zu nähren, und niemals thätig zu seyn.
Da Sie sich dem Publico widmen: so empfehle ich
ihnen besonders das, was, meines Bedünkens,
seit meiner Geburt nicht geschehen ist, und dessen
Unterbleibung eine Wüste und Einöde im Dien-
ste des Königs hervorgebracht hat; nämlich, daß
sie geschickte und tugendhafte Männer von allen
Gattungen und Ständen, unterhalten ermun-
tern und befördern.“ Diesen vortreflichen Rath-
nahm der Favorit mit Dankbarkeit an; und beo-
achtete ihn nie.

Obgleich der König seine ganze Neigung nun-
mehr auf einen neuen Gegenstand gerichtet hatte:
so bemühte er sich doch noch immer dem Somer-
set mit Güte und Achtung zu begegnen, selbst
nachdem die Entdeckung der von ihm mit verüb-
ten Vergiftung des Thomas Overburn diese Ver-
stellung nicht bloß zu einer niedrigen Handlung,
sondern gar zu einem Verbrechen machte. Er
fuhr

1 Und fuhr in dieser Verstellung bis zuletzt fort; er umarmete aufs zärtlichste den Mann, den er in Verhaft zu nehmen in geheim befohlen hatte; und er bat ihn noch, seine Rückkunft zu beschleunigen. Da er schon glauben konnte, ihn nicht wieder zu sehen. In solchen Kleinigkeiten pflegte er gerne seine Staatskunst zu zeigen. Des Grafens unglückliche Leidenschaft für die Gräfin von Essex war die Quelle aller seiner Unfälle, und zog die schrecklichsten Folgen nach sich. Sie endigte sich mit dem Morde seines Freundes, mit dem Ruin seiner selbst, und der Gräfin, welcher er diesen Freund aufgeopfert hatte. Die ganze Sache ist in unsers Verfassers Anklage wider diese beiden Urheber dieser höllischen That umständlich erzählt. Sie wurden beide schuldig befunden, und zum Tode verurtheilt; der König begnadigte sie aber nachhero, ungeachtet er unter den feyerlichsten Vermünschungen seiner selbst und seiner Nachkommenschaft, beethuert hatte, das Gegentheil zu thun.

Gewisse Geschichtschreiber haben angemerkt, daß Somerset, vor seiner Verurtheilung, in seinem Betragen etwas besonders und geheimnisvolles verrathen habe, und daß der König ebenfalls von einer außerordentlichen Gemüthsunruhe beängstiget worden sey. Sie behaupten, der Graf habe im Tower laut gesagt, daß der König es nicht wagen dürfe, ihn verurtheilen zu lassen. Andre verworfen diese Erzählung, als eine offenbare Lästung, die man bloß erfunden habe, um das Andenken

in dieses Prinzen, durch grausame Beschuldigungen zu entehren; oder sie behaupten doch, daß dieselbe sich nur auf das Gerüchte des Pöbels und auf boshafte Muthmassungen gründe. Allein daß derselben etwas mehr als Muthmassung gewesen, ist an durch unzweifelhafte Beweisthümer dargegethan worden; durch einige Originalbriefe des Sir Franz Bacon, der damals General-Procurator war, und in dieser Sache besonders gebraucht wurde. Diese Briefe sind der Bemerkung aller englischen Schriftsteller entgangen: wir wollen daher aus denselben solche Stellen anführen, welche diese dunkle Begebenheit in einiges Licht setzen können, ob sie gleich vielleicht nicht zulänglich seyn werden, die schwarzen Bewegungsgründe zu entdecken, welche den König und den Grafen zu einem solchen Betragen veranlasset haben.

Jakob erwählte selbst einige Personen, den Somerset ganz ingeheim zu verhören, und er schrieb ihnen die besondern Puncte vor, über die sie ihn betragen sollten. Sie hatten dabey Befehl, einen hartnäckigen Sinn durch alle Arten von Ueberredungen und Drohungen zu beugen; ihm die Hoffnung zu des Königs Mitleiden und Gnade zu machen; sodann aber ihn zu versichern, daß so viele Beweise zu seiner Ueberführung vorhanden wären, daß man weder sein Geständnis noch sonst was weiter nöthig habe. Bacon, der unter diesen Personen war, setzt hinzu, daß sie sein Betragen bescheiden, und von seinem ehemaligen Ber-

H a hauen

5 Band halten sehr unterschieden gefunden hätten. In ei-
 4 St. nem andern Briefe bedient er sich dieser merkwür-
 digen Worte: „Die kleine Bezauberung, welche
 „zu dem Ohr des Somerset, einige Stunden vor
 „seiner Verurtheilung, ingeheim gebracht worden,
 „war von dem Könige vortreflich wohl ausgedacht:
 „ich hätte nur gewünscht, daß sie ein wenig stär-
 „ker gewesen wäre: denn wenn sie blos auf die
 „Verschonung seines Bluts eingerichtet war: so
 „hatte er eine gewisse stolze Gemüthsart, welche
 „die Medicin unwirksam machen konnte..“ Alles
 dieses wurde mit vieler Vorsicht und Verschwie-
 genheit veranstaltet: denn selbst die gerichtlichen
 Personen, welche mit der Untersuchung zu thun
 hatten, wußten nicht um das Geheimnis, wie
 der König sie vollführt haben wollte; und daher
 verlangte Bacon, um das vor ihnen zu verbergen,
 was ihm davon bekant war, daß ihnen allen ei-
 nige allgemeine Anweisungen gegeben werden möch-
 ten. Hieraus erhellet, daß Jacob wegen des
 Verhaltens des Grafens, und des Ausgangs die-
 ser Sache ausserordentlich bekümmert gewesen.
 Woher konnte dieses kommen? Seine Zuneigung
 gegen den Grafen war erloschen; und die Ehre so-
 wohl, als die Gerechtigkeit legten ihm die stärksten
 Verbindlichkeiten auf; einen Mann, dessen Ver-
 brechen von einer schreyenden Abscheulichkeit wa-
 ren, der Strenge der Gesetze zu überlassen. Das
 Stillschweigen des Grafens oder die Ablängnung
 des Verbrechens, besonders als dasselbe durch die
 stärksten und unwiderleglichsten Beweise dargethan
 wur.

urde, kan auf seinen Namen keine wahrscheinliche ⁵ Band
 a) Beschuldigung bringen. Wozu diene also ⁴ St.
 dieses unerklärliche Verfahren; alle diese Kunst-
 riffe, welche die Personen, die ihn verhörten,
 anwendeten, um ihn zu vermögen, daß er sich
 der Untersuchung willig unterwürfe, und um ihn
 unter derselben bey Gelassenheit zu erhalten? Noch
 mehr. Jakob gab seinem General-Procurator Be-
 ehl, einen jeden möglichen Fall, der bey der Un-
 tersuchung sich eräugen könnte, vorher zu überden-
 ken und aufzuzeichnen, auch bey jedem seine Mei-
 nung zu eröffnen, damit keine Uebereilung vorge-
 hen, sondern bey jedem vorhergesehenem Vorfal-
 le zugleich das Mittel, ihm abzuhelfen, in Bereit-
 schaft seyn möge. Sir Franz Bacon verfertigte
 also eine Schrift von diesem Inhalte, in welcher
 man verschiedene Anmerkungen von des Königs
 eigener Hand antrifft. Wir wollen nur folgende
 Stelle daraus anführen: „Alle diese Merkmale
 des Mitleidens und der Gnade gegen den So-
 merset, müssen mit dieser Einschränkung verstan-
 den werden: wenn er nicht durch sein verach-
 tungsvolles und übermüthiges Verhalten vor Ge-
 richt, sich derselben unfähig und unwürdig machen
 wird.“ Des Königs Anmerkung auf dem Kan-
 de ist folgendergestalt abgefaßt: „diese Gefahr ist
 wohl vorherzusehen, damit er nicht auf der einen
 Seite unverzeihliche Irthümer begehe, und sich
 auf der andern Seite ihn aus Nachsicht zu straf-
 fen scheine.“ Somerset sollte nicht wegen einer
 Beleidigung gegen den König, sondern wegen des


5 Band grausamen Mords einer Privatperson und seines
 4 St. Freundes, verurtheilet werden. Was bedeutet
 also das verachtungsvolle Verhalten, das man so
 sehr befürchtete? Welches sind die unverzeihlichen
 Irrthümer, zu deren Begehung er verleitet werden
 konnte? Wenn er sich gegen einen Herrn vergangen
 hätte, dem er schon dafür verpflichtet war, daß er
 ihn einer gelinden und billigen Untersuchung über-
 lies, einer Untersuchung, die, verschiedener Um-
 stände halber, unvermeidlich war: so würde die-
 ses, in der Meinung aller Welt, sein Verbrechen
 nur vergrößert, und diesem Herrn einen neuen
 Anlas gegeben haben, wider ihn nach aller Stren-
 ge der Gesetze verfahren zu lassen. Nach diesen
 besondern Umständen dürfen wir es wagen, einen
 Vorfall zu erwähnen, den Sir Anton Weldon er-
 zählt hat. Dieser sagt, daß der Graf, als der
 Lieutenant im Tower, Sir George More, ihm
 eröffnet, er müsse sich auf morgen zu seinem Verhör
 anschicken, schlechterdings sich geweigert zu erschei-
 nen, woserne man ihn nicht mit Gewalt fort-
 schleppte; und daß er hinzugesetzt, der König dür-
 fe sich nicht unterstehen, mit der Untersuchung wi-
 der ihn verfahren zu lassen. Erstaunt über diesen
 kühnen und bedenklichen Ausdruck bat der Lieute-
 nant um Gehör bey dem Könige, um ihm diesen
 Vorgang zu hinterbringen. Als Jakob diese Ge-
 schichte hörte, brach er in Thränen aus, und bat
 den More inständigst, alle seine Geschicklichkeit
 anzuwenden, um seinen Gefangnen zu besänftis-
 gen, und ihn zu Gelassenheit und Gehorsam zu
 bring-

bringen. Der Lieutenant machte einen Versuch, ^{5. Band} und er gelang ihm durch eine List. Weldon be- ^{4. St.}hauptet, daß er diese Geschichte aus des Lieutenants eignem Munde habe: und ob er gleich ein parteyischer Schriftsteller ist, und sich die größten Kühnheiten erlaubt: so machen doch die angeführten authentischen Beweisthümer diese Anecdote nicht unwahrscheinlich. Wir übergehen andre Umstände, so von denjenigen erwähnt werden, welche von dieser Regierung besonders geschrieben haben: und wir wollen nur noch hinzusetzen, daß in der Cabala sich ein Brief von Somerset nach seiner Beurtheilung, an den König Jacob befindet, der von sonderbarem Inhalte ist. Der Graf verlangt, in einer mehr zänkischen und gebieterischen, als unterwürfigen und bittenden Schreibart, daß ihm sein ganzes Vermögen gelassen werden solle; und, der Dunkelheit einiger Ausdrücke ungeachtet, kan man entdecken, daß er ein wichtiges Geheimnis zu verwahren hatte, dessen Bekanntmachung der König fürchtete. Der Ausgang war, daß Jakob ihm so lange als er lebte, einen jährlichen Gehalt von viertausend Pfund gab.

Der Prinz Heinrich starb im Jahr 1612. und wurde von allen beklagt. Seine vortreflichen Eigenschaften hatten ihm die Liebe und die zuversichtlichste Erwartung von ganz England erworben. Mehr war Germanicus nicht der Liebling des römischen Volks: und der frühe Tod beyder Prinzen wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Er hat-

5 Bänd
3 St.
te bey allen Gelegenheiten einen Abscheu gegen Günstlinge, und die größte Verachtung gegen Somerset zu erkennen gegeben: er hatte sogar seinen festen Entschlus erklärt, ihn und die Familie, mit welcher er verbunden war, zu stürzen, so bald er zur Regierung gelangen würde. Ob die erzählte Begebenheit, von welcher sich keine Ursache angeben läßt, einige Beziehung auf den Tod dieses liebenswürdigen Prinzens hatte, oder ob die ganze Sache einen ganz andern Vorfall zum Grunde gehabt, wird dem Urtheil des Lesers überlassen.

Bissiers, der nunmehr die Zuneigung des Königs, ohne Rival besas, erhielt jeden Tag neue Beweise seiner Gnade, indem er zu gleicher Zeit die Ausübung der höchsten Gewalt mehr als theilte. In einer Zeit von wenigen Jahren wurde er Cammerdiener, Stallmeister, Ritter vom Hofenbande, Graf, Marquis, und Herzog von Rutingham, oberster Forstmeister über alle Wälder, und Lord Grosadmiral von England. Er war einer von den Wundern des Glücks, die, wie der gemeine Mann vom Cometen glaubt, dann und wann auf der Welt erscheinen, um sie zu erschrecken und zu züchtigen: ein deutlicher Beweis, wie schwer es sey, die höchste Gewalt zu haben, und wie sehr sie dem menschlichen Geschlecht schaden könne, wenn sie diejenigen emporhebt, die verachtet zu werden verdienen. Er zog nach sich eine schlechte, zahlreiche und dürstige Verwandtschaft in die Höhe, gab ihr die wichtigsten und einträglichsten Aemter, verheirathete sie mit den angesehensten

sten Familien, und begnadigte sie alle mit Wür.⁵ Band
 den, auf die gemeinen Unkosten eines ganzen ⁴ St. 
 Volks; und wenn irgend einer von ihnen diesem
 Volke bloß unschädlich war: so war dieses alles,
 was man zu seinem Lobe sagen könnte. Wenn man
 alles dasjenige gelesen hat, was sowohl die Fein-
 de dieses Günstlings wider ihn gesagt, als auch
 was seine Anhänger zu seinem Vortheil angefüh-
 ret haben: so findet man nicht, daß er, so lange
 er unter zwei Regierungen in dem höchsten und un-
 eingeschränktsten Ansehen stand, jemals einen Ent-
 wurf zum Besten seines Vaterlandes gemacht,
 oder jemals eine Unternehmung, die ihm Ehre ge-
 bracht hätte, ausgeführt habe: da doch dieses das
 einzige Criterion ist, nach welchem wir diejenigen
 beurtheilen müssen, welche den Staat verwalten.
 Daß die spanische Vermählung endlich zurückgieng,
 war bloß ein Opfer, welches seiner Eitelkeit und
 Empfindlichkeit gemacht wurde. Unterdeßen muss-
 ten von dem Eigensinne dieses Jünglings die vor-
 nehmiesten und geschicktesten Männer des König-
 reichs gänzlich abhängen; sowohl in Absicht auf
 ihren Zutritt bey Hofe, als auch in Ansehung ih-
 rer Beförderung und einer jeden Gelegenheit, ih-
 rem Vaterlande und ihrem Könige nützlich zu seyn.
 Sir Franz Bacon sahe dieses wohl ein, und be-
 warb sich mit besonderm Eifer um seine Freunds-
 chaft. Aber er mus die ganze Slaveren und al-
 le unangenehme Umstände seiner Verfassung ge-
 fühlt haben, wenn er, um mit dem Könige wohl
 zu stehen, für nöthig fand, den Kentmeister über
 Na 4 das

4. St.
 Hand das Vermögen, wozu dieser junge Mensch gelangt war, abzugeben, und auf die Mittel und Wege zur Verbesserung seiner Güter und zur Erhöhung der Einkünfte von seinen Stellen, zu denken. Es ist wahr, er fand seine Rechnung bey diesem Dienste, da er ihm die sichersten Mittel an die Hand gab, seine eigne Beförderung zu betreiben; allein, für eine grosse und würdige Seele, ist eine auf so niedrige Art erlangte Beförderung, nur eine verdeckte und überguldete Schande.

Der Lord Canzler Egerton, welcher sehr alt und entkräftet war, hatte den König oft gebeten, ihn seines beschwerlichen Amtes zu entlassen. Er war nunmehr sieben und siebenzig Jahr alt, und hatte seit dem Jahre 1596. in der Canzley den Vortritt gehabt. Er hatte, als Richter in Privat Sachen, sich einen unbefleckten Ruhm erworben; aber sein öffentliches Verhalten hatte er allemal nach den Vorschriften des Hofes zu sehr eingerichtet; eine Willfährigkeit, die bey einem Manne, dem ein so grosser und wichtiger Posten anvertrauet ist, ein gefährliches Beispiel giebt. Zu dieser hohen Würde suchte Sir Franz Bacon ingeheim zu gelangen: und da dieselbe das einzige Ziel seiner Ehrbegierde war: so hatte er alle seine Bemühungen in dem Dienste des Königs dahin gerichtet, sie zu verdienen. Zu gleicher Zeit unterlies er nicht, seine Absichten durch Buckingham's Ansehen zu unterstützen. Seine Ehrbegierde verleitetete ihn, daß er sich zu Kunstgriffen herablies; die eben so gewöhnlich

wöhnlich

öhnlich an Höfen sind, als sie niedrig und unver-⁵ Band
antwortlich sind. Er bemühet sich, dem Königt.⁴ St.
ze eine nachtheilige Meinung von den Männern
zuzubringen, welche die Stimme des Publici zu
eben dieser Würde bestimmen möchte, und die
dahero von ihm als seine Rivals angesehen wur-
den. Er war besonders auf Sir Eduard Coke
eifersüchtig, und beschrieb ihn als einen Mann,
der von sich selbst sehr eingenommen sey; als einen
Mann, der sich um die Zuneigung des Volks sehr
bemühe, und der allem Ansehen nach sich bestre-
ben würde, der Nation gefällig zu seyn, wenn er
ihm vorgezogen werden sollte. Von sich selbst
rühmte er, daß sein grosses Verdienst in Gehorsam
und Unterwürfigkeit, und in dem Ansehn bestünde,
welches er unter den Gemeinen habe, und daß er
fähig wäre, in dem Unterhause des Parlaments
viel auszurichten; ein Dienst, den er an einem
Großkanzler für wichtiger ansieht, als unter Par-
teyen ein billiges Urtheil zu fällen. Diese Mei-
nung von seinem eignen Ansehn bey der Nation
war nicht ungegründet. Das Parlament, wel-
ches 1614. seine Sitzungen hielt, gab ihm unge-
meine Kennzeichen von Gewogenheit und Zutrauen,
ungeachtet dasselbe wider die Ministers überhaupt
aufferordentlich eingenommen war. Als in dem
Hause der Gemeinen der Einwurf gemacht wurde,
daß eine Stelle in demselben mit dem Amte eines
General-Anwalts sich nicht vertrüge, weil dieses
Amt eine beständige Gegenwart in dem Oberhause
erfordere: so wurde dieser Einwurf von den Ge-

5 **S**aub meinen, aus einer besondern Achtung gegen Sir
 + **St.** Franz Bacon nicht in Betrachtung gezogen, und
 es wurde ihm dahero verstattet, seine Stelle unter
 ihnen zu behalten. Wenn wir weiter anmerken,
 daß der König ihn zu der Würde eines geheimen
 Raths erhob, da er noch diese Stelle bekleidete:
 so wird dieses hinlänglich seyn, zu beweisen, mit
 wie viel Klugheit und Vorsicht er sich sowohl ge-
 gen den Hof, als gegen die Nation zu betragen
 wußte. Er hatte also die Zuneigung eines Prin-
 zen, der von allen seinen Dienern eine uneinge-
 schränkte Unterwürfigkeit gegen seine Maximen in
 der Regierung forderte; und er mußte mit einem
 Parlament auszukommen, das wegen dieser Ma-
 ximen wider den König und wider alle, die seine
 Gnade hatten, eingenommen war.

Seine Insimuationen hatte die gewünschte
 Wirkung. Als der Kanzler die Siegel freywillig
 niederlegte: so wurden dieselben am 7. März 1617.
 dem Sir Franz Bacon gegeben, mit dem Titel
 des Lord Siegelbewahrers. Durch dessen Ansehn
 er besonders zu dieser Würde gelanget, läßt sich
 aus dem Danksagungsschreiben wahrnehmen, wel-
 ches er noch an eben diesem Tage an Bucking-
 ham ablies.

Wenige Tage nachdem er die Siegel erhalten
 hatte, reisete der König nach Schotland, von
 seinem Günstling begleitet, der zugleich sein erster
 Minister war; denn an ihn wendete man sich we-
 gen aller öffentlichen Vorfällenheiten, und wegen
 aller

über Privatgeschäfte, und meistens wurden's Band
 dieselben, nach seiner Phantasie besorgt. Die ⁴ St.
 größte Sache, welche damals sein Geheimrath
 in Ueberlegung zog, und welche auf sein nachher-
 iges Verhalten einen unglücklichen Einfluß hatte,
 war die Vermählung des Prinzen Karls mit der
 Infantin von Spanien. Auf diesem Entschlusse,
 so sehr er auch allen Regeln einer guten Politik
 entgegen war, beharrte er sieben Jahre hinterein-
 ander, wider seinen eignen Vortheil, wider die
 allgemeine Stimme seines Volks, blos in der Ab-
 sicht, sich die eingebildete Ehre einer Verbindung
 mit einem gekrönten Haupte zu verschaffen: denn
 er glaubte, daß alle andre Verbindungen, unter
 seiner königlichen Würde wären. Sir Franz Bar-
 con, der die Eitelkeit und Gefahr dieser Absicht
 wohl einsah, aber der nicht Entschlossenheit genug
 hatte, vollkommen redlich zu seyn, begnügte sich
 damit, daß er gelassen vorstellte es würde nöthig
 seyn, die einmüthigen Stimmen des Geheim-
 raths zu haben, die Privatmeinungen möchten
 seyn, welche sie wollten. Diese Erinnerung war
 nicht hinlänglich, dem Könige die Augen zu öffnen.
 Er lief vielmehr blindlings in den Fallstrick, den
 ihm Gundamar gelegt hatte. Dieser Staats-
 mann, der sowohl wegen seiner possenhaften Ein-
 fälle, als wegen seines Talents zur Intrigue be-
 rühmt ist, hatte eine völlige Gewalt über Jakob
 gewonnen, und er verleitetete ihn von einem Irr-
 thum zu den andern: bis er ihn endlich so weit
 brachte, daß er sein Gewissen dem Pabste und
 seine

s Wand seine Ehre der Nachgier Philips, durch den Tod
¹ St. seines rechtschaffenen Untertanen, des Sir Walter
 Raleigh, des letzten Schreckens von Spanien,
 und des einzigen noch lebenden Favorits der Kö-
 nigin Elisabeth, aufopferte. Die Holländer zogen
 auch Vortheile aus des Königs Schwäche und
 Bedürfnissen: Da die verpfändeten Städte noch
 immer in den Händen der Engländer waren: so
 befürchteten die Staaten, daß das spanische Mi-
 nisterium den König Jakob, welcher seine Neigung
 zu der Vermählung gar nicht verbergen konnte, so
 weit bringen möchte, diese wichtigen Plätze in ih-
 re Hände zu geben. Sie mußten zu gleicher Zeit,
 daß seine Schätze erschöpft, und seine Hofleute
 unerfättlich waren. Ihre Absicht zu erreichen,
 hörten sie auf einmal auf, die Engländer, welche
 zur Besatzung in diesen Plätzen lagen, zu besol-
 den, wie sie nach den gemachten Verträgen zu thun
 schuldig waren. Als man darüber bey den hollän-
 dischen Gesandten zu London: Klage führte; so gab
 er, als von sich selbst, einigen Ministern zu erken-
 nen, daß, wosferne der König Jakob dieses von
 ihnen verlangen würde, so würden sie, aus Ach-
 tung gegen ihn, Gelder gegen die höchste Verzins-
 ung aufnehmen, und auf einmal die ganze der
 Krone England schulbige Summe bezahlen. Die-
 se List gelang. Jakob schrieb an die Staaten:
 und man trat sogleich wegen dieser Sache in Un-
 terhandlung. Barnevelt, welcher von ihnen ab-
 geschickt wurde, betrieb diese Sache mit so vieler
 Geschicklichkeit, daß der König sich gefallen lies,
 die

Die verpfändeten Städte gegen weniger als drey ⁵ Band
Millionen Gulden abzutreten; an statt der acht ⁴ St.
Millionen, die ihnen die Königin Elisabeth bezah-
let hatte, und wovon seit achtzehn Jahren die
Zinsen aufgelaufen waren. So waren die Vor-
fälle beschaffen, die sich unter dieser Regierung er-
äugeten; und sie sind geschickt, den Schriftsteller
zu ermüden, und den Leser misvergnügt zu ma-
chen.

Unter der Abwesenheit des Königs eräugete
sich eine Begebenheit, die zwar an sich von gerin-
ger Wichtigkeit ist; die aber uns ein ächtes Bild
der damaligen Zeiten vor Augen leget und einen
Beweis abgiebt, in was für einer elenden Schla-
verey der Favorit alle diejenigen schmachten lies,
welche in öffentlichen Bedienungen standen. Er
war im Begriff den Sir Franz Bacon zu stürzen,
die Person, welche er mit so vielem Rechte hatte
erheben helfen; nicht um deswillen, weil er einen
Fehler oder eine Nachlässigkeit in dem Dienste sei-
nes Herrn begangen hätte, sondern weil er in einer
Sache, die blos seine eigne Familie betraf, eine ge-
wisse Meinung geäußert hatte. In der That war
er bey seiner Gewalt so unbeständig, und so über-
müthig, daß die eigensinnige Entsetzung der köntg-
lichen Bedienten von ihren Würden das erste Un-
terscheidungszeichen seines dreyzehnjährigen An-
sehns ausmacht, welches, nach der Anmerkung
des Oijthoso ⁴ ^{arbat} *). einer verderblichen Ueber-
schwem-

*) Im Leben des Erzbischofs Williams, im 2.
Theile S. 19.

5 Wandlung gleich, die an einem Orte ein Stück Land mit
 4 St. sich fortreißt, um es an einem andern wieder anzulegen. Die Begebenheit war folgende: Das Jahr zuvor war der Lord Coke seiner Würde als Präsident von der königlichen Bank entsetzt worden, und in Ungnade gefallen. Der Hof fand bey verschiedenen Vorfällen, daß er kein Freund von einem willkührlichen Verfahren, oder von den Vorrechten war, wie man sie zu nennen pflegte: sondern er beharrte unveränderlich bey seinem Vorsatz, die Ehre seines Posten, auf eine redliche Art zu behaupten. Ein gewisser Preamant war beschuldigt worden, daß er in eine Predigt verschiedene Stellen eingerückt habe, welche für einen Hochverrath gehalten wurden, weil sie das Ministerium anzugehen schienen; aber diese Predigt war niemals gehalten, noch zur öffentlichen Bekanntmachung jemals bestimmt worden. Der König, welcher in diesem Punkte über alle Maassen argwöhnisch war, befürchtete, daß dieser Mann, bey der Untersuchung losgesprochen, oder doch zu keiner Todesstrafe verurtheilt werden möchte, und befahl daher seinem Generalanwalt Bacon, die Richter vor der Hand auszuforschen, und ihre Meinungen, in geheim und besonders, zu sammeln. Lord Coke verweigerte sich schlechterdings die seine zu sagen, weil er dieses Ohren. Botken, wie er es nannte, den Gewohnheiten des Reichs wider fand, und für neu und schädlich ^{ausf. 11m} ansah. Eben diese Zeit entschied er eine Sache nach dem gemeinen Rechte. Der Kläger, welcher sich für ^{beschwert}

Schwert hielt, wollte bey seiner Entscheidung sich ^{Band} nicht beruhigen, und appellirte an die Kanzlen, ^{4 St.}
 wo der Beklagte zu erscheinen sich weigerte, und
 die Rechtmässigkeit dieses Gerichtshofes in Zwei-
 fel zog. Der Präsident trat ihm hierinnen bey,
 und drohte dem Kanzler mit einer in den Gesetzen
 begründeten Ahndung, weil er auf diese Art eineit-
 zingriff in seine Gerichtsbarkeit thun wolle. Der
 König, welcher in diesem Verfahren gegen den Ge-
 richtshof seiner höchsten Macht, wie Bacon den-
 selben nennet, seine Vorrechte gekränkt zu sehen
 glaubte, lies die Sache von den Geheimenrathe un-
 tersuchen, welcher den Präsidenten verurtheilte,
 wegen desjenigen, was er gethan hatte, eine knien-
 de Abbitte zu leisten. Das Misfallen, welches
 man an ihm hatte, wurde durch sein Verhalten
 in einer Sache des Bischofs von Itchfield und Co-
 ventry vollendet. Chiborne, welcher diese Sa-
 che gegen den Bischof führte, hatte bey der Anzei-
 ge derselben verschiedene Sätze behauptet, die der
 höchsten und oberherrlichen Gewalt des Königs,
 als welche man von seiner ordentlichen Macht un-
 terschied, und von einer höhern Natur zu seyn
 glaubte, für nachtheilig und schädlich hielt. Als
 der König durch Bacon hiervon benachrichtiget
 wurde; so befahl er den Richtern an, in dieser
 Sache mit fernerm Verfahren anzustehen, bis sie
 sich mit ihm vernommen hätten. Die Richter
 versammelten sich; und faßten den einmüthigen
 Schluß, diesem Befehl nicht nachzukommen; weil
 der Brief, den sie erhalten, den Gesetzen zuwider
 sey,

3. Band sey, und weil sie, vermöge ihres geleisteten Eides
 4. Et. und ihrer richterlichen Pflicht die Handhabung der
 Gerechtigkeit nicht verzögern könnten, dahero sie in
 der Sache, zu gehöriger Zeit, verfahren hätten.
 Sie benachrichtigten hiervon den König in einem
 Schreiben, das sie alle mit ihrer Hand unterzeich-
 net hatten. Auf diese Vorstellung schrieb er ih-
 nen einen Brief voller Unwillen, und befahl ihnen
 schlechterdings, mit Allem Verfahren in dieser Sa-
 che, bis zu seiner Rückkunft nach London anzuste-
 hen. Sie wurden alsden vor den Geheimrath
 gefordert, und bekamen einen harten Verweis,
 daß sie seine Vorrechte von gemeinen Rechtsge-
 lehrten hätten behandeln lassen, da dieselben doch
 viel zu heilig und herrlich wären, als daß sie durch
 gemeine Gründe unterstützt werden könnten. Zu-
 letzt erhob er seine Stimme, um sie durch Furcht
 zur Unterwerfung zu vermögen, und lezte einem
 nach dem andern diese Frage vor: „ob sie, wenn
 „er finden würde, daß eine vor den Richtern
 „abhängige Sache seinen Nutzen oder seine Gewalt
 „angehe, und er dahero verlangen würde, sich
 „mit ihm zu vernehmen, und indeßen mit weiterm
 „Verfahren anzustehen: ob sie nicht alsdenn da-
 „mit anstehen müßten.“? Alle, der Präsident aus-
 genommen, erkanteten dieses für ihre Schuldigkeit.
 Seine Antwort verdient unvergessen zu bleiben:
 „wenn ein solcher Fall sich eräugen würde, so
 „würde er das thun, was einem Richter zu thun ob-
 „liege.“

Aber diesem grossen Rechtsgelehrten, der Muths Band
 genug hatte, dem Könige ins Angesicht zu wider-^{4 St.}
 sprechen, fehlte die Unabhängigkeit der Seele, wel-
 che allein geschickt macht, die Einsamkeit und den
 Umgang mit sich selbst zu vertragen. Seinen Fall,
 der ihm mehr Ehre brachte, als alle seine Aemter,
 konnte er nicht ertragen; und dahero wendete er bald
 darauf alle Mühe an die Gnade des Königs wie-
 der zu erhalten. In dieser Absicht wendete er sich
 an den Favoriten mit einem Anerbieten, wovon
 er nichts hören wollte, als man es ihm ehemals
 gethan hatte. Vor seinem Falle verweigerte er sich,
 nicht ohne Verachtung, seine Tochter dem Sir
 John Billiers zur Ehe zu geben. Er ersuchte
 nunmehr eben diese Person unterthänigst, ihn mit
 dieser Verbindung zu beehren, und er trug dem
 Secretär Winwood auf, dem Buckingham zu sa-
 gen, wie nahe ihm das gehe, was mit Bucking-
 jams Bruder vorgegangen sey, und wie innig er
 wünschte, daß diese Verbindung zu stande gebracht
 werden möchte, mit dem Zusaze, daß sie selbst die
 Bedingungen des Ehevertrags machen sollten,
 wenn sein Vorschlag angenommen würde. Da
 die junge Lady nicht nur eine berühmte Schön-
 heit war, sondern auch viel Vermögen hatte; so
 machte die Person, welche dieser Vorschlag an-
 nehmten, keine Schwierigkeit, ihn anzunehmen,
 und seine Mutter empfahl denselben ihm
 dem andern Sohne eifrigst. Dieses beunruhigte
 den Lord Siegelbewahrer Bacon. Eifersüchtig
 auf den Ruhm des Coke fürchtete er seine Verbin-
 dung

5 Bindung mit einer so mächtigen Familie. Seine Ein-
 4 St. bildungskraft stellte ihm alle Gefahr vor, die sei-
 nem gegenwärtigen und künftigen Glücke von die-
 ser Verbindung bevorstehen könnte, und er konnte
 nicht vergeßen, daß er seinem Antagonisten mit
 einer Fremdmüthigkeit begegnet habe, die ihn mehr
 aufbringen als warnen können. Diese Furcht
 trieb ihn an, auf Mittel zu denken, wodurch diese
 Heirath hintertrieben werden könnte. Er wollte
 derselben solche Einwürfe entgegensetzen, die den
 König und seinen Liebling, um des allgemeinen
 Besten willen, aufmerksam machen sollten. Die
 Briefe, welche er bey dieser Gelegenheit an beide
 ablies, sind mit der Verlegenheit eines Mannes
 geschrieben, der etwas befürchtet, das er doch nicht
 gestehen will, der sich stellt, als ob er nicht den
 mindesten Antheil daran nehme, seine Vorsicht mit
 Stillschweigen übergeht, und nur bey solchen Be-
 trachtungen sich weitläufig verweilet, welche die-
 jenigen angehen, denen er Dienste leisten zu wollen
 vorgiebt. Aber dieser Kunstgriff gelang ihm nicht.
 Er wurde von Buckingham übel aufgenommen,
 und der König wies ihn mit einer harten Antwort
 zurück. Auch die Lady, welche von der Rolle, die
 er gespielt hatte, benachrichtiget worden war, ließ
 ihrer Zunge freyen Lauf, und spottete über ihn mit
 einer Bitterkeit, die den Frauenzimmern eigen ist,
 wenn man ihren Absichten Hindernisse in den Weg
 legt. Da er solchergestalt, um einer entfern-
 ten und ungemissen Gefahr zu entgehen, sich in eine
 nahe und gewisse gestürzt hatte: so machte er sich kein
 Beden-

Bedenken, auf einmal eine andre Gestalt anzunehmen, seinen ehemaligen Gesinnungen entgegen zu handeln; und ungebeten der Mutter der jungen ady seine Vermittelung zur Beförderung der Heirath anzubieten, die er vorher zu hindern sich betrebet hatte. Von solchen nichtsbedeutenden Begebenheiten hängt das Schicksal der Minister ab; und zu so niedrigen und schändlichen Künsten muß der Ehrgeiz sich oft herunterlassen. Die Familie hörte nicht auf, ihm Vorwürfe zu machen, und er kühlte lange die Angst des Herzens, die ein ehrgeiziger Mann empfinden muß, wenn sein ganzes Ansehen der Willkühr eines königlichen Lieblings überlassen ist, der jung und stolz auf seine Erhebung ist, und sich selbst für beleidigt hält. Sie wurden zuletzt wieder ausgesöhnet: und ihre Freundschaft, wenn die Willfährigkeit des einen gegen den Eigensinn des andern, den Namen der Freundschaft verdienet, dauerte einige Jahre ununterbrochen fort; indessen daß Buckingham täglich die hohen Kronbedienten, nach den Vorschriften seiner Phantasie, seines Unwillens und seines Eigennutzes, einsetzte und absetzte; einer jeden Privatperson, die in einem Gerichtshofe etwas suchte, nach ihrem Verhalten gegen ihn, entweder behülflich oder hinderlich war; einen jeden unrechtmäßigen Entwurf, der ihn oder seine Verwandtschaft auf das geschwindeste bereichern konnte, unterstützte und beförderte. Mit einem Worte, er machte sich selbst dem Herrn furchtbar, der ihn aus dem Staube gezogen hatte, und für den er, wegen seiner

5 ^{Er.} **Band** Macht, hätte Ehrfurcht haben sollen; und dieses
 + **Er.** alles mitten in der Zerstreung eines Lebens, das
 er mit abgeschmackten und strafbaren Lustbarkeiten
 zubrachte.

Im Anfange des Jahrs 1619. wurde Sir
 Franz Bacon zum Lord Groskanzler von England,
 und kurz darauf zum Baron von Verulam erho-
 ben; welchen Titel er das folgende Jahr mit dem
 Titel des Viscount St. Alban vertauschte. Be-
 gebenheiten dieser Art müssen in seinem Leben nur
 kurz erzählt werden; er war ein so großer Mann,
 daß keine äußerlichen Ehrenstellen seinen Namen
 noch mehr verherrlichen konnten. Wären sie un-
 mittelbare Belohnungen der eblern Dienste, die
 er seinem Vaterlande erzeigt hatte, und die er
 ihm zu erzeigen beständig bedacht war: so würden
 sie um desjenigen willen, der sie ihm gab, eine
 grössere Aufmerksamkeit verdienen.

Weder die Wichtigkeit und die Mannichfal-
 tigkeit seiner Geschäfte, noch der Pracht des Ho-
 fes konnten seine Aufmerksamkeit von der Philoso-
 phie abwenden. Jene waren seine Abhaltungen
 und Hindernungen; diese war seine geliebte Be-
 schäftigung, und fast das einzige Vergnügen, das
 er sich in seinen freyeren und besseren Stunden er-
 laubte. Er gab im Jahr 1620. sein *Novum*
Organon heraus, als den andern Theil seiner
 großen Wiederherstellung der Wissenschaften;
 ein Werk, über dessen Einrichtung, Aenderung
 und Ausbesserung er zwölf Jahre zugebracht hatte,
 bis

bis er es ganz in einer Reihe von Aphorismen aus. 5 Band arbeitete, wie es gegenwärtig vorhanden ist. ^{+ St.}

Von allen seinen Schriften scheint er dieses Werk auf das genaueste übersehen, und mit dem strengsten Urtheile vollendet zu haben. In der That läßt die Gestalt die er ihm gegeben hat, nichts fremdes, nichts das bloß zur Zierde dient, zu. Der Schimmer und die Ausschmückungen der Einbildungskraft, die Anmuth und der Wohlklang des Stils sind hier bey Seite gesetzt, als Schönheiten, die entweder überflüssig, oder doch von einem niedrigen Range sind. Der Verfasser hat über dieses verschiedene Ausdrücke in einem neuen und besondern Verstande gebraucht, welches einige Leser abgeschreckt haben mag, so wie andre dasselbe eben so unverständlich zu finden sich eingebildet haben, als die Schrecknisse eines Vacuum, die Quiditäten, und substantialen Formen der Philosophie, die er um ihr Ansehen zu bringen sich bemühet; und daher ist dieses Werk von allen seinen Schriften am wenigsten gelesen und verstanden worden. Es sollte eine Vernunftlehre von größerm Nutzen und von einem größern Umfange seyn, als die Welt jemals gesehen hatte. Eine Wissenschaft, die es nicht bloß mit Syllogismen, und mit den verschiedenen Figuren der Schlüsse zu thun hat, welche zuweilen zur Anordnung schon bekannter Wahrheiten, oder zur Entdeckung der Trugschlüsse, die unter unserer oder anderer Leute Art zu schlüssen verborgen liegen, dienen können: sondern diese Wissen-

B b 3

schaft

3. Band
 4. St.

schaft ist eine Erfinderin der Künste, und eine
 Gebährerin neuer, wichtiger, und in dem menschl-
 icken Leben gemeinnütziger Entdeckungen. Dies-
 ses trägt er vor, indem er unsre Aufmerksamkeit
 von den Begriffen zu den Dingen selbst; von je-
 nen subtilen und unnützen Speculationen, die den
 Verstand blenden, aber nicht erhellen, zu einer
 richtigen und vernünftigen Untersuchung der Ge-
 setze und Kräfte der Natur, auf einem Wege
 hinleitet, der den Welsen, welche Wahrheit und
 Unterricht zu dem einzigen Endzweck ihrer Unter-
 suchungen machen, so wohl ansteht. In dieser
 Absicht war seine erste Bemühung, aus der See-
 le alle diejenigen Irrthümer auszurotten, welche
 in derselben entweder von Natur aufwachsen, oder
 durch die Erziehung darein gepflanzt und durch
 das Ansehen der Männer unterhalten worden sind,
 deren Schriften ein verjährtes Recht erlangt ha-
 ben, das menschliche Geschlecht zu Irrthümern
 zu verleiten. Einer Seele, die auf diese Art zu
 der Unterweisung zubereitet worden, trägt er den
 zweyten und scientificischen Theil seines Werks vor,
 die wahre Methode, die Natur aus den Bege-
 benheiten und Beobachtungen, und durch gesun-
 de und ächte Folgerungen zu erklären, die weit
 von der kindischen Kunst unterschieden sind, wel-
 che bis zu der damaligen Zeit in der Philosophie
 allein die Oberhand behalten hatte. Die seinige
 erfordert eine hnlängliche und genaue Sammlung
 von den für und wider eine Streitfrage gebrauch-
 ten Beweisgründen, welche mit Fleis zusammen-
 getragen

getragen und mit einer unparteyischen Aufrichtig-⁵ Band
keit erzählt seyn müssen: woraus, nach einer ⁴ St.
örgfältigen Prüfung derselben, und wenn man
icher seyn darf, daß keine widersprechenden Be-
weisthümer angezogen werden können, am Ende
eine nützliche und zu weitem Entdeckungen führen-
de Wahrheit hergeleitet werden kan. Auf diese
Art sind in jeder Wissenschaft Erfahrungen und
Schlüsse, zu einer wechselseitigen Unterstützung
zu vereinigen.

Da wir nunmehr zu der wichtigsten Bege-
benheit in unsers Verfassers Leben kommen, wel-
ches sich mit einem traurigen Unfall in Absicht
auf sein Glück sowohl als auf seine Ehre endigte:
so will es nöthig seyn, die Ursachen, welche die-
ses hervorgebracht haben, Schritt vor Schritt an-
zuzeigen, besonders da diese Sache bishero noch
nicht in dem Gesichtspuncte betrachtet worden ist,
der sie wichtig und lehrreich macht. Es wird
sich deutlich veroffenbaren, daß er, seine Verbre-
chen mögen gewesen seyn welche sie wollen, der
Sicherheit eines andern, der strafbarer, als
er, war, aufgeopfert wurde, und daß dieses das
Verfahren eines übelurtheilenden Herrns war,
der es für ein größeres Verdienst hielt, wenn
man ihn in einem gewissen Grade belustigte, als
wenn man ihm im höchsten Grade nützlich
war.

Unter den Schwachheiten des Königs Jakob
war seine Eitelkeit die schädlichste für seine eigene
Familie sowohl, als für die Nation überhaupt.

5 Band Er legte gewissen chimärischen Vorzügen in seiner
 4 St. Person; dem ihm anhängenden Rechte, wodurch
 er zur Krone von England gelangt zu seyn vorkam;
 gab; seiner langen Bekantschaft mit den ersten
 Geheimnissen der Regierungskunst und seinen un-
 gemeinen Vollkommenheiten in der Gelehrsamkeit,
 einen unendlichen Werth bey. Seine vornehmste
 Maxime war: wer nicht gelernt hat, sich zu
 verstellen, der weis nicht zu regieren; aber es
 scheint, daß er von einer andern Maxime, ohne
 welche die erste von keinen guten Folgen seyn kan,
 nichts gehört habe: allen Schein einer List zu
 verbergen, und sie unter die Maske der Aufrich-
 tigkeit und Treuherzigkeit zu verstecken. Er
 hingegen entdeckte sein ganzes Spiel seinen Un-
 terthanen und Fremden zugleich, so daß bey sei-
 nen Unternehmungen mit den erstern und bey sei-
 nen Negotiationen mit den letztern dieser Salo-
 mon allemal hintergangen wurde. Er besas in
 der That viel Gelehrsamkeit; aber eine Gelehr-
 samkeit, die ein König nicht haben sollte, den
 wahren Auswurf der Scholastiker, der ihm zu
 weiter nichts, als zu einer unnöthigen Geschwin-
 digkeit in allen Stücken verhalf; und er erlaubte
 sich die ausserordentliche Pedanterey, es bey aller
 Gelegenheit merken zu lassen. Wegen dieser
 Punkte wurde er von den giftigsten aller Schmeich-
 ler, den ernstesten und ehrwürdigsten Geistlichen, über
 alle Maasse erhoben: aus dieser Ursache, und
 weil sie ihn, zu einer sehr unföniglichen Anwen-
 dung seines Talents aufmunterten, machte er bey
 vielen

telen Gelegenheiten seine Macht zu dem niedri- ^{Band}
 en Werkzeug, ihre Leidenschaften und Herrsch- ^{4 St.}
 ucht zu befriedigen. Zur Vergeltung machten
 sie für ihn ein vor allen menschlichen Geschlechtern
 vorhergehendes und über dieselben erhabenes Be-
 ugnis, ja ein göttliches Recht ausfindig, ohne
 Widerspruch Schwachheiten zu haben, und Bos-
 heiten auszuüben. Und diese Lehre, so schrecklich
 sie ist, unterstanden sie sich aus der heiligen Schrift
 herzuleiten. Würde sie in derselben gefunden,
 welches ohne Gotteslästerung nicht behauptet wer-
 den kan: so wäre dieses der Triumph des Un-
 glaubens, und ein Beweis, daß diese heilige
 Schriften nicht von Gott sondern von einem ihm
 und aller Tugend gehässigen Wesen eingegeben
 worden sey. Diese Lehre, welche mit seiner ei-
 genen verkehrten Denkungsart übereinkam, mach-
 te, daß er seine Unterthanen als Slaven, und
 ein Parlament als Leute ansah, die sich einer
 Macht anmasseten, zu welcher sie gar kein Recht,
 oder aufs höchste nur ein erbetenes Recht hätten:
 und er hatte nunmehr seit sieben Jahren sich be-
 treibt ohne dasselbe zu regieren, einen Vortheil,
 der von dem Vortheil seines Volks unterschieden
 sey, festzusetzen, und seinen Bedürfnissen durch
 alle Mittel und Wege abzuhelpen, nur nicht
 durch solche, die in der Reichsverfassung gegrün-
 det sind. Diese Grundsätze wurden ihm von den
 argsten Feinden der Republik, von den Projecte-
 nachern und Monopolisten, bengebracht; den
 unwürdigen Geschöpfen, welche mit dem Na-
 men

r Band men und Anfehn des Buckingham sich schützten,
 † St und seine Protection ihm außerordentlich bezahl-
 ten, auf Unkosten eines Volks, das sie unter-
 drückten, und verschlangen. Auch seine Mutter,
 die nunmehr für sich selbst in den Grafenstand
 erhoben worden war, eine Frau, die zu boshaf-
 ten Unternehmungen geböhren war, sich in alles
 mengte, und einen unersättlichen Geiz besas, hat-
 te viele Schuld an diesen Vorfällen: sie be-
 förderte ein jedes Project, das ihr Geld einbrach-
 te; und durch die große Gewalt, die sie über ih-
 ren Sohn hatte, gelang ihr jeder schändlicher
 Streich, den sie unternahm. Unter einer solchen
 Regierung, da England in der That von einem
 ausschweifenden Jüngling, der selbst in den Hän-
 den einer Frau voll Ränke und Habsucht war,
 beherrscht wurde, ist es nicht zu verwundern,
 daß das Volk durch ungesetzmäßige Patente,
 durch Monopolien, und andere schädliche Pro-
 jecte, die nur wenige reich machen, und tausend
 ins Verderben stürzen konnten, geplagt und ge-
 plündert wurde. Alle diese Patente, sie mochten
 erlangt worden seyn, wie sie nur wollten, bekräf-
 tigte der Kanzler, als ein Anhänger des Buring-
 ham, auf das bereitwilligste und fast blindlings,
 mit dem Siegel. Oder wenn er es ja zuweilen
 wagte, zu erinnern, daß einige davon den Gese-
 hen zuwider wären: so war doch seine Vorstel-
 lung zu furchtsam und zu wenig unterstützet, als
 daß sie einige Wirkung hervorbringen konnte. Dies
 ses ist der große Flecken in seinem Character, daß
 er

er den Ehrenposten, in welchem ihn die Vorsicht ^{4 St.} ~~Wand~~
 gesetzt hatte, auf den Gränzen zwischen den köni-
 glichen Vorrechten und der Freyheit, verlies,
 oder verabsäumte, und daß, wenn er die tägli-
 chen Beleidigungen der letztern nicht beförderte,
 er doch Nachsicht gegen dieselben hatte. Dieses
 war wider seine Neigung und wider seine bessere
 Einsicht. Denn da er wohl wusste, daß der wah-
 re Vortheil seines Herrn in einem guten Ver-
 nehmen mit seinem Volke bestünde: so hatte
 er ihm oft gerathen, das Parlament fleißig zu-
 sammenzurufen, und, wegen der zur Regierung
 erforderlichen Bedürfnisse, sich auf die Zunei-
 gung der Nation zu verlassen. Obgleich ein sol-
 cher Rath allen Maximen entgegen war, wo-
 durch dieser Monarch seine Macht zu befestigen
 glaubte; und ob er gleich entschlossen war, kein
 Parlament weiter zuzulassen, weil er die Glieder
 desselben für Leute ansah, die in seine Vorrechte
 Eingriffe thäten, und sich selbst grösser, ihren
 Regenten aber kleiner, als sich gezieme, mach-
 ten: so wurde er doch so weit gebracht, daß er
 den Entschluß fasste, die beyden Häuser noch
 einmal zusammen zu rufen. In der That machte
 die Beschaffenheit seiner Umstände dieses noth-
 wendig. Seine Unterthanen wurden zwar ge-
 drückt und ausgefogen; aber er war in beständi-
 gem Mangel an Gelde: die unwürdigen Leute,
 auf die er sein Ansehn übertragen hatte, liessen
 ihm wenig mehr übrig, als ehen allgemeinen
 Has, der durch die in seinem Namen von ihnen
 begang-

3^{ter} Band heqaanqnen Räubereneu veranlaſſte wurde. Hiern
 1^{te} St. kam, daß die damaligen Coniuncturen ihm die
 Erhaltung ſtarker Subſidien von den Gemeinen
 zu verſichern ſchien. Da die ganze Nation einen
 ungemeynen Eifer bezeigte, die Piaz ſeinem un-
 glücklichen Schwiegerſohn wieder zu verſchaffen:
 ſo hatte er Urſache zu erwarten, daß, auf ſeine
 Verſicherung, einen Krieg mit Ernst anzufangen,
 ſie ihm anſehnliche Subſidien verwilligen würden,
 die er nachhero zu andern ſeinem Genie und ſei-
 nen Gefinnungen gemäſſern Abſichten anwenden
 könnte; welches er auch wirklich that.

Das Parlament wurde zuſammen berufen;
 und es ſieng ſeine Sitzungen den 20. Jänner 1621
 an. Der König hatte ſich in ſeiner Vermuthung
 nicht ganz geirret: denn die Gemeinen bewilligten
 ihm ſofort zwey völlige Subſidien; aber ſie ſtell-
 ten zugleich eine genaue Unterſuchung über die
 willkührlichen Auflagen an, welche ſeit ſieben Jah-
 ren, dem Volke unerträglich geworden waren.
 Unter den Monopolien waren beſonders drey mit
 der offenbarſten Ungerechtigkeit und Unterdrückung
 verknüpft. Gewiſſe Perſonen hatten Patente
 vom Könige erhalten, wodurch ſie bevollmäch-
 tigt wurden, von allen Gaſtwirthen und Schenk-
 wirthen in ganz England eine jährliche Abgabe zu
 erheben. Ohne Erlaubniß von dieſen Perſonen
 durfte niemand Gaſtnahrung treiben; und dieje-
 nigen, ſo die Summe, die ihnen dieſe niedrigen
 Werkzeuge der Macht aufzuerlegen beliebt hatten,
 nicht ſonder Anſtand bezahlten, wurden gequält
 und

nd ausgezogen, oder ins Gefängniß geworfen. ^{Band} Dieses war eine fruchtbare Quelle von Bedrückun- ^{St.} en, und sie fielen dem armen Volke sehr schwer. Zween unwürdige Werkzeuge des Favoriten, Rompeffon und Michel, die Dudlens und Empsons der damaligen Zeit, hatten ein Patent erhalten, allein goldne und silberne Spitzen zu verfertigen und zu verkaufen. Der erste war ein Mann von Vermögen, dessen einziger Ehrgeiz war, bemerkt zu werden, obwohl blos durch seine Verbrechen: der andre war ein unbekannter Friedensrichter, der in einem abgelegenen Theile der Stadt eine medlere Nahrung trieb. Sie misbrauchten die Freyheit, welche sie durch das Patent erlangt hatten, indem sie eine große Menge unächtcs Gold und Silber für ächtes vertrieben: und wer es wagte andre Spitzen zu machen und zu verkaufen, der wurde entweder mit Geld oder mit Gefängniß aufs härteste bestraft. Diese Ungerechtigkeiten beglengen sie desto dreister, da der Halbbruder des Favoriten, Sir Eduard Williers, mit ihnen in Gesellschaft war, ob gleich sein Namen in dem Patente nicht stand. Diese und viele andere Beschwerden wurden im Parlament vorgebracht, und heftig gemisbilligt. Aber die Gemeinen blieben hierbey nicht stehen. Sie giengen in ihren Untersuchungen bis zu der ersten Ursache aller Beschwerden zurück, in der Absicht zu entdecken, durch weßent Vorschub die verschiedenen Patente waren gegeben worden, und wie sie durch das Siegel hatten bekräftiget werden können. Man beklagte sich auch
in

9 Band in dem Hause, daß sogar in dem höchsten Gerichts-
 4 St. hofe der Billigkeit Ungerechtigkeiten ausgeübet
 würden. Dieses setzte den König wegen seines
 Kanzlers und wegen seines Lieblings in Unruhe.
 Buckingham wurde unter der Hand benachrichti-
 get, daß sein ganzes Verhalten aufs genaueste un-
 tersucht würde, und daß verschiedene Mitglieder
 des Unterhauses, sehr ingeheim, öftere Zusam-
 menkünfte hielten, in der Absicht, die Schuld al-
 ler und jeder Ungerechtigkeiten und Bedrückungen
 auf ihn zu bringen. Buckinghams Creaturen, die
 über diese Nachricht in große Angst geriethen,
 überredeten ihn, daß er sie und sich selbst gegen al-
 le Ahndung sichern könnte, wenn er den König zur
 Aufhebung des Parlaments zu bewegen suchte; und
 Jakob würde sich gewis aus Furcht zu diesem über-
 eilen und verwegenen Schritte haben verleiten
 lassen, wenn ihm Williams, Dechant von West-
 minster, nicht vernünftige Verstellungen gethan
 hätte. Dieser staatskluge Hofmann rieth ihm, al-
 le Monopollen und bedrückende Freyheitsbriefe,
 durch einen öffentlichen Wiederruf aufzuheben;
 einige von den niedrigern Verbrechern der öf-
 fentlichen Rache aufzuopfern, und das Parla-
 ment mit einer Versicherung zu besänftigen,
 daß diese Abänderungen zuerst von Buckingham
 in Vorschlag gebracht worden wären, da er gefun-
 den habe, wie sehr er von arglistigen Projectma-
 machern hintergangen worden sey. Der König
 entschlos sich, diesem Rath zu folgen; aber er konn-
 te ihm nicht ganz aus der Verlegenheit helfen, in
 der

er er sich befand. Der Kanzler, dessen Erhaltung sein Vortheil erforderte, wurde öffentlich der Bestechung beschuldigt; der Favorit, den er wegen seiner Zuneigung nicht entfernen konnte, wurde ungeheim, und daher auf eine gefährlichere Art, als der Beförderer, wo nicht als der Urheber, aller Ungerechtigkeit, und Bedrückungen angeklagt. Beide zu erretten, war nach Beschaffenheit der Umstände, nicht möglich; und er sah, daß er sich entweder von dem Gegenstand seiner Zuneigung, oder von dem Orakel, das ihm Rath ertheilte, trennen mußte. Es ist leicht zu errathen, wie die Entscheidung eines solchen Prinzens ausgefallen seyn wird. Seine Leidenschaft siegte über seine Vernunft: und Lord St. Alban wurde aufgefertigt, um den Buckingham zu retten. Er durfte sogar zu seiner Vertheidigung nichts sagen. Da er sich durch seine Gelehrsamkeit eine allgemeine Hochachtung erworben hatte; und da seine Beredbarkeit eine einnehmende Kraft hatte: so wollte der König ihm nicht gestatten, vor den Lords zu erscheinen, und seine eigne Sache zu führen. In dem Laufe einer solchen Untersuchung hätte er durch die Entdeckung der übeln Art zu regieren, wovon er unterrichtet war, und der ungesetzmässigen Parteiente, die er hatte befördern müssen, den allgemeinen Haß von sich abwenden, und verursachen können, daß alle Schuld auf Buckingham, den großen Gegenstand der Rache der Nation, zurückgefallen wäre. Die Fehler, die ihm selbst zur Last gelegt wurden, würde er sehr vermindert, und sich dadurch eine

5 Band eine große Änderung der Ahndung verschafft haben,
 4 St. die er außerdem in ihrer ganzen Strenge fühlen
 musste. Er sah dieses alles voraus, aber der Kö-
 nig befahl ihm ausdrücklich, bey der Untersuchung
 nicht gegenwärtig zu seyn, und er versprach ihm
 bey seinem königlichen Worte, ihn bey der endli-
 chen Entscheidung in Schutz zu nehmen; oder,
 wenn er dieses nicht bewerkstelligen könnte, so würde
 er ihm nachhero seine Protection und Gnade wie-
 der auf die vollkommenste Art angedeihen lassen.
 Er gehorchte, und brachte sich ins Verderben.

Den zwölften März wurde von den Gemeinen
 eine Commission niedergesetzt, welche die Misbräu-
 che des obersten Gerichtshofes untersuchen sollte.
 Einige Tage nachher berichtete Sir Robert Phi-
 lips, ein menschenfreundlicher und für das allge-
 meine Beste eingenommener Mann, dem Hause,
 daß von zwei Personen wider den Lord Kanzler,
 wegen genommener Geschenke, Klage geführt wor-
 den wäre. Er erstattete diesen Bericht nicht nur
 ohne alle Bitterkeit, sondern auch in Ausdrücken,
 die eine große Achtung und Zärtlichkeit gegen den
 Angeklagten zu erkennen gaben; er rieth auch, daß
 diese Sache den Peers, ohne Vergrößerung, vor-
 getragen werden möchte. In einer Conferenz die
 den neunzehnten zwischen beyden Häusern gehalten
 wurde, beschlossen die Lords, diese Sache sogleich
 vor die Hand zu nehmen. So bald als davon öf-
 fentlich geredet wurde, so bald fand sich ein neuer
 Haufe von Klägern ein, welche den unglücklichen
 Ranz

Kanzler beschuldigten, daß er sich habe bestechen lassen, besonders solche Personen, welche ihm Geschenke gemacht, und nachhero ein Urtheil, das ihrer Erwartung nicht gemäs war, erhalten hatten: und diese Leute waren mehr wegen ihrer fehlgeschlagenen Hofnung, als wegen der Ungerechtigkeit seiner Entscheidung wider ihn aufgebracht: denn man wird nicht finden, daß jemals ein Ausspruch von ihm, wäre abgeändert worden. Er hielt sich, diese ganze Zeit über, wegen einer wirklichen oder vorgegebenen Umpäslichkeit in seinem Hause auf: aber wenn sein Körper gesund war; wie mußte in diesem ungewissen und angstvollen Zeitraum seine Seele beschaffen seyn? eine so große Seele, die ihr Unrecht selbst erkante, aber gegen den guten Ruf empfindlich war, dessen sie lange genossen, und den sie in Gefahr stand auf ewig zu verlieren. Seine Vorstellungen, er möchte nun auf das Vergangene zurück, oder vor sich hin in die Zukunft sehen, mußten schrecklich seyn. Sein Schicksal wurde von vielen besondern Umständen begleitet, die in ihm Schaam und Verwirrung verursachten. Er wurde in seinem ein und sechszigsten Jahre mehr das Opfer der Habsucht und des Uebermuths der seinen, als seiner eignen Fehler.

Den sechs und zwanzigsten März kam der König in das Haus der Pairs, und er gestand, mit den Ausdrücken einer angenommenen Herablassung, die Fehler seiner Regierung, erklärte sich heftig wider die Patente, über die man sich beklagte, und

C c

über:

Band übergab die Verbrecher, die den wenigsten Antheil
 Et. daran hatten, der Gerechtigkeit; und dieses alles
 um seines Lieblings willen, den er durch die schwäch-
 sten Gründe, die man sich nur vorstellen kan, zu
 vertheidigen suchte. In der That konten keine trif-
 figen Gründe zur Vertheidigung für ihn an-
 geführt werden, für ihn, der der grössste Verbre-
 cher war, und ohne dessen Beyhülfe die andern
 Elenden nicht würden schuldig gewesen seyn. Die
 Lords liessen sich durch diese Rede nicht einnehmen;
 unterdessen, da sie es für hinlänglich hielten, ihren
 König in die Nothwendigkeit einer Vertheidigung
 gesetzt zu haben; so stellten sie sich, als ob sie sei-
 ner Meinung wären. Auf diese Art kam Buckingham
 für diesmal aus der Sache, um neue Ver-
 brechen zu häufen, und am Ende durch die Hand
 einer Privatperson umzukommen, nachdem ihn die
 Flüche eines ganzen Volks, und noch fernerlicher
 die Anzeigen derjenigen, die des Volks Stelle ver-
 traten, verwünscht hatten.

Nach einem Aufschub von drey Wochen kam
 das Haus wieder zusammen: aber die Last ihres
 Unwillens fiel blos, und ohne Barmherzigkeit, auf
 den Kanzler. Sie waren mit dem allgemeinen
 Bekänntnisse nicht zufrieden, das er in einem Beile-
 se gethan hatte, welchen der Prinz von Wallis
 ihnen übergab, und worinnen er auf alle Verthei-
 digung seiner selbst Verzicht that, und um keine
 andre Wohlthat ansuchte, „als daß seine reuige
 Unterwürfigkeit sein Urtheil, und der Verlust der
 Sie

Siegel seine Bestrafung seyn möchte. Er wurde 5^{tes} Band
 e angehalten, jeden Punct der wider ihn ange⁴ St
 rachten Anklage besonders zu beantworten. Er
 hat dieses den ersten May 1621. Er gestand die ihm
 acht und zwanzig verschiedenen Artikeln beyge-
 messene Bestechung mit den deutlichsten Worten
 in, und überties übrigens seine Sache dem Mit-
 rath seiner Richter. Sein Urtheil war: „daß,
 er vierzigtausend Pfund Strafe geben; so lange
 als der König es für gut befunden würde, im
 Tower sitzen; auf immer aller Aemter, Stellen,
 und Bedienungen in der Republik verlustig seyn,
 und niemals wieder in dem Parlament sitzen; noch
 in die Schranken des Gerichtshofes kommen soll-
 te.“ Er verlor solchergestalt das grosse Vor-
 recht der Würde eines Pairs; eine ungewöhnliche
 Strenge, die nur bey dem Hochverrath statt fand.

Der letzte Artikel der Anklage wider ihn giebt
 Gelegenheit zu vielem Nachdenken. Er enthält,
 daß er seinen Bedienten viele Gelegenheit zu Geld-
 erpressungen, durch Mißbrauch der Siegel, gege-
 ben. Diese Nachsicht gegen seine Bedienten, die
 in der That ausserordentlich ist, wird durch-
 gängig und mit allem Rechte, für die vornehmste
 Ursache der unrechtmässigen Dinge gehalten, die
 seinen Fall nach sich gezogen. Von Natur freyge-
 biger, oder verschwenderischer, als es ein Mann
 seyn kan, der seine Redlichkeit beyzubehalten sucht,
 lies er seiner Familie alle Arten von Ausschweifung
 zu, und da viele von seinen Angehörigen, junge

5^{ter} Band ausschweifende und üppige Personen waren: so
 4^{ter} St. verschwendeten sie auf eine unmäßige Art, wenn
 ihnen ihre Freyheit gelassen wurde. Es sey nun,
 daß er diese Vergehungen nicht eher merkte, als
 bis es zu spät war, oder daß eine Seele, wie die
 seinige, verlohren in der Größe der Unmestlichkeit
 ihrer Absichten, auf die besondern kleinen und un-
 angenehmen Umstände in der Deconomie, nicht
 aufmerksam seyn konnte; so fiel er, um seine ge-
 wöhnliche Art zu leben, fortsetzen zu können, selbst
 in den Fehler sich bestechen zu lassen, und lies die-
 ses denjenigen zu, die von ihm abhingen. Wir
 sehen solchergestalt an ihm ein merkwürdiges Bey-
 spiel von allem was gros und erhaben, und von
 allem, was klein und niedrig an einem Menschen
 seyn kan. Solche seltsame Mischungen in untrer
 Natur müssen selbst diejenigen beunruhigen, und
 in Schrecken setzen, welche sonst die stärkste Fer-
 tigkeit in der Tugend besitzen.

• Nach einer kurzen Gefangenschaft im Tower
 gab ihm der König seine Freyheit wieder, und
 ertlies ihm die Strafe, in die ihn das Parlament
 vertheilt hatte. Da diese Strafe sehr ansehnlich
 war: so stellte er sich, als wenn er dieselbe ver-
 schiedenen seiner Freunde, die er für seine Gläu-
 biger ausgab, angewiesen habe. Und wir finden,
 daß Williams, sein Nachfolger in der Würde des
 Siegelbewahrs, sich höchlich über diese List be-
 klagte, weil er dadurch seine wirklichen Gläubiger,
 deren sehr viele in Gefahr waren, durch seinen
 Fall

soll gestürzt zu werden, zu hintergehen dachte. ⁵ Band
 Allein es scheint, daß er diese List in einer viel un- ⁴ St.
 huldigern Absicht angewendet habe, nämlich, um
 sich einige Ruhe von ihrem Anlauf zu verschaffen,
 bis er seine Privatumstände, die durch seine ehe-
 malige üble Wirthschaft und durch den nunmehrigen
 Verlust seiner Aemter, sehr schlecht geworden
 waren, wieder in einige Ordnung gebracht haben
 würde. Um nicht wieder eine Begebenheit er-
 zählen zu dürfen, die dem Leser sowohl als dem
 Schriftsteller unangenehm ist, wollen wir hier an-
 merken, daß er, ungefähr drey Jahr hernach,
 den König Jakob um eine gänzliche Losprechung
 von seiner Verurtheilung bat, „damit dieser
 Schandfleck von ihm, und von seinem Anden-
 ken bey der Nachkommenschaft hinweggenommen
 werden möchte.“ Was in des Königs Macht
 stand, wurde ihm sogleich gewähret, eine völlige
 und gänzliche Losprechung von dem wider ihn ge-
 fälltten Urtheil. Auch die Nachkommenschaft, auf
 die er sich berief, hat ungeneigt zu seyn geschienen,
 sich an seine Vergehungen zu erinnern; und dieje-
 nigen, welche daran denken, haben gleich denen,
 die die Flecken in der Sonne gewahr werden, nie-
 mals sich einfallen lassen, seinen wahren Glanz zu
 vermindern, oder sein grosses Ansehen in der ge-
 lehrten Welt zu läugnen. Er begab sich also, aus
 der Herrlichkeit einer öffentlichen Ehrenstelle, zu-
 rück in den Schatten der Abgezogenheit und der
 gelehrten Muße, und beklagte oft, daß der Stolz
 und der falsche Schimmer der Ehre ihn so lange

Band von der edelsten und nützlichsten Beschäftigung eines vernünftigen Wesens abgezogen habe. Es ist kein Zweifel, daß diese Besinnungen in ihm durch eine feste Ueberzeugung von der Unbeständigkeit und Eitelkeit aller menschlichen Hoheit hervorgebracht wurden.

Bisher sind wir ihm durch das Getümmel und die unangenehmen Wege der Geschäfte gefolget. Wir werden ihn von nun an in einer angenehmern obgleich weniger in die Augen fallenden Verfassung finden; frey von der Knechtschaft eines Hofes; von einer unausstehlichen Gefälligkeit gegen die Thorheiten und Laster solcher Menschen, die in jeder Betrachtung unter ihm waren (denn unter dieser Regierung konnte man auf keine anständigere Bedingungen emporsteigen.) in einem Zustande, worinnen er sich der natürlichen Neigung seines Genie überlassen, und worinnen er sich selbst, zum Vortheil nicht eines Zeitalters, nicht eines Volkes allein, sondern des ganzes menschlichen Geschlechts, und aller kommenden Zeitalter leben konnte.

Das erste beträchtliche Werk, womit er sich nach seiner Entfernung vom Hofe, beschäftigte, war die Geschichte Heinrichs des siebenten, welche er, auf Verlangen des Königs Jakob, verfertigte, und im Jahr 1622 herausgab. So viel auch einige Schriftsteller von seiner Melancholie und Niedergeschlagenheit sprechen, so finden wir doch in diesem Werke überall deutliche Spuren eines

es Geistes, der weder vom Alter geschwächt, noch vom Unglück niedergedrückt gewesen. Es hat großen Beyfall erhalten, und es ist eben so sehr getadelt worden; ein Beweis, daß es mehr als gemeine Vorzüge haben mus. Und wir dürfen behaupten, daß, wenn es auch Fehler hat, sie nicht von dem Mangel eines lebhaften Verstandes, und einer feurigen Einbildungskraft, herrühren. König Jakob wollte seinen Vorfahren Heinrich für das vollkommenste und nachahmungswürdigste Muster anderer Monarchen gehalten wissen; und da damals die Schmeicheler herrschete, so wurde dieses geschwind die allgemeine Meinung am Hofe; ungeachtet im Grunde der Character dieses Prinzen in keinem Stücke lebenswürdig, und sein Verhalten bey vielen Gelegenheiten, voll Schwachheit oder Bosheit war. Wenn Lord Bacon der ansteigenden Seuche seines Zeitalters nicht ganz entgangen ist; wenn er hier und da die Unvollkommenheiten und die schlechten Züge des Originals, das er abschilderte, zu verstecken gesucht hat: so läßt er uns doch, dieser Milderungen ungeachtet, diesen König so wie er war, und in seiner ganzen wahren Hässlichkeit sehen. Argwohn und Gelüste, wie sein Geschichtschreiber gesteht, die vornehmsten Theile seines Ganzen; und daher war eine einheimische und auswärtige Staatskunst eingeschränkt, eigenmächtig und falsch. Leer von aller großen und ausgebreiteten Klugheit bemühte er sich, diesem Mangel, durch nichtsbedeutende und kleine Kunstgriffe der List, abzuhelfen. Hierdurch

5 Band hatte er immer das Glück sich aus Verdrüsslichkeiten
 4 St. herauszuwickeln, die ein weiser Mann in Zeiten vorhergesehn, und ein besserer Mann ganz und gar vermieden haben würde. Aber da er ungeliebt und einsam war: so wurde seine mürrische Gemüthsart von den Menschen für einen tiefdenkenden Verstand angenommen. Sein Geiz war schändlich und unverschämt. In seinen Augen war nichts klein, nichts ungeracht, das ihm seine Geldkassen füllen konnte; und blos in der Absicht sie zu füllen, denn er machte vom Reichthume keinen Gebrauch, lies er sich zu räuberischen Kunstgriffen herab, die eben so verunehrend als unterdrückend waren.

Wir haben gestanden, daß Lord Bacons Geschichte der Parteilichkeit beschuldigt worden, und wir wollen nicht verschweigen, daß man seiner Schreibart ein gezwungenes Wesen, und eine falsche Beredsamkeit vorgeworfen hat. Allein dieses war nicht sein Fehler, sondern der Fehler der Zeiten, worinnen er lebte, und besonders eines Hofes, der, nach dem Beispiel des Monarchen, an dem unächten Schimmer des Wises und der Schreibart, an der armseligen Kunst Zwendeutigkeiten und Wortspiele vorzubringen, Geschmack fand.

Seine Versuche sind, unter allen seinen Werken, am meisten gelesen worden, und sie werden noch izt mit Recht hochgeschätzt. Gegen das Ende seines Lebens verbesserte er sie in Ansehung des
 Nume-

Numerus und des Nachdrucks; und er gab sie von ^{Band} neuem heraus, nicht nur in der englischen, sondern ^{4 St.} in einer allgemeineren Sprache, welche sie, wie er sich einbildete, so lange fortbauern lassen würde, als Bücher fortbauern werden. Da sie nicht bestimmt sind, zu belustigen, sondern zu unterrichten; da sie weder eine Satire auf die Menschheit, noch eine Schule des Scepticismus sind; so merkt Voltaire *) an, daß sie weniger gelesen worden sind, als die Maximen des Rochefoucault, und die Versuchthe des Montagne. Eine Anmerkung, die dem Lord Bacon Ehre bringt; der ein zu großer Mann war, als daß er seinen Ruhm bey der Menge hätte suchen, und der Bosheit, oder der vorwitzigen Ausschweifung, welche zu viele Leser, selbst in moralischen Schriften, gern finden, hätte ein Opfer bringen sollen.

Wir enthalten uns hier, von andern Werken, die er in diesem letzten Austritte seines Lebens fertigte, Erwähnung zu thun; sie werden an einem andern Orte angezeigt werden. Wir wollen nur anmerken, daß nichts eine erhabnere Idee von der Nutzbarkeit und der Lebhaftigkeit seines Genie geben kan, als die Anzahl und die Beschaffenheit seiner Schriften. Unter der Demüthigung einer öffentlichen Verdammung, bey schwacher Gesundheit, und in schlechten Glücksumständen, genos er seine Abgezogenheit von der Welt nicht über fünf Jah-

cc 5

re;

*) Melange de Literature et de Philosophie Chap. XIV.

Hand: ein kleiner Zeitraum! unterdessen wußte er
 4 St. Mittel, in denselben alles das hineinzubringen,
 was das ganze Geschäft und die Ehre eines langen
 und glücklichen Lebens hätte seyn können. Einige
 von seinen erstern Ausarbeitungen verbesserte und
 vermehrte er: und er verfertigte einige neue, die
 sowohl wegen der Wichtigkeit und der Mannich-
 faltigkeit der darinnen enthaltenen Materien, als
 wegen seiner Art, sie zu behandeln, sehr beträch-
 tlich sind. Es sind auch nicht blos Werke von bloß-
 fer Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit, die sonst
 nichts als eine starke Leibesbeschaffenheit und einen
 ununterbrochenen Fleiß erfordern: sondern es sind
 Werke, die ein originales Genie und Nachdenken
 hervorgebracht hat, und die entweder neue Mate-
 rien oder doch solche, die auf eine neue Art behan-
 delt sind, in sich fassen. Er nahm seine Begriffe
 aus seinem eignen Reichthume her; sie waren gründ-
 lich, deutlich und systematisch; und die Einrich-
 tung seines ganzen Plans verbreitete über jeden be-
 sondern Theil Licht und Anmuth. Bey der Be-
 trachtung eines jeden Gegenstandes scheint er sich
 einen so vortheilhaften und erhabenen Gesicht-
 punct gewählt zu haben, daß er aus denselben ei-
 ne ganze um ihn herumliegende Gegend übersehen,
 und jeden kleinen Theil derselben genau und leicht
 unterscheiden konnte. Dieser Character ist sowohl
 seinen ausgearbeiteten, als seinen unvollendeten
 Werken eigen.

Von seiner vorgegebenen Armuth, ist nicht nur
 von den englischen, sondern auch von andern Schrift-
 stellern

tellern oft geredet worden. Einige von den erstern ^{3. Band} haben behauptet, daß er einsam, in Dunkelheit ^{4. St.} und Dürftigkeit geschmachtet habe, und unter den letztern hat Le Clerc, welcher durch eine Stelle in einem von Howels Briefen auf eben diese Meinung gebracht worden, sich mit einem redlichen Unwillen wider den Prizen erklärt, der einen solchen Mann, in seinen abnehmenden Jahren, mit Armuth und Kummer kämpfen liess. Die Sache ist ohne Zweifel überleben worden. Vielleicht hatte er keinen Ueberflus an Glücksgütern: aber seine ordentlichen Einkünfte müssen ihn gegen Mangel und ängstliche Sorgen gesichert haben. Dr. Rawley, welcher lange in seiner Familie bekannt gewesen, behauptet, daß ihm der König außer einigen Bedientungen jährlich achtzehnhundert Pfund gegeben; und daß er dieses nebst seinen Grundstücken, die ungefähr ein Drittheil mehr betragen, bis an seinen Tod behalten habe. Aber er hatte sich in seinen glücklichen Umständen, auf die Tage der Wiedermärtigkeit nichts gesammelt, und sein Gehalt wurde von einem Könige unrichtig bezahlt, der, an statt seines Einkünfte zu großen und guten Endzwecken anzuwenden, sie täglich mit unnützen Negotiationen, verschwendete. Man setze hinzu, daß Lord Bacon diese ganze Zeit über unter einer grossen Schuldenlast erlag, und daß er ohne Zweifel sehr ansehnliche Summe auf Experimente verwendete. Selbst diejenigen, welche bey jeder andern Gelegenheit sich einschränken, und sparen, sind verschwenderisch, um eine

4. Et. **Hand eine Lieblingsneigung zu befriedigen.** Dieses waren die Ursachen des Elends und der Ungemächlichkeiten, worin er oft verfiel. Daß deren viele und sehr große waren, kan man nicht in Zweifel ziehen. Wir werden hiervon durch einige Ausdrücke in seinen Briefen an den König Jakob nur zu sehr versichert. In denselben hat er sein Herz in Klagen und Bitten, und in einem solchen Tone ausgeschüttet, daß ein jeder, der sein Andenken ehret, wünschen wird, er möchte in diesen Ton nicht gefallen seyn. Diejenigen, welche die Niedrigkeit der menschlichen Natur behaupten, werden eben sowohl als die andern, die für die Würde derselben streiten, in diesem einzigen Manne Gelegenheit genug finden, ihre verschiedenen Meinungen zu unterstützen. Allein wir wollen eine Decke über Unvollkommenheiten ziehen, und bekennen, daß eine außerordentliche Einsicht dienen könne, beträchtliche Fehler und Flecken in den weisesten Seelen, und in den grösssten Charactern, die jemals die Menschheit geziert haben, wahrzunehmen.

König Jakob starb im Jahr 1625 nach einer unglücklichen Regierung von drey und zwanzig Jahren, verachtet von Auswärtigen; verachtet und gehasset von seinen Unterthanen. Seine schädlichen Meinungen und sein übles Verhalten gab zu den Trennungen Anlas, die bald hernach seine Königreiche in das Elend bürgerlicher Kriege stürzten, die den Grund der brittischen Regierungsform erschütterten, und die sie zuletzt über den Haufen warfen.

Selbun glücklicher Kanzler überlebte ihn etwas ⁵ ~~Ward~~
 über ein Jahr. Die Mannichfaltigkeit seiner Ge- ⁴ ~~Et.~~
 schäfte und gelehrten Bemühungen, denen er sich lan-
 ge, der geheimen Bekümmernis seiner Seele unge-
 achtet, gewidmet hatte, hatten seine Gesundheit
 geschwächt. Nachdem er eine Zeitlang entkräftet
 gewesen war, zog er sich seinen Tod durch eine
 Ausschweifung zu, die einem Philosophen nicht
 übel ansteht: er betrieb nämlich mit einem grössern
 Eifer, als seine Kräfte zuließen, gewisse Experis-
 mente, die die Erhaltung der Körper angingen.
 Er fühlte so plötzliche Veränderungen im Kopfe
 und im Magen, daß er sich in des Grafen von
 Krundel Haus versetzen mußte, in dessen Nachbar-
 schaft er sich damals befand. Er wurde daselbst an
 einem Fieber krank, welches von einem Flusse auf
 der Brust begleitet war, und, nach einer Krank-
 heit von acht Tagen starb er am neunten April
 1626 im sechs und sechszigsten Jahre seines Alters.
 Man findet keine Nachricht, wie er sich in dieser
 Krankheit betragen, und was für Gespräche er bey
 der Annäherung des Todes geführt; ein Mangel,
 über den jeder Leser klagen wird, weil nichts die
 Aufmerksamkeit mehr erwecken, nichts das Herz
 eines Menschen stärker rühren kan, als das Ver-
 halten-ausserordentlicher Personen in ihren letzten
 Augenblicken, in der einzigen Scene des Lebens,
 die wir alle, ganz zuverlässig, eher oder später,
 mit ihnen gemein haben werden. Es ist nur ein
 Brief übrig, der letzte, den er geschrieben, und
 den er an die vornehme Person gerichtet hat, un-
 ter

Band ter dessen Dache er starb. In diesem Briefe ver-
gleichet er sich mit einem berühmten Philosophen
des Alterthums, dem aeltern Plinius, welcher sein
Leben verlor, als er mit einer zu gefährlichen
Neugier, den ersten grossen Auswurf des Vesuvus
untersuchen wollte.

So lebte und starb der Lord Groskanzler Bacon *).

Er wurde in der St. Michaels Kirche still be-
graben. Der Ort, wo seine Gebeine liegen, blieb
lange vergessen und unbekant, bis die Dankbarkeit
eines Mannes, Thomas Meautys, der ehemals
sein Bedienter gewesen war, seinem Namen und
Andenken ein Denkmal errichtete. In einem an-
dern Lande, in einem bessern Zeitalter würde sein
Denkmal ein öffentlicher Beweis gewesen seyn,
wie sehr die ganze Gesellschaft einen Bürger ver-
ehret, dessen Genie ihr Ehre brachte, und dessen
Schriften ihre späteste Nachkommenschaft unter-
richten werden.

Eine Stelle in seinem letzten Willen ist merk-
würdig: Nachdem er in Ansehung seiner Seele
und seines Körpers die gewöhnliche Verordnung
gemacht hat; so setzt er hinzu: „meinen Namen
und mein Andenken hinterlasse ich auswärtigen
Natio-

*) Er blieb bis in sein vierzigstes Jahr unverheira-
thet; und alsdann verband er sich mit der Toche-
ter des Alderman Barubam zu London, mit wel-
cher er viel Vermögen bekam. Er zeugte mit ihr sei-
ne Kinder, und sie überlebte ihn um zwanzig Jahr.

Nationen; und, wenn einige Zeit verfloßen sein wird, meinen Landsleuten *). „ Was die ersten ^{4 St.} betrifft; so wurde er schon bey seinen Lebzeiten; von den berühmtesten Männern, die Frankreich und Italien aufzuweisen hatten, bewundert, auch von einigen besucht, als ein Mann, dessen Talente ihn nicht nur zur Zierde seines Zeitalters; sondern der menschlichen Natur machten. Als er Marquis von Effiat die Prinzessin Henriette Maria, die Gemahlin Karls des Ersten, nach England brachte; legte er einen Besuch bey Lord Bacon **) ab; welcher eben damals krank zu Betsede lag, und ihn, bey heruntergelassenen Vorhängen, empfing. „ Sie gleichen den Engeln, sagte dieser Minister zu ihm, wir hören oft von diesen Wesen reden, die so sehr über die Menschen erhaben sind, und niemals haben wir die Zufriedenheit, sie zu sehen. „ Unter den Engländern sind die Namen derjenigen allein, welche seine Meinungen angenommen, und nach seinen Entwürfen verfahren haben, für ihn der höchste Lobspruch. Wir übergehen eine grosse Anzahl von Philosophen, die alle berühmt sind, mit Stillschweigen: ist das Verzeichnis seiner Nachfolger gehört ein Boyle, ein Locke, und ein Newton selbst.

Etwas besonders ***), und davon sich keine Ursache

*) Baconiana p. 203.

**) Voltaire Melange de Littérature et de Philosophie, Chap. XIV.

***) S. Rawley's Life of Bacon. (

3. Und Ursache leicht angeben läßt, war bey ihm, daß er
 4. St. bey jeder Mondfinsternis, er mochte sie obser-
 ren oder nicht, von einer plötzlichen Ohnmacht be-
 fallen wurde, die ihn, ohne einige Schwachheit
 zurückzulassen, so bald wieder verlies, als die
 Mondfinsternis vorüber war. Er war von einer
 mittelmässigen Leibeslänge; er hatte eine hohe und
 offene Stirn, die zeitige Eindrücke des Alters em-
 pfing: seine Augen waren lebhaft und durchdrin-
 gend: sein ganzes Ansehn war ehrwürdig und ge-
 fällig; so daß ein jeder, der ihn sah, geneigt war
 ihn zu lieben, ehe er wusste, wie viele Ursachen
 vorhanden waren, ihn zu bewundern. Aus die-
 ser Ursache kan man das auf Bacon anwenden,
 was Tacitus von seinem Schwiegervater, dem
 Agricola, sagte, ein jeder gutgearteter Mann
 würde sogleich geurtheilt haben, daß er ein grosser
 Mann seyn müsse, und er würde eine Freude ge-
 habt haben, zu finden, daß er es wirklich sey.

Die Talente, welche gemeiniglich nur einzeln,
 auch bey berühmten Leuten, angetroffen werden,
 waren bey ihm vereinigt zu finden. Alle seine Zeit-
 genossen, selbst diejenigen, die den Hofmann bes-
 seten, bekennen die vorzüglichen Fähigkeiten, des
 Schriftstellers und Rechtsgelehrten, des Philoso-
 phen und Gesellschafters *). In Gesellschaft kon-
 te er die entgegengesetztesten Character annehmen,
 und die einem jeden eigne Sprache, mit einer ihm
 sehr natürlichen Leichtigkeit reden; die Geschicklich-
 keit

*) Osborn's advice to a son.

eit verborg bey ihm allen Anschein der Kunst. Erst Band
 esas eine glückliche Geschwindigkeit des Verstandes ^{† St.}
 es, die sich alle Menschen wünschen, und die, in
 inem Zeitalter, kaum einer oder zween, besigen.
 Wenn er öffentlich redete: so bemächtigte er sich
 der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, und hatte ih-
 re Gemüthsbewegungen völlig in seiner Gewalt.
 Da er alles, was er sagte, mit allem Ausdruck
 und mit aller Anmuth der Geberden begleitete: so
 rregten seine gerichtlichen Reden, die man izt viel-
 eicht ohne Bewegung liest, allemal in seinen Zu-
 hörern die Gemüthsbewegungen, die sie nach sei-
 ner Absicht fühlen sollten. Dieses Gemählde von
 ihm ist nicht aus der Einbildungskraft gezeichnet;
 sondern es ist nach einem andern, und zwar bloss
 in Miniatur, geschildert worden, welches einer *),
 der ihn sehr wohl kante, gefertigt hat; ein guter
 Kenner der Verdienste, und der sich selten irrt, am
 wenigsten bey einem vortheilhaften Abbilde. Wenn
 man ihn als einen Philosophen betrachtet: so ist es
 kaum hyperbolisch, wenn man von ihm mit Ab-
 rissons Worten sagt, daß er den gesunden, richti-
 gen und scharfsenkenden Verstand des Aristoteles,
 mit allen Schönheiten und Annehmlichkeiten des
 Cicero hatte. Dieser Empfehlung seiner Talente
 haben die Gelehrten in ganz Europa ihren allge-
 meinen Beyfall gegeben, und sie erkennen ihn für
 den Vater der allein ächten Philosophie, die es
 nit Begebenheiten und Bemerkungen zu thun hat.

Es

*) B. Johnson in his discoveries.

5. Band
4. St.

Es ist noch übrig, daß wir ihn genauer, als wir bisher gethan haben, in diesem befanntesten und vorzüglichsten Theile seines Characters betrachten, wo seine Verdienste unstreitig gros und ihm ganz eigen sind: denn den Schriften der Alten war er nichts schuldig, und er konnte es auch nicht seyn. Sie hatten entweder des rechten Wegs zur Erkänntnis verfehlt, oder wenn ihn einige von ihnen von ungefähr betraten, und ihn schwer, dunkel, und ekelhaft fanden: so verliessen sie ihn geschwind auf immer. Er hatte sich selbst und einem gewissen Scharfsinn den Strahl der ächten Einsicht zu verdanken, der ihm auf einmal, und im vollsten Lichte das zeigte, was die mühsamsten Untersucher seit länger als zwanzig Jahrhunderten, zu erforschen sich umsonst bemühet hatten. Und hier wollen wir gegen ihn eben die Unpartheylichkeit beobachten, die wir bisher zum Endzweck gehabt haben: und, in der Absicht zu erfahren, was er eigentlich als Philosoph geleistet hat, wollen wir dem Leser einen kurzen Abriss von dem Zustande der Gelehrsamkeit in Europa, von dem barbarischen Zeitpunkt des Gothicismus an, bis zum sechszehnten Jahrhundert, vor Augen legen. Aber wir wollen zu gleicher Zeit bekennen; daß diese Nachricht blos ein unausgearbeiteter und unvollkommener Versuch seyn, und in der abgebrochenen Anführung einiger wenigen besondern Umstände, ohne Ordnung und Methode, bestehen wird.

Obgleich die grosse Epoche der Unwissenheit, mit vielem Rechte, in die Zeiten gesetzt wird, da die

die nordischen Nationen, wie eine gewaltsame Ue-⁵ ⁴ ^{St.}berschwemmung, sich über die Fläche von Europa verbreiteten: so ist doch nicht weniger gewis, daß die Künste und Wissenschaften in Barbaren und Verfall gerathen waren, ehe die Barbaren in das römische Reich eindrangen. Unter ihnen nahm freylich die Dunkelheit, welche sich über die Welt zu verbreiten, angefangen hatte, und nach und nach jedes Licht der Erkänntnis auslöschte, völlig überhand und drohete mit immerwährender Dauer. Im achten Jahrhundert war es der höchste Ehrgeiß der Clerisy, miteinander im Absingen bey dem öffentlichen Kirchendienste zu wetteifern, den sie nicht einmal verstanden. Diese wichtige Neacheiferung gieng unter der lateinischen und französischen Priersterschaft so weit, daß Carl der Grosse, der damals zu Rom war, für nöthig fand, sich in Person ins Mittel zu legen, und die Streitigkeit zu entscheiden. Der Mönch, welcher diese Begebenheit mit einer umständlichen Genauigkeit erzählt, fügt hinzu, der Kayser habe den Pabst Adrian er- sucht, ihm gewisse Personen zu verschaffen, die sel- ne Unterthanen in den ersten Gründen der Gram- matik und Arithmetik unterrichten könnten; Wis- senschaften, die damals in seinen Staaten ganz un- bekant waren. Obgleich dieser kriegerische Mo- narch in seiner Erziehung so sehr verabsäumt wor- den war, daß er niemals schreiben gelernet; so ent- deckte er doch, durch seinen natürlichen guten Ver- stand, den Werth der Erkänntnis, und bemühte sich, sie zu befördern und zu beschützen. Er ver-

}
4
Et.
 Stattete sogar die Eröffnung einer öffentlichen Schule in dem kaiserlichen Palast, unter der Aufsicht des berühmten Alcuin; auf welchen er sich vornemlich wegen Einführung der Philosophie in Frankreich, verlies, die in Britannien sich noch immer erhalten hatte. Allein wie langsam und unwirksam der Fortgang der Wissenschaften gewesen seyn müsse, läßt sich aus einem Edict des Concilli zu Chalons errathen, welches an alle Klöster die Ermahnung ergehen läßt, für eine richtige und unfehlhafte Abschrift der bey andächtigen Uebungen nöthigen Memorialen zu sorgen, damit sie nicht, wenn sie Gott um etwas andächtig anrufen wollten, durch eine unrichtige Abschrift verleitet werden möchten, ihn gerade um das Gegentheil zu bitten.

Wenn in Britannien die Gelehrsamkeit im achten Jahrhundert sich noch immer einigermaßen erhalten hatte: so wurde sie doch im neunten so sehr daraus vertrieben, daß, im ganzen Königreich der Westsachsen kein Mensch gefunden wurde, der den König Alfred, welcher damals noch ein Kind war, in den ersten Anfangsgründen des Lesens hätte unterrichten können; und er war schon zwölf Jahr alt, ehe er die ersten Buchstaben des Alphabets zu nennen wußte. Als dieser berühmte Prinz den Thron bestieg: so machte er es zu seiner ernstlichen Bemühung, sein Volk aus der Trägheit und Unwissenheit, worinnen es lag, hervorzuziehen; und er wurde, sowohl durch sein eignes Exempel, als durch die Ermunterung, die er gelehrt

ten

ten Leuten gab, der grosse Wiederhersteller der Kün- ^{s Band}
 ste in seinen Staaten. Und hiet müssen wir an- ^{St.}
 merken, daß, gleichwie Frankreich vorhero Eng-
 land für die Person des Alcuin verpflichtet war,
 welcher daselbst unter Carl den Grossen, den Grund
 zu den Wissenschaften legte; also nunmehr Eng-
 land eben diese freundschaftliche Beyhülfe von
 Frankreich in der Person des Grimbold erhielt,
 welchen der König Alfred nach England berief, und
 zum Kanzler von Orford machte. Solche Bege-
 benheiten, als diese, sind in der gelehrten Geschich-
 te des neunten Jahrhunderts zu merkwürdig, als
 daß sie mit Stillschweigen könnten übergangen wer-
 den. Die Chronikenschreiber dieses Jahrhunderts
 erzählen die Erscheinung eines merkwürdigen
 Grammatikers und die Reise eines berühmten
 Doctors mit eben der Ehrerbietung, mit welcher
 ein alter Schriftsteller die Erscheinung eines In-
 furgs oder eines Timoleon erwähnen würde, eines
 Befehlgebers, der einem Staat eine ganz neue Ge-
 stalt giebt, oder eines Helden, der ein ganzes Volk
 von der Slavery errettet.

Alein diese schönen Auftritte waren von kurzer
 Dauer. Eine Nacht voll dickerer Finsternis ver-
 breitete sich bald über die gelehrte Welt: und in
 der moralischen nahm ein noch traurigerer Zustand
 überhand. An die Stelle der gesunden Vernunft
 und der Frömmigkeit traten Träume und Fabeln,
 seltsame Legenden, und lächerliche Gebräuche in
 der Religion. Die Cleriken, die nun ganz in al-

5 Band ten guten Wissenschaften fremd war, schärften den
 4 St. rohen und lasterhaften Layen nicht mehr die Vor-
 schriften des Evangelli ein, das sie selbst nicht
 mehr lasen; sondern sie unterhielten dieselben mit
 erdichteten Wundern, oder sie erhielten sie in
 Furcht durch die geistlichen Schrecken der Zer-
 fel, Gespenster und Hirngespinnste. Dieses war
 leichter und, einträglicher, als das mühsame
 Beyspiel eines tugendhaften Lebens. Das tiefe
 Verderbnis, welches sich in allen geistlichen und
 weltlichen Ständen äusserte, erhellt aus nichts so
 deutlich, als aus den Ursachen, welche angeführt
 wurden, verschiedene Kirchenversammlungen zu
 halten. In der einen wurden neue Canones ge-
 macht, worinnen Ehebruch, Blutschande, und die
 Ausübung des heidnischen Aberglaubens verboten
 wurden; gleich als ob dieses alles nicht vorhero
 schon strafbar gewesen wäre. In einer andern
 fand man nöthig, zu erklären, daß eine Anzahl
 von Engeln, die unter gewissen Namen zu berech-
 ren wären, nicht bekant sey; und daß die Kirche
 nur die besondre Anrufung von drey Engeln gestat-
 ten könne. Eine andre, welche die Kayserin Ire-
 ne zusammenberufen hatte, verordnete, daß kein
 Prälat hinsühro seinen bischöflichen Palast zu einem
 öffentlichen Wirthshause machen, noch, wegen
 einer von einer Person erhaltenen Summe Geldes,
 einen andern vermünschen, und in den Bann thun
 solle. Eine vierte und fünfte tabelte die unanstän-
 dige Gewohnheit, öffentliche Beyschläferinnen zu
 halten, und verbot, daß Mönche und Nonnen
 nicht

Nicht länger in einem Kloster bey einander leben: Band
4 St.
 litten.

Der Sitz zu Rom, der den übrigen hätte gute Beyspiele geben sollen, war unter allen christlichen Kirchen am ausgelassensten, und der päpstliche Stuhl wurde oft von Männern besessen, die, anstatt ihre heilige Würde zu zieren, der menschlichen Natur selbst ein Abscheu waren; eine Wahrheit, die von vielen katholischen Schriftstellern erkant und beklagt wird. Verschiedene Päbste wurden durch ihre Nachfolger in den Bann gethan, und die Sacramente, die sie verwaltet hatten, für ungültig erklärt. Nicht weniger als sechs wurden von andern vertrieben, die sich ihres Sitzes bemächtigten; zweyen wurden ermordet; und die schändliche Theodora, die schon zur damaligen Zeit schändlich war, erhielt durch ihr Ansehn in der heiligen Stadt die dreifache Krone für den bekantesten unter ihren Buhlern, welcher den Namen, Johann der Zehnte, annahm. Ein anderer*), der eben diesen Namen führte, wurde zur Regierung der christlichen Welt, im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters berufen; er war ein Bastard vom Pabst Sergius, der achtzehn Jahre vorher gestorben war. Wenn dieses die Männer waren, welche sich der Titel und der Eigenschaften, die der Gottheit zugeschrieben werden, anmasseten; so können wir uns über die grösssten Abscheulichkeiten, die unter den Layen vorgiengen, nicht verwundern.

Ob 4

Ihre

*) Johann der Fülfte.

9. Band
 4. St. Ihre grobe Unwissenheit nahm so geschwind überhand als die Ausgelassenheit ihrer Sitten, welche ganz unbeschreiblich war. Für eben die Cleriken, von welcher wir izt geredet haben, hatten sie noch immer die Ehrfurcht, die sie nicht länger für Gott hatten. Die verworfensten unter ihnen, die ungläubigsten, und die mit den Verbrechen für welchen die Menschheit erschrickt, am vertrautesten waren, würden, selbst mit Gefahr ihres Lebens, die Freyheiten der Kirche, ein geweihtes Gefäß, und ein Geschenk für ein Kloster, vertheidiget haben. In solchen Zeiten, als diese sind, wäre es umsonst, sich nach nützlicher Gelehrsamkeit und Weltweisheit umzusehen. Nicht nur das Licht der Wissenschaft, sondern auch der guten Vernunft scheint, bey nahe erloschen gewesen zu seyn.

Erst spät, nachdem die Türken Constantino-
 pel zerstört hatten, wurden die Schriften des Ari-
 stoteles bekant und gelesen. Sie wurden, durch
 einige griechische Flüchtlinge, welche der Wut der
 ottomanischen Waffen entgangen waren, hinweg-
 gebracht und in den westlichen Theilen Europens
 ausgebreitet. Einige von seinen besondern Abhand-
 lungen waren zwar lange bekant gewesen; aber
 vornemlich aus Uebersetzungen aus dem Arabi-
 schen, deren Verfertiger, weit entfernt den Ver-
 stand ihres Verfassers richtig zu treffen, kaum ih-
 re eigene Sprache verstanden. Diese haben un-
 terdessen zu dem Ursprunge der Scholastischen Phi-
 losophie Gelegenheit gegeben, der Tochter des Irr-
 thums

hums und der Tieffinnigkeit: und in der That: ^{4 St.} Band
 waren die Gesichtszüge beyder Aeltern lange ge-
 ug in der Gestalt der Tochter vermischt. Den
 Anfang, Fortgang und die Veränderungen dieser
 Philosophie nach der Länge zu beschreiben, würde
 nicht nur eine unterhaltende, sondern auch eine
 ehrreiche Beschäftigung seyn, da sie uns alle La-
 yrinthe entdecken würde, worinnen sich die
 Stärke, der Scharfsinn und die Ausschweifung
 des menschlichen Wises verirren können. Zu-
 erst wurde nicht nur die weltliche Gelehrsamkeit,
 sondern auch die Gottesgelahrheit selbst durch den
 verfeinerten Unsinn derjenigen, die beyde lehrten,
 in bloße leere Einfälle aufgelöst.

Ihre Philosophie war weder die Philosophie
 des Aristoteles, noch ganz von der seinigen unter-
 schieden. Alle Meinungen, die die ersten Stif-
 ter derselben im Stande waren aus dem Boe-
 tius, dem lateinischen Commentator des Aristote-
 les, oder aus den vorhergedachten schlechten Ueber-
 setzungen zusammen zu tragen, diese methodisirte
 und erklärte ein jeder nach seinem eignen Talent,
 und nach dem Genie des Zeitalters, darinnen er
 lebte. Aber dieses, an statt einen regelmäßigen
 und zusammenhängenden Körper einer Wissen-
 schaft, selbst aus unrichtigen Grundsätzen, hervor-
 zubringen, gebahr ein Ungeheuer, das aus unge-
 stalten und nicht zusammenstimmen den Theilen
 bestand. Man sehe hinzu, daß sie die Erkenntnis
 der Natur ganz unangebaut ließen, um sich mit
 verborgenen Qualitäten, abstracten Notionen und

Band den unnützlichsten und seltsamsten Fragen abzugeben, wodurch sie die Vernunftlehre, auf welche sie ihre Bemühungen hauptsächlich richteten, verworren, unnütz, und unverständlich machten.

Alstedius hat in seiner Chronologie der Scholastiker, ihre Geschichte in drey Hauptperioden eingetheilt. Die erste fängt mit dem Lanfranc, Erzbischoff von Canterbury an, welcher in der Mitten des eilften Jahrhunderts lebte; und endigt sich mit Albert dem Großen, zwey Jahrhunderte später; die andre, welche sich von diesem anfängt, endigt sich mit Durand; und die dritte und letzte endigt sich mit Luthern, bey der Reformation. Indessen behauptet Morhof ausdrücklich, daß Rucelinus ein Engländer, eigentlich der Vater der Scholastiker gewesen; und daß von ihm die Secte der Nominalisten sich herschreibe. Er setzt hinzu, daß sie nachhero in der Person des Occam, eines andern Engländers, wieder aufgelebet sey, der ein unaufhörlicher Antagonist des Duns Scotus, des Haupts der Realisten war. Der gelehrte Leser weis, daß die Scholastiker alle in diese zwey Secten eingetheilt wurden: fürchterliche Parteynamen, welche ist so wenig bekannt und erwähnt werden, als die Streitigkeiten, die sie ehemals veranlassen. Es ist genug, wenn wir sagen, daß sie sich wie andre Secten, einander heftig anfeindeten; einander für Ketzer in der Vernunftlehre ausgaben; oft heftige und blutige Streitigkeiten führten, die sich nicht blos mit einer metaphorischen Niederlage der gesunden Vernunft

ist und der Sprache der Menschen, sondern **Band**
 einer wirklichen Verstümmelung und Ermor- ^{4 St.}
 ng der streitenden Parteien endigten. Denn
 Schande der menschlichen Vernunft, haben
 Menschen in allen ihren Streitigkeiten, sie mö-
 n über einen Begriff, oder über ein Ding, über
 Prädicament oder über eine Provinz entste-
 n, zu thierischen Gewaltthätigkeiten immer ihre
 ste Zuflucht genommen. Die Titel, mit wel-
 en diese Anführer von ihren Anhängern wegen
 er erhabenen Träumereien, die sie lehrten, beeh-
 t wurden, sind eben so prächtig, als ungereimt,
 id beweisen mehr die ausserordentliche Unwissen-
 it der damaligen Zeiten, als einiges ungemel-
 s Verdienst in den Männern, denen man sie
 plegte. Von diesem Tadel müssen wir aber
 einen ausnehmen, der ein Wunder der Gelehr-
 amkeit zu der Zeit war, da er lebte, und der
 och in isigen Zeiten dafür erkannt wird. Dieses
 t der berühmte Mönch Bacon, der durch die dicke
 insternis der damaligen Zeiten hindurch glänzte,
 ber die schwächern Augen seiner Zeitgenossen
 eher verblendete, als erhellte. Der Name Ba-
 on war von einer guten Vorbedeutung für die
 hilosophie; und dieser Mann drang, nicht nur
 ohne alle Beyhülfe und Ermunterung, sondern
 uch verspottet und verfolgt, vermittelst der un-
 berwindlichen Stärke seines Genie in die Ge-
 heimnisse der Natur tief ein, und machte in der
 stromie und Perspective, in der Mechanick,
 und Chymie so viele neue Entdeckungen, daß die
 vernunft-

3 Band verminstigten Schriftsteller deren noch ist, nicht
 ohne Merkmale von Erstaunen und Bewunderung
 erwähnen. Es ist D. Friends Anmerkung, daß
 er fast der einzige Astronomus seiner Zeiten gewe-
 sen; und die Verbesserung des Calenders, die er
 unternommen, und auf gewisse Art zu Stande ge-
 bracht hat, ist ein sicherer Beweis seiner Geschie-
 lichkeit in dieser Wissenschaft. Die Verfertigung
 der Brillen, der Telescopen, und aller Arten von
 Gläsern, die die Gegenstände vergrößern oder
 verkleinern, das Schiespulver (welches Barthol-
 dus Schwarz fast ein Jahrhundert später erfun-
 den haben soll,) sind einige von den vielen Erfin-
 dungen, die ihm mit Recht zugeschrieben werden.
 Für alles dieses wurde er in seinem Leben be-
 schimpft und unterdrückt, und nach seinem Tode
 an seinem guten Namen angegriffen, als ein
 Zauberer, der höllische und verabscheuungswür-
 dige Künste getrieben habe. Er sagt uns, daß
 damals in Europa nur vier Personen waren, die
 in der Mathematick einige Wissenschaft hatten,
 und in der Chymie noch weniger: daß diejenigen,
 welche die Uebersetzung des Aristoteles unternom-
 men, der Arbeit auf keine Art gewachsen gewesen,
 und daß seine Schriften, welche Bacon, wenn
 sie recht verstanden werden, für die Quelle aller
 Erkenntnis hält, in einer zu Paris gehaltenen
 Kirchenversammlung verdammet und verbrannt
 worden.

Die Werke dieses berühmten Alten sind in der
 That von den Menschen mehr gehaßt und bewun-
 dert

t worden, als die Schriften aller andern Phi-⁵ Wand
 sophen zusammen genommen. Launoy *) zählt ⁴ St. ²
 ht weniger als sieben und dreyßig Kirchenväter,
 lche seinen Namen gebrandmarkt, und seine
 ren zu verwerfen sich bemühet haben. Mor-
 f **) hat noch eine grössere Anzahl seiner Com-
 entatoren angegeben, die zu gleicher Zeit sein-
 hänger waren; und doch haben diese beyden
 chriftsteller noch lange nicht eine vollständige
 te von seinen Freunden und Feinden mitgetheilt.
 en seinen Lebzeiten hatte man ihn in dem Ber-
 ichte, als ob er keine Religion habe, und er
 urde von der heidnischen Priesterschaft verfolgt:
 e Nachfolger eben dieser Männer waren sein-
 nhänger und Bewunderer. Seine Werke ha-
 n bey der christlichen Clerisey ein ähnliches
 Schicksal gehabt. Zuweilen hat man sie als he-
 erisch verdammet; zu einer andern Zeit sind sie
 r eine grosse Schutzwehr der Orthodorie erkannt
 worden. Launoy hat die vorher angeführte be-
 ndre Abhandlung über diese Materie geschrie-
 en, und er erzählt acht verschiedene Veränderun-
 en, die sich mit dem Glück und Ruhm der Phi-
 sophie des Aristoteles zugetragen haben. Wir
 wollen die Zwischenveränderungen mit Stillschwei-
 en übergehen, und nur zwo bemerken, welche eis-
 en sehr lächerlichen Contrast machen. In der
 erwähnten Kirchenversammlung zu Paris er-
 klärten

*) de varia Arist. Fortuna, Tom. IV.

**) Polyhistor, Tom. II.

erschämten, und lügenhaften Mann erklärt. ⁵ Band
 seine Bücher wurden daher auf immer ver- ⁴ St.
 munt und verboten; und, welches eine Art von
 verhörter Grausamkeit ist, dem beklagenswürdi-
 gen Autor wurde auf das feyerlichste untersagt,
 seine eignen Schriften nicht abzuschreiben, ja sie
 nicht einmal zu lesen.

Wir könnten hierdurch veranlasset werden zu
 glauben, daß, wenn das Ansehn eines alten Phi-
 losophen für so heilig gehalten wurde, die Philo-
 sophie selbst vollkommen verstanden, und mit un-
 gemein gutem Erfolge getrieben worden seyn
 müßte. Aber diese Lehrer waren blos einem Na-
 men, nicht der Wahrheit und der ächten Wissen-
 schaft zugethan, und unser Verfasser vergleicht
 sie billig mit den olympischen Kämpfern, welche
 sich der nöthigen Uebungen enthielten, damit sie
 für solche geschickt seyn möchten, die es nicht wa-
 ren. Unter ihrer Veranstaltung war sie nichts
 als eine Philosophie von Worten und Begriffen,
 die das Studium der Natur auszuschließen
 schien; die, an statt die Eigenschaften der Kör-
 per, und die Gesetze der Bewegung, wodurch alle
 Wirkungen hervorgebracht werden, zu untersuchen,
 blos mit logikalischen Definitionen, Distinctionen
 und Abstractionen sich beschäftigte, die alle so
 trocken und von nicht dem mindesten Nutzen für
 das menschliche Geschlecht sind. Der grosse End-
 zweck dieser ernstlichen Spieler war mehr, eine
 Streitfrage zu verwirren, als irgend eine nützlich-
 e Untersuchung zu befördern; mehr über einen
 Gegner

5^{ter} Band Gegner zu triumphiren, als die Erkenntnis zu
 1^{er} St. erweitern, und die Sitten ihrer Anhänger zu be-
 sern. Solchergestalt war diese Philosophie ein
 wirkliches Hindernis alles Fortgangs aller mensch-
 lichen und göttlichen Gelehrsamkeit. Nachher
 ist sie in die christliche Theologie aufgenommen
 worden, wo sie, weit entfernt von dem Nutzen
 die Geheimnisse zu erklären, und gewisser zu ma-
 chen, blos dazu diente, die nöthigsten Wahrhei-
 ten zu verdunkeln und zweifelhaft zu machen; und
 dieses durch gewisse Kunstgriffe im Schließen,
 womit sie jede Secte versah, um ihre besondern
 und vornehmsten Hintergehungen vertheidigen zu
 können. Zu so einer ausschweifenden Höhe er-
 hoben sie ihren Abgott Aristoteles, daß einige in
 seinen Schriften die Lehre von der Dreieinigkei-
 t zu finden glaubten; daß andre in ordentlichen
 Dissertationen die Gewisheit seiner Seligkeit, un-
 geachtet er ein Heide sey, zu beweisen suchten;
 und daß ein Venetianer den Teufel ausdrücklich
 aufgefordert haben soll, um ihm ein schweres
 Wort in des Aristoteles Naturlehre zu erklären.
 Der listige Teufel, der es vielleicht selbst nicht
 verstand, antwortete mit einer so leisen und un-
 nehmlichen Stimme, daß der gute Prälat nicht
 ein Wort von dem verstand, was er sagte. Die-
 ses war der berühmte Hermolaus Barbarus.
 Das griechische Wort, welches diesen ganz beson-
 dern Schritt veranlasste, war die Entelechia
 der Peripatetiker, aus welcher die Scholastiker
 ihre substantialen Formen herleiten, und welcher
 Leibniz

Ergebnis gegen das Ende des letzten Jahrhunderts, 5 Band
 seiner Theorie der Bewegung das Leben wieder ^{4 St.}
 geben versuchte.

Die Reformation selbst, welche ein neues
 Licht über Europa verbreitete, und welche die
 Menschen zur Untersuchung aller Irrthümer und
 Vorurtheile antrieb, konnte die Herrschaft dieser
 Philosophie nicht stürzen, die Protestanten sowohl
 als die Papisten verschanzten sich hinter dem An-
 sehen des Aristoteles, und vertheidigten ihre ver-
 schiedenen Meinungen mit den Waffen, womit
 sie verfab. Diese unnatürliche Vermischung
 der Theologie mit den Lehrsätzen der Peripatetiker,
 machte seine Meinungen ehrwürdig und heilig:
 sie wurden für die Gränzsteine des Glaubens und
 der Vernunft gehalten, die man nicht verrücken,
 noch hinwegnehmen dürfte, ohne für verwegen und
 tolllos gehalten zu werden. Man bildete sich
 ein, Neuerungen in der Philosophie würden nach
 und nach den Grund der Religion untergraben,
 und am Ende geraden Weges den Atheismus ein-
 führen. Wenn die Hülle einer ehrfurchtsvollen
 Dunkelheit, welche das Gesicht der Natur ver-
 borg, hinweggenommen werden sollte; so möchte
 dieses die unvorsichtigen Menschen verleiten, alle
 Erscheinungen in der sichtbaren Welt durch ab-
 hängige Ursachen, durch die Kräfte der Materie
 und des Mechanismus erklären zu wollen; und
 auf diese Art könnten sie unvermerkt die grosse ur-
 sprüngliche Ursache aller Dinge vergessen und
 andansehn. Diese Gründe überzeugten die
 Menge,

5. Band Metige, machten einige wenige Weisere ~~acht~~ acht
4. St. und hielten in der That den Fortgang mizlicher
Wissenschaften auf.

So war der Zustand des menschlichen Geschlechts überhaupt, als Sir Franz Bacon die Welt betrat. Wir wollen ihn nicht als den Stifter einer neuen Secte, sondern als den großen Vertheidiger der menschlichen Freyheit gegen alle Secten ansehen, als ein Mann, der Vernunft und Wahrheit aus der Slaveren herauszog, in die sie von jeder Secte waren gestürzt worden. Eine scheinbare Hypothesis, eine blendende Theorie sind der Einbildungskraft angenehmer, und ein kürzerer Weg zum Ruhme, als die langsame Methode Erfahrungen zu machen, und der Natur durch alle ihre Labyrinth, vermittelst der Bemerkung der Begebenheiten, nachzugehen. Es ist daher kein Wunder, daß eine auf diese Grundsätze gebauete Philosophie, im Anfange keine geschwinde und allgemeine Veränderung in der gelehrten Welt hervorbringen konnte. Aber nachdem sie, wie die Zeit, ruhig, langsam, und sicher fortgeschritten war: so wurde sie am Ende mächtig und allgemein. Er war indessen nicht der erste unter den Neuern, der es wagte, von den Meinungen des Aristoteles, abzuweichen. Ramus, Patricius, Bruno, Severinus, um keine mehr zu nennen, hatten bereits das Ansehn dieses Tyrannen in der Gelehrsamkeit angegriffen, der lange unumschränkt über die Meinungen geherrscht hatte, wie sein unruhiger Schüler ehemals über

über die Personen der Menschen zu herrschen be- ^{5. Band}
 lehrte. Aber diese Schriftsteller erfanden wenig, ^{4. St.}
 was sie selbst schätzbar machte; ob sie wohl eines
 und das andre an ihm mit Recht verwarfen.
 Was die wirklichen Verbesserungen anbelangt,
 welche in verschiedenen Theilen der Naturlehre,
 vor unserm Verfasser, durch Gilbert, Harvey,
 Copernicus, Pater Paul, und wenige andre, ge-
 macht worden sind; so kennt man dieselben wohl;
 und sie sind mit den verdienten Lobsprüchen belegt
 worden. Allein es mangelte immer noch an ei-
 nem grossen und ausgebreiteten Plane, der die fast
 unendliche Mannichfaltigkeit der Wissenschaften
 unter sich begriffe, und uns in allen bey unsern
 Untersuchungen zu einem sichern Führer dienen
 könnte. Dieses sah Sir Franz Bacon zuerst in
 seinem ganzen Umfange ein, zu seinem unsterbli-
 chen Ruhme, und zum allgemeinen Besten des
 menschlichen Geschlechts. Wenn wir über die
 glückliche Anlage eines solchen Systems erstaun-
 ten: so wird unser Erstaunen sich verdoppeln,
 wenn wir erwägen, daß er dieses System mitten
 unter der Unruhe beschwerlicher Geschäfte, und
 unter dem Geräusche eines Hofes, erfand, in
 Ordnung brachte, und verbesserte. Die Natur
 scheint ihn besonders zu diesem Beruf bestimmt zu
 haben, indem sie ihm alle erforderliche Eigenschaf-
 ten, mit freugebiger Hand, mitgetheilt hatte:
 einen lebhaften und geschwinden Witz, die Nehm-
 lichkeiten der Dinge zu entdecken: eine feste
 und aufmerksame Urtheilskraft, den kleinsten Un-
 terschied

9 ⁴ **St.** **B**and verschied zwischen denselben zu bemerken: eine Neigung zum Nachdenken und zum Nachforschen; eine Gedult im Zweifel; eine Langsamkeit und ein Mistrauen, etwas zu behaupten; eine Leichtigkeit, seine Meinungen zu ändern; eine ängstliche Ueberlegung bey Entwerfung und Anordnung eines Planes. Eine Seele von solcher Beschaffenheit, die weder nach Neuheiten strebte, noch das Alterthum vergötterte, die allen Hintergehungen feind war, musste mit der Wahrheit in einer natürlichen Verbindung und Verwandtschaft stehen. Diesen Character, den er, mit einer edeln Zuversicht, sich selbst beylegte, wird man überall auf eine vorzügliche Art in seiner Wiederherstellung der Wissenschaften finden; ein Werk, das er nicht zu einem Denkmale seines Ruhmes, sondern zu einem immerwährenden Vermächtnis zum gemeinschaftlichen Besten anderer bestimmt hatte. Er hat das Ganze in sechs Haupttheile eingetheilt; und wir wollen mit einer kurzen Anzeige davon, diese Nachricht von seinen Lebensumständen und Schriften beschliessen.


1. Der erste Theil dieser Wiederherstellung enthält einen allgemeinen Abriss der menschlichen Erkenntnis. Diese vortrefliche Abhandlung führt den Titel: the advancement of Learning*) Da er die Absicht hatte, ein neues und dauerhaftes Gebäude der Philosophie aufzuführen, dessen Grund nicht auf willkührlichen Meinungen und

*) De augmentis scientiarum.

und scheinbaren Folgerungen, sondern auf Wahr 5 Band
 heit und Erfahrung beruhen sollte; so war es zu 4 St.
 dieser Absicht schlechterdings nothwendig zuerst
 das damalige Reich der Gelehrsamkeit, mit allen
 ihren Gegenden und Eintheilungen vor Augen
 zu legen. Dieses ins Werk zu richten, wurde,
 selbst einer ungemeynen Gelehrsamkeit, eine aus-
 gesuchte und allgemeine Einsicht erfordert: die
 ganze gelehrte Welt war seiner Prüfung und Be-
 urtheilung unterworfen. Damit er bey einer so
 weitläufigen und mannichfaltigen Materie sich
 nicht selbst verlieren möchte; hat er nach den drey
 Kräften der Seele, dem Gedächtnis, der Einbil-
 dungskraft und dem Verstand, die grosse Anzahl
 der Wissenschaften, unter drey Hauptclassen ge-
 bracht, die Geschichte, die Dichtkunst und Phi-
 losophie. Diese können für die Hauptstämme
 angesehen werden, von welchen die geringern
 Theile der Gelehrsamkeit, in einer unzählbaren
 Menge, herkommen. Was fehlerhaft, irrig
 und mangelhaft in jedem ist, hat er nach der Län-
 ge angezeigt, und zugleich die geschicktesten Mit-
 tel an die Hand gegeben, die Fehler zu verbef-
 sern, den Irrthümern abzuhelfen, und die Män-
 gel zu ergänzen. Er war nicht bloß mit allem,
 was man vor seiner Zeit in Büchern entdeckt hatte,
 wohl bekant, und fähig, über diese Entdeckun-
 gen ein kritisches Urtheil zu fällen: sondern er
 sah noch weiter, und hat am Ende seiner Ab-
 handlung die verschiedenen Gegenden im Reiche
 der Gelehrsamkeit, die noch verabsäumt, und un-
 entdeckt

Hand entdeckt liegen, angezeigt. Und in Wahrheit sind die schätzbarsten Verbesserungen, die man seit dieser Zeit gemacht hat, aus den Veranlassungen und Anzeigen in diesem Werke entstanden; aus welchem die neuern, ein jeder nach seinem Gefallen, sich eine oder mehr Theile der Wissenschaft ausgesucht haben, sie anzubauen und zur Vollkommenheit zu bringen.

3. Das *Novum Organon*, welches den zweyten Theil seiner Wiederherstellung ausmacht, und für den beträchtlichsten gehalten werden kan, hat zur Absicht, die Kräfte der Seele, durch eine nützlichere Anwendung der Fähigkeit zu schließen, auf alle verschiedene Gegenstände, die die Philosophie betrachtet, zu erhöhen und zu verbessern. In dieser Abhandlung übergiebt unser Verfasser der Welt eine neue und bessere Logik, die nicht Argumente zu Streitigkeiten darbieten, sondern den Nutzen der Menschen befördern soll; die nicht unterrichten soll, einen Feind, durch eine sophistische Art zu disputiren, zu überwinden, sondern über die Natur selbst, durch Erfahrung und Untersuchung, zu siegen. Wie sie ihrem Endzweck nach, von den gewöhnlichen Vernunftlehren unterschieden ist; also geht sie nicht weniger von der verhänglichen Kunst im Demonstriren ab. Er verwirft überhaupt die Syllogismen, als Werkzeuge, die bey der Untersuchung der Wahrheit mehr schädlich als dienlich sind, und er bedient sich

ch an ihrer Statt einer genauen und ächten Art zu Band
 4 Et. 

3. Es ist das Schicksal fast aller für das menschliche Geschlecht nützlicher Entwürfe gewesen, daß man sie Anfangs für Hirngespinnste angesehen, und sie, bloß ihrer Neuheit wegen, nicht für fähig gehalten, ins Werk gerichtet werden zu können. Dieses sahe unser Autor voraus, und er suchte diesem Vorurtheil in dem dritten Theile einer Wiederherstellung *) zu begegnen. Er giebt selbst die Materialen zu einer natürlichen und auf Erfahrungen gegründeten Historie an: ein Werk, das er für so unumgänglich nöthig hielt, daß ohne dasselbe die vereinigten Kräfte aller Menschen, in allen Zeitaltern, unzureichend seyn würden, das grosse Gebäude der Wissenschaften aufzuführen, und zur Vollkommenheit zu bringen. Er befürchtete auch, daß Menschen von freyern und ausgebreitern Einsichten, die an seiner neuen Logik Gefallen fänden, durch die Schwierigkeiten abgeschreckt werden möchten, die sich bey dem Experimentiren, nach den von ihm gegebenen Regeln, finden würden. Er zeigt daher andern den Weg in seiner Sylva Sylvarum, oder Historie der Natur, welche, so unvollkommen sie auch in vielen Stücken ist, doch nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, da das ganze Werk erst seinen Anfang nahm, geschätzt zu werden verdient. Diese Sammlung, welche erst nach

Se 4

seinem

*) Phaenomena universi.

Wand
Et
 seinem Tode erschien, hat man für unabhängig von seinem allgemeinen Plane gehalten; daher ist seine Absicht, bey Anstellung und Aufzeichnung dieser Experimente, von dem Leser nicht gehörig bemerkt worden. Er bringt die Phänomene des Ganzen unter drey Haupteintheilungen; die Historie der Fortpflanzung, oder Hervorbringung aller Arten von Geschöpfe nach den gemeinen Gesetzen der Natur; die Historie der Hervorbringung, die von der allgemeinen Regel abweicht; und drittens die Historie der Natur, welche die Kunst der Menschen, durch Einschränkungen oder Erweiterungen, geändert hat, und welche uns die Aussicht in eine neue Gestalt der Dinge, und gleichsam in eine neue Welt öfnet.

4. Der vierte Theil wird von ihm *scala intellectus* genennet, oder eine Reihe von Stufen, auf welchen der Verstand in seinen philosophischen Untersuchungen regelmässig emporsteigt.

5. Vom fünften Theile hat er nichts als die Aufschrift: *Anticipationes Philosophiae secundae*, und den Plan hinterlassen.

6. Der sechste und erhabenste Theil dieses grossen Werkes, auf welchen die vorhergehenden alle abzielen, ist die *Philosophia prima, sive activa*.

So groß und so uneingeschränkt waren seine Absichten zur allgemeinen Beförderung der Wissenschaften, der edle Endzweck, auf welchen alle seine

seine

ine philosophischen Bemühungen abzielten. Was ^{Band} Cäsar, als ein Compliment zum Tullius sagte, ^{4 St.} in mit dem größten Rechte auf ihn angewendet werden: es sey ruhmvoller, die Gränzen des menschlichen Verstandes, als die Gränzen des römischen Reichs erweitert zu haben. Sir Franz Bacon hat dieses in in der That gethan: eine Wahrheit, die von den größten Privatpersonen und von allen öffentlichen Gesellschaften der gesittetsten Völker in Europa erkant wird. Frankreich, Italien, Deutschland, Britannien, und selbst Russland, haben ihn zu ihrem Führer erwählt, und sich seiner Unterweisung unterworfen. Das Reich, welches er in der gelehrten Welt errichtet hat, ist so allgemein, als der freye Gebrauch der Vernunft; und eines mus so lange fortdauern, als das andre bestehet.

Anzeige der Bewegungsgründe nach Neuigkeiten zu forschen *).

Da jedermann begierig zu seyn scheint, Neuigkeiten zu wissen, besonders bey dieser crittischen Zeit, da der Ausgang eines heftigen Krieges den Verstand der Menschen beschäftigt, und sie in einer beständigen unruhigen Erwartung erhält, so wird es nicht übel gethan seyn, die vornehmsten Bewegungsgründe anzuzeigen, wodurch die Menschen zur Bemühung um Neuigkeiten angetrieben werden.

Fürs erste forschen die Menschen nach Neuigkeiten aus Müßiggang, um sich zu belustigen, und die Zeit zu vertreiben, die ihnen so sehr zur Last fällt; obwohl nichts so kostbar ist als die Zeit, und ob gleich der Verlust derselben unerseßlich bleibt. Sie ist so eine unerträgliche Bürde, daß die Menschen sie nicht ertragen können. Sie werden sich selbst beschwerlich, und, um sich aus einer ekelhaften Einnöde zu reißen, nehmen sie ihre Zuflucht zu Besuchen, zur Jagd, zu Gastgebotten, und Intriguen; aber, vor allen andern, sind sie um Neuigkeiten bekümmert. Dieses war der vorzügliche Character der Athenenser. Die ernsthaften Männer ihrer Nation pflegten ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß

*.) Aus dem UniversalMagazine übersezt.

e sich an öffentliche Orte setzen, um das Volk vor-³ zu-⁴ ber gehen zu sehen, und nach Neuigkeiten zu for-⁴ schen. Der grösste ihrer Redner hat sich in der Absicht, ihre Aufmerksamkeit auf eine wichtige, den Staat betreffende Sache, zu lenken, keiner andern, als folgender Worte bedient: Ich bitte euch nur, auf das, was ich euch sagen werde, so aufmerksam zu seyn, als ihr auf Neuigkeiten seyd. Die Sache gieng so weit, daß man eine besondere Art von Obrigkeit ernennen mußte, um auf das nützige Volk acht zu haben, welches, anstatt um eine eignen Angelegenheiten besorgt zu seyn, es los zu seinem Geschäfte machte, sich um das, was andre Leute anging zu bekümmern.

Zweitens veranlaßt die Wissensbegierde die Menschen, nach Neuigkeiten zu forschen. Sie die herrschende Leidenschaft des menschlichen Geschlechtes. Was wird die Wissensbegierde nicht thun? Sie schwingt sich empor, um den Himmel auszumessen; sie steigt hinab in den Schoos der Erde, um das, was in ihren Eingeweiden liegt, ausfindig zu machen. Sie geht zurück in längst vergangene Zeiten; sie bestimmt zum voraus die Beschaffenheit der Zeiten, die noch kommen sollen.

Drittens suchen die Menschen aus Eitelkeit und Ehrbegierde, Neuigkeiten auszuforschen. Einige wollen dafür angesehen seyn, als ob sie eine so grosse politische Einsicht besäßen, daß sie künftige Begebenheiten voraussehen könnten; und
als

3. Sind als ob sie über die Vorthelle der großen Herr-
 4. St. über die gegenwärtige Lage der Sachen, und über
 das Verhalten der Minister, tiefe Betrachtungen
 anstellten. Sie urtheilen aus den Mienen derie-
 ben, daß wichtige Staatsveränderungen bevor-
 stehen, und aus ihrer geheimnisvollen Sprache folgt
 man schlüssen, daß sie weit mehr wüßten, als sie
 sagen wollen. Andre versichern ihre Neuigkeiten
 von guter Hand zu haben; sie nennen nur Perso-
 nen vom ersten Range, und sie geben zu verstehen
 daß sie die Geheimnisse der Cabineter durch einen
 vertraulichen Briefwechsel mit den Ministern wü-
 ßen. Andre begnügen sich ihren Neuigkeiten eine
 feine Wendung zu geben, und sie mit einigen merk-
 würdigen Umständen auszuschnücken, wodurch
 die Begebenheiten ganz entstelt, und zu Fabeln
 werden.

Viertens sind die Menschen auch gewohnt aus
 blosser Bosheit Neuigkeiten zu sagen. Die ver-
 gnügen sich an tragischen Vorfällen: sie hören gern,
 daß Städte verheeret, ganze Provinzen verwü-
 stet, und große Armeen gänzlich aufgerieben wor-
 den sind. Ihre einzige Absicht, wenn sie unglück-
 liche Neuigkeiten sagen, gehet dahin, ihre üble
 Gemüthsart zu befriedigen.

Fünftens treibt ein Geist der Faction die Men-
 schen an, nach Neuigkeiten zu forschen. Daher
 kommt es, daß sie glauben oder läugnen, aus-
 breiten oder unterdrücken, vergrößern oder ver-
 mindern,

bern, nachdem es die Partey erfordert, der 5. Band, ugerhan sind. Sind sie für eine gute Sache ^{4 St.} angenommen: so verderben sie dieselbe durch ihre übereilten Eifer, und ihre zuversichtliche Entscheidung der Dinge. Sind sie in eine schlimme Sache in eine Faction gegen den Staat verwickelt; forschen sie nach Neuigkeiten, um die Zahl der Unvergnügten zu vermehren, Aufruhr zu erregen, das Verstandnis des Monarchen mit den Rathen zu unterbrechen, folglich die Freyheit vernichten, und eine ganze Nation in Unruhe und Verwirrung zu bringen.

Sechstens sind die Menschen aus Eigennuß, gierig, Neuigkeiten zu erfahren. Dieses ist die Wirkung des Handels in allen grossen Städten, welche der Thron des Mammons zu seyn scheinen; so der Eigennuß unter tausend verschiedenen Gestalten erscheint, und alle Arten von List anwendet, die Dinge anders vorzustellen als sie sind; so jedermann sich bemühet, auf Unkosten seiner Nachbarn reich zu werden.

Siebentens sind die Menschen aus Ungedult den erwünschten guten Ausgang oder die schlimmen Folgen einer Begebenheit zu wissen, um Neuigkeiten bekümmert. Der rechtschaffene Mann, dessen Absichten rein sind, wird sich wegen der Wohlfahrt und Glückseligkeit des Staats auf Gott verlassen. Was das Unglück anbetrißt: so sollte man bedenken, daß es zu geschwind kommen,

Wird als ob sie über die Vortheile der größten Heere
 über die gegenwärtige Lage der Sachen, und über
 das Verhalten der Minister, tiefe Betrachtungen
 anstellten. Sie urtheilen aus den Mienen der
 selben, daß wichtige Staatsveränderungen bevorstehen,
 und aus ihrer geheimnisvollen Sprache sollte
 man schließen, daß sie weit mehr wüßten, als sie
 sagen wollen. Andre versichern ihre Neuigkeiten
 von guter Hand zu haben; sie nennen nur Perso-
 nen vom ersten Range, und sie geben zu verstehen,
 daß sie die Geheimnisse der Cabineter durch einen
 vertraulichen Briefwechsel mit den Ministern wis-
 sen. Andre begnügen sich ihren Neuigkeiten eine
 feine Wendung zu geben, und sie mit etlichen merk-
 würdigen Umständen auszuschnücken, wodurch
 die Begebenheiten ganz entstelt, und zu Fabeln
 werden.

Wiertens sind die Menschen auch gewohnt aus
 blosser Bosheit Neuigkeiten zu sagen. Die ver-
 gnügen sich an tragischen Vorfällen: sie hören gern,
 daß Städte verheeret, ganze Provinzen verwü-
 stet, und große Armeen gänzlich aufgerieben wor-
 den sind. Ihre einzige Absicht, wenn sie unglück-
 liche Neuigkeiten sagen, gehet dahin, ihre üble
 Gemüthsart zu befriedigen.

Fünftens treibt ein Geist der Faction die Men-
 schen an, nach Neuigkeiten zu forschen. Daher
 kommt es, daß sie glauben oder läugnen, aus-
 breiten oder unterdrücken, vergrößern oder ver-
 mindern,

ndern, nachdem es die Partey erfordert, der ^{5. Band} zugehörig sind. Sind sie für eine gute Sache ^{4. St.} angenommen: so verderben sie dieselbe durch ihren übereilten Eifer, und ihre zuversichtliche Entscheidung der Dinge. Sind sie in eine schlimme Sache in eine Faction gegen den Staat verwickelt; forschen sie nach Neuigkeiten, um die Zahl der Risvergnügten zu vermehren, Aufruhr zu erregen, das Verständnis des Monarchen mit den Unterthanen zu unterbrechen, folglich die Freyheit zu vernichten, und eine ganze Nation in Unruhe und Verwirrung zu bringen.

Sechstens sind die Menschen aus Eigennuß, egerig, Neuigkeiten zu erfahren. Dieses ist die Wirkung des Handels in allen grossen Städten, welche der Thron des Mammons zu seyn scheinen; wo der Eigennuß unter tausend verschiedenen Gestalten erscheinet, und alle Arten von List anwendet, die Dinge anders vorzustellen als sie sind; wo jedermann sich bemühet, auf Unkosten seiner Nachbarn reich zu werden.

Siebentens sind die Menschen aus Ungedult den erwünschten guten Ausgang oder die schlimmen Folgen einer Begebenheit zu wissen, um Neuigkeiten bekümmert. Der rechtschaffene Mann, dessen Absichten rein sind, wird sich wegen der Wohlfahrt und Glückseligkeit des Staats auf Gott verlassen. Was das Unglück anbetrifft: so sollte man bedenken, daß es zu geschwind kommen,

Hand als ob sie über die Vortheile der größten Sitten,
 über die gegenwärtige Lage der Sachen, und über
 das Verhalten der Minister, tiefe Betrachtungen
 anstellten. Sie urtheilen aus den Mienen derselben,
 daß wichtige Staatsveränderungen bevorstehen,
 und aus ihrer geheimnisvollen Sprache sollte man
 schließen, daß sie weit mehr wüßten, als sie
 sagen wollen. Andre versichern ihre Neuigkeiten
 von guter Hand zu haben; sie nennen nur Personen
 vom ersten Range, und sie geben zu verstehen,
 daß sie die Geheimnisse der Cabineter durch einen
 vertraulichen Briefwechsel mit den Ministern wissen.
 Andre begnügen sich ihren Neuigkeiten eine
 feine Wendung zu geben, und sie mit einigen merkwürdigen
 Umständen auszuschnücken, wodurch die Begebenheiten ganz
 entstelt, und zu Fabeln werden.

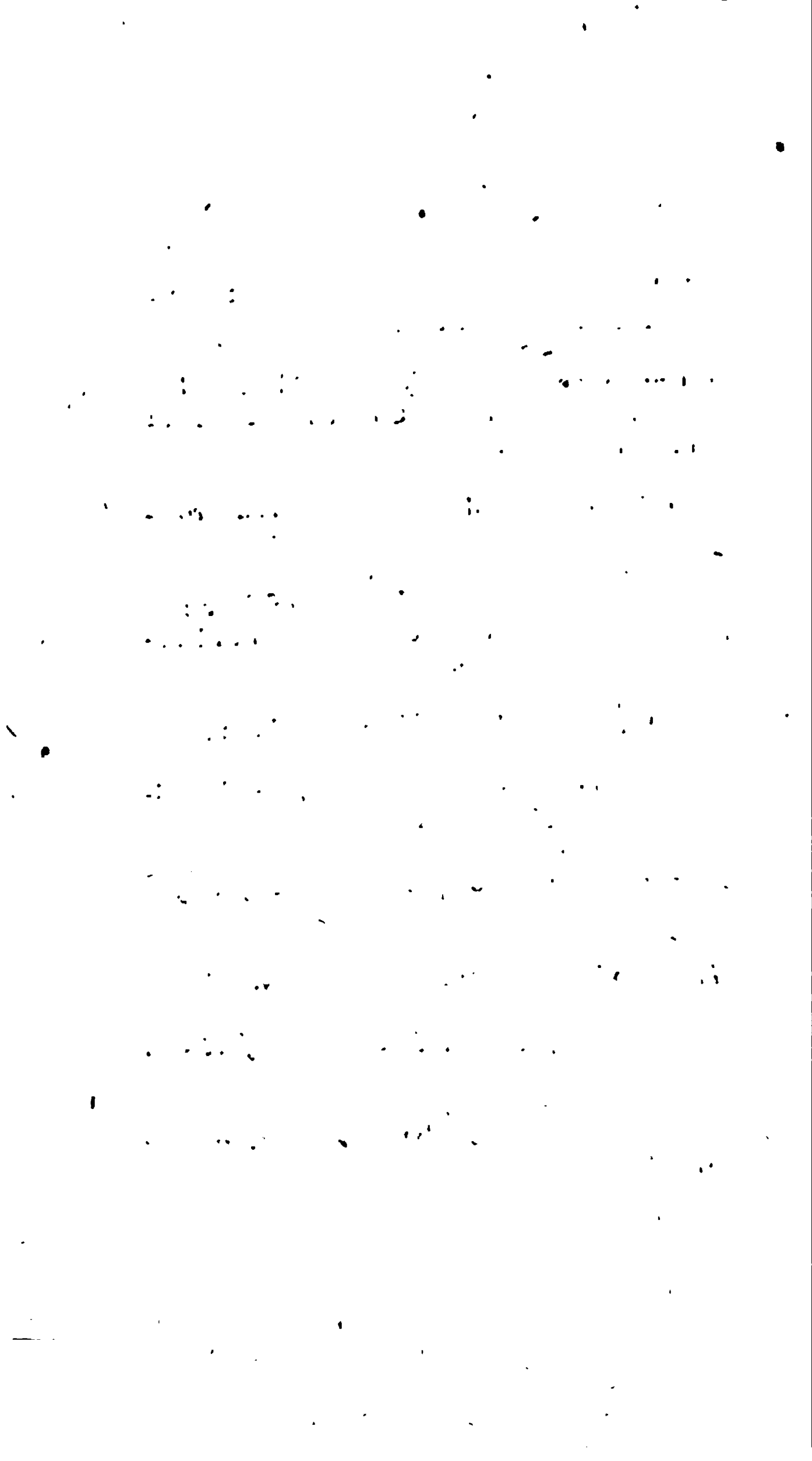
Viertens sind die Menschen auch gewohnt aus
 blosser Bosheit Neuigkeiten zu sagen. Die ver-
 gnügen sich an tragischen Vorfällen: sie hören gern,
 daß Städte verheeret, ganze Provinzen verwü-
 stet, und grosse Armeen gänzlich aufgerieben wor-
 den sind. Ihre einzige Absicht, wenn sie unglück-
 liche Neuigkeiten sagen, gehet dahin, ihre üble
 Gemüthsart zu befriedigen.

Fünftens treibt ein Geist der Faction die Men-
 schen an, nach Neuigkeiten zu forschen. Daher
 kommt es, daß sie glauben oder läugnen, aus-
 breiten oder unterdrücken, vergrößern oder ver-
 mindern,

idern, nachdem es die Partey erfordert, der ⁵ Band
 zugehan sind. Sind sie für eine gute Sache ⁴ St.
 genommen: so verderben sie dieselbe durch ih-
 r übereilten Eifer, und ihre zuversichtliche Ent-
 scheidung der Dinge. Sind sie in eine schlimme
 Sache in eine Faction gegen den Staat verwickelt;
 forschen sie nach Neuigkeiten, um die Zahl der
 Unzufriedenen zu vermehren, Aufruhr zu errea-
 chen, das Verstandnis des Monarchen mit den
 Unterthanen zu unterbrechen, folglich die Freyheit
 zu vernichten, und eine ganze Nation in Unruhe
 und Verwirrung zu bringen.

Sechstens sind die Menschen aus Eigennuß,
 neugierig, Neuigkeiten zu erfahren. Dieses ist die
 Wirkung des Handels in allen grossen Städten,
 welche der Thron des Mammons zu seyn scheinen;
 so der Eigennuß unter tausend verschiedenen Ge-
 stalten erscheinet, und alle Arten von List anwen-
 det, die Dinge anders vorzustellen als sie sind;
 so jedermann sich bemühet, auf Unkosten seiner
 Nachbarn reich zu werden.

Siebentens sind die Menschen aus Ungeduld
 den erwünschten guten Ausgang oder die schlim-
 men Folgen einer Begebenheit zu wissen, um Neu-
 igkeiten bekümmert. Der rechtschaffene Mann,
 dessen Absichten rein sind, wird sich wegen der
 Wohlfahrt und Glückseligkeit des Staats auf
 Gott verlassen. Was das Unglück anbetriß: so
 sollte man bedenken, daß es zu geschwind kom-
 men,



Brittische
Bibliothek.

Fünfter Band.

Fünftes und sechstes Stück.

Leipzig,

bey Johann Wandler.

1762.



I.

twenty Sermons on the most serious and practical Subjects of the Christian Religion. By the late Reverend *Samuel Bourn*. The second edition. London 1757. 8.

Es kommen ist wenig theologische Schriften in England heraus, in denen man nicht den Geist des Arianismus und den Eifer wider das Athanasianische Glaubensbekenntnis theils offenbahr, theils versteckt, entdecken sollte. Zu der erstern Art gehören auch diese zwanzig Reden, und der Leser ist hier nicht in der Gefahr, das System des Verfassers aus Unachtsamkeit für richtig zu halten, weil in der Nachricht von seinem Leben, die diesen Predigten vorgesetzt ist, die Gesinnungen des Samuel Bourn in diesen Stücken ohne Zurückhaltung angezeiget werden. Er war im Jahr 1689. von einem Prediger, der zu den Dissenters gehörte, gezeuget, und trat im Jahre 1711. ein geistliches Amt an. Als 1719. die Streitigkeiten wegen der Lehre von der Dreieinigkeit ihren Anfang nahmen, so entschloß sich der Verfasser diesen Streit sorgfältig zu untersuchen. Er las des D. Clarks Scripture-Doctrine, Reply. u. s. w. auf der einen, und die Gründe des D. Waterland, und anderer berühmten Vertheidiger des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses auf der andern Seite mit aller Aufmerksamkeit.

5. Band
 5. St.

merksamkeit; vornehmlich aber untersuchte er die göttliche Offenbarung selbst, um zu sehen, was sie von dieser Sache sagte. Als er die Untersuchung, heißt es ferner, anfieng, so war er ein offenkundiger Athanasianer; allein die Ueberzeugung der Wahrheit war so mächtig, daß seine Gesinnungen sich gänzlich veränderten; er gestand oft, daß „nächst der Bibel ihn nichts mehr zum Beifall für das System des D. Clarks beweget hätte, als die Antworten der Gegner, und die unzulängliche Bertheidigung ihrer Grundsätze.“ Nachdem er bey verschiedenen Gemeinden gestanden hatte, so wurde er endlich nach Birmingham in Warwickshire berufen. Wenig Jahre vor seinem Tode wollte man ihn nach Bolton in Lancashire haben, allein die Liebe und das Bitten seiner Gemeinde hielt ihn zurück. Er starb den 17. März 1754. Der Verfasser dieser Nachricht machet von unserm Redner ein sehr gutes Bild. — „Alle, die ihn gekannt haben, Freunde und Feinde, müssen die allgemeine Güte und Aufrichtigkeit seines Herzens bezeugen. Da auch ein Verzeichniß von den Schriften des Samuel Bourne gegeben wird, so wollen wir es unsern Lesern am Ende dieses Auszuges um so viel lieber mittheilen, weil wir vermuthen, daß es den meisten angenehm seyn wird. Der Inhalt gegenwärtiger zwanzig Predigten ist dieser: die erste empfiehlt den Kindern gottesfürchtiger Aeltern eine frühzeitige Gottesfurcht, über 1 B. der Chron. 28, oder 18, 9. Die zwoyte über eben diesen Text

empfehl

pfiehlt den Aeltern eine gottesfürchtige Erzieh- ⁵ Band
 ung ihrer Kinder. Die dritte, vierte und ⁵ Et.
 fte handelt von der Natur, den Verbindlich-
 keiten und besondern Vortheilen einer frühzeiti-
 gen Gottesfurcht. Pred. Sal. 12, 1. In der
 ersten, siebenten, achten und neunten redet der
 Verfasser von der großen Absicht des Christen-
 thums, welche darinnen bestehet, die Menschen
 heilschaffener, heiliger, und glücklicher zu machen.
 Corinth. 1, 30. Die folgenden drey Predigten
 sind über Hebr. 8, 27. und handeln theils von Be-
 trachtungen über den Tod, theils von dem Tode
 selbst und dessen Nothwendigkeit, theils von der
 Nothwendigkeit nur einmal zu sterben. Hierauf
 folgen fünf Predigten über Apost. Gesch. 17, 31.
 In der ersten wird von der Gewisheit, in der
 zweyten von der Allgemeinheit, in der dritten
 von den Feyerlichkeiten, und in der vierten von
 dem Eigenthümlichen des zukünftigen Gerichts
 und von der Person, durch welche die Welt ge-
 richtet wird, gehandelt. Die fünfte enthält Er-
 mahnungen aus dieser Lehre. Die drey letzten
 haben Sprüchw. Sal. 4, 18. zum Texte. Die
 erste redet von dem beständigen Wachsthum ei-
 ner wahren Gottesfurcht; und die übrigen zwei
 von der Vollkommenheit des Tages eines gerech-
 ten Mannes. Wenn die Verfasser des Monthly
 Review, die geschwornen Feinde des Athanasia-
 nischen Glaubensbekenntnisses, die Reden eines
 Sherlock, erwähnen; so loben sie nur die mora-
 lischen, weil sie mit seiner Glaubenslehre nicht

9 Band zufrieden sind. Wir müssen unser Lob bey diese
 5 Et. Neden eben auf diese Art und mit mehrern Reden
 ja auch noch genauer einschränken, weil wir in
 den Reden, welche den Glauben betreffen, den
 offenbaren Socinianismus finden, und das Erste
 des Verfassers selbst auf keine moralischen An-
 handlungen zuweilen einen Einfluß hat. Wir
 wollen unsern Lesern von beiden Arten, von den
 weniger schädlichen und von den gefährlichen
 Predigten einen Auszug vorlegen, und erwählen
 hierzu die dritte und folgenden bis zur neunten Rede.
 Unser Verfasser richtet die Aufmerksamkeit der
 Jugend erst auf die Ermahnung: Gedenke an
 deinen Schöpfer in deiner Jugend, und als-
 dann auf den wichtigen Anhang: ehe denn die
 bösen Tage kommen, u. s. w. Die Erklärung
 der Ermahnung gehet bis in die dritte Predigt
 über, und der letzte Theil der Textesworte wird
 nur in der dritten Predigt gegen das Ende aus-
 geführt. Der Verfasser verschweiget nicht, daß
 es im Grundtexte heiße: Gedenke deiner
 Schöpfer. Er setzt aber hinzu: Nach einigen
 wird dadurch der Sohn Gottes mit eingeschlossen,
 durch den Gott alle Dinge geschaffen hat, und
 ohne welchen nichts gemacht ist, was gemacht
 ist; mit dem die christliche Jugend zu ihrem Vor-
 theile sich bekannt machen, an den sie mit Er-
 kenntnis und dankbarem Gemüthe gedenken muß.
 Allein da die vielfache Zahl an statt der einfachen
 sehr oft gebraucht wird; und da die Jugend der
 Juden keine so deutliche Offenbarung von der
 Art

rt der Erlösung und von dem Character des ^{Band} Sohnes Gottes hatte, als die unsrige, (man ^{St.} ehret leicht, wohin diese Ausdrücke gehen) so können wir unsere Uebersetzung für richtig halten. Diese Ermahnung wird in drey Stücke zergliedert. 1) Unter was für Begriffen und Vorstellungen soll die Jugend an Gott gedenken. 2) Was für Gedanken Neigungen und Handlungen begreift das Andenken an Gott, als unsern Schöpfer, in sich. 3) Werden die Bewegungsgründe und Verbindlichkeiten zum Andenken an Gott angeführet. In dem Texte wird nur der Begriff des Schöpfers angeführet, und dieser alleine ist hinlänglich, weil er alle die großen Vollkommenheiten Gottes, und alle die großen Verbindungen, in denen wir mit ihm stehen, enthält. Unser Redner entwickelt diese Vollkommenheiten mit vieler Deutlichkeit und auf eine sehr angenehme Art. Gott besitzt eine vollkommene Weisheit, eine alles umfassende Erkenntniß, eine allgemeine Gegenwart, eine allmächtige Gewalt und eine uneingeschränkte Güte. Die verschiedenen Verhältnisse und Verbindungen, in denen wir mit Gott stehen, sind, daß er unser Beschützer und Erhalter, unser Eigenthumsherr und Gesetzgeber, unser größter Wohlthäter und allmächtiger Freund ist. Wir wollen die Stelle, welche dieses letzte Verhältniß betrifft, hersehen. Ihr könnet noch weiter gehen, Jünglinge. Ist Gott mein Schöpfer, der Schöpfer der ganzen Welt und einer jeden Creatur, so ist

5. Band er mein größter Wohlthäter und mein allmächtiger
 5. St. ger Freund. Gott ist mein Freund; er hat mich zu einem so edlen Geschöpfe gebildet, er hat mich in eine so hohe Ordnung der Wesen versetzt, welche sich so würdig beschäftigen, welche eine so große Glückseligkeit genießen, und sich zu einer so ansehnlichen Vollkommenheit erheben können. Gott ist mein Freund; er hat meinen Körper so wunderbar bereitet und zu allen Geschäften des Lebens so geschickt gemacht. Es ist nicht möglich, daß mein Schöpfer und Vater mein Feind seyn, und (er müßte denn sehr beleidiget seyn) das Werk seiner Hände verlassen sollte. Ich sehe weiter; daß mein mächtiger und guter Schöpfer die Welt mit seinem Gute angefüllet hat, die Erde ist voll von seinen Reichthümern, jedes Jahr ist mit Güte gekrönet; alles dienet dem Menschen; alles ist zu unserer Erhaltung und zu unserm Vergnügen angeordnet. Das Licht der Sonne, des Mondes und der Sterne ist seine Gabe, Rinder und Schaafe, Vögel und Fische, Wolle, Seide und Flachs, alle meine Speise und Kleidung, welche theils zur Nothwendigkeit, theils zur Zierde gehöret, meine erhaltenden und angenehmen Speisen; die wohlriechenden Blumen, die Schönheiten des Gartens und des Feldes, der arbeitende Stier, das nützliche Pferd — alles dieses sind reiche und freiwillige Geschenke meines gütigen Schöpfers. Was für große Ausgaben hat Gott zu meiner Glückseligkeit gemacht! Was für eine Verschwendung von Güte erblicke ich nicht in jedem Jahre, an jedem Orte! Noch mehr.

ehr. Was für Mittel hat Gott erwählt und ^{Band}
 brauchet, um meine Seele zu bewahren und zu ^{St.}
 verbessern, meine Unschuld in Sicherheit zu setzen,
 meine Tugend zu befördern, meine Fähigkeiten
 zu erweitern, meinen glücklichen Zustand wieder-
 herzustellen, mein Herz wohl einzurichten, und
 mich zur Würde und Glückseligkeit der Engel zu
 erheben! Nicht allein die sichtbare Schöpfung,
 sondern auch meine Bibel entdeckt die Güte und
 Liebe Gottes auf die reizendste Art; sie zeigt
 et, was für ein Freund und Vater er für mich
 und für das ganze menschliche Geschlecht ist.
 Allein kein Werk Gottes, keine Veranstaltung
 seiner Vorsehung zeigt seine Güte, seine Freund-
 schaft für die Menschen, sein Mitleiden gegen
 verlorne Seelen in einem herrlichem Glanze, als
 die Sendung seines Sohnes zur Erlösung der
 Menschen, da er für uns so viel leiden und end-
 lich sterben mußte.,, Auf diese Art, meine
 Jünglinge, könnet ihr euern himmlischen Vater
 und besten Freund leicht kennen lernen; und wenn
 ihr ihn unter diesem Character betrachtet, so kön-
 net ihr ihn gewis nicht vergessen, sondern ihr
 werdet ihn jeden Tag loben, seinen heiligen Na-
 men preisen, und euch selbst durch Betrachtun-
 gen über ihn ergößen. Und wenn ihr euch selbst,
 durch Hülfe der heiligen Schrift, als verlorne
 Schafe, als unreine Gefäße, als zerstörte Tem-
 pel betrachtet, und leset und höret, was Gott
 gethan hat, um euch wieder zu finden, um euch
 zu heiligen, um euch zu Wohnungen Gottes wieder
 auf-

Band aufzubauen, so muß eure Bewunderung und
 Dankbarkeit bis auf den höchsten Grad steigen.

2) Was für Gedanken, Neigungen und Handlungen begreift das Gedenken an Gott, als unsern Schöpfer in sich? Ueberhaupt müssen wir nach Gott forschen, mit ihm immer mehr und mehr bekannt zu werden uns bemühen, oft und ernstlich an ihn denken, unsere Abhängigkeit von ihm erkennen, und ihm unsere tägliche Pflicht bezahlen. Noch genauer aber enthält es folgende Stücke.

Wenn wir an Gott als einen weisen und verständigen Schöpfer gedenken, so müssen wir alles das, was Gott thut, billigen, und damit zufrieden seyn, wir müssen uns in dem beruhigen, was er geschehen läßt; wir müssen glauben, daß nichts durch den Zufall oder durch das Schicksal geschieht. Gedenken wir an Gott, als ein allwissendes und allgegenwärtiges Wesen, so faßt dieses eine beständige Ernsthaftigkeit des Geistes, eine Sorgfalt so gar über unsere Gedanken über unsere innerlichen Bewegungen, über unsere Worte und geheimen Handlungen in sich. An einen grossen und mächtigen Gott gedenken, erweckt in uns Furcht, ihm zu misfallen, und Verlangen, seine Gnade zu erlangen. An einen Gott von unumschränkter Güte gedenken, erweckt in uns freudige Bewegungen, Ps. 37, 4. zum lobte Gottes, zum Gebete. Bis er bishero aus den Eigenschaften Gottes den Begriff des Gedenkens an Gott erklärt; so thut er es auch aus den Verhältnissen, in welchen wir gegen Gott stehen. In der vierten Predigt fängt er an das dritte Stück der Ermahnung abzuhandeln

andern nämlich die Bewegungsgründe zur frühen Frömmigkeit. Sie sind theils von Gott theils von unserm eignen Nutzen und von der bequemen Zeit der Jugend, theils von dem Vergnügen, welches wir durch frühzeitige Frömmigkeit Aeltern und Lehrern machen, theils aber auch von dem Nutzen der Kirche und der Welt hergeleitet. Wir wollen die Bewegungsgründe, die von Gott hergenommen sind, übergehen und bey den andern etwas stehen bleiben. Es ist unser eignen Nutzen; und wir können uns keinen größern verschaffen; als wenn wir uns zu Gott bekehren und heilig leben. Wenn wir nicht in unserer Jugend fromm sind, so haben wir gerechte Ursache zu befürchten, daß wir es niemals seyn werden. Wir glauben, wir haben Ursachen, warum wir dieses Jahr nicht an Gott gedenken; allein in dem nächsten Jahre werden wir eben die Ursachen haben; und durch die Entfernung von Gott, wird unsere Unbusfertigkeit wachsen, und unser Wille wird gute Eindrücke weniger annehmen. Gleichwie die Rinde eines Baumes in jedem Jahre dicker und härter wird, je länger sie der Sonne und dem Winde ausgesetzt ist; so wird auch unser Gewissen, je länger wir unbekehrt bleiben, desto mehr verhärtet. Allein wenn wir auch eine Wahrscheinlichkeit unserer Bekehrung noch annehmen so ist doch die Zeit der Jugend die beste und bequemste, an Gott zu gedenken. Dies ist im vorzüglichen Verstande die angenehme Zeit, der Tag des Heils. Jugendliche Herzen haben einige Eigenschaften, wodurch die Ausübung der

Reli.

1. Band Religion ihnen leichter wird, als in dem nachfolgenden
 2. St. Zeitpunkte ihres Lebens, wenn lasterhafte Neigungen und strafbare Gewohnheiten in ihnen stärker worden sind. Wissbegierde und ein Gemüthe, das sich dem Lichte und der Ueberzeugung öffnet, ist ein Vortheil, Jes. 28, 9. Wem soll er denn lehren das Erkenntnis? Wem soll er zu verstehen geben die Predigt? Die Antwort ist: den Entwehneten von der Milch, denen die von Brüsten abgesehet sind. Hieher gehören noch andere eigenthümliche Eigenschaften der Jugend, die natürliche Bescheidenheit, die Hochachtung gegen das Alter und gegen die Weisheit, das Verlangen, gelobet zu werden, die Begierde andere zu übertreffen, die Lebhaftigkeit, die wenige ängstliche Furcht, die Stärke des Gedächtnisses. Die Zärtlichkeit ist ferner jungen Herzen eigen. Wir finden sie in einem besondern Grade bey dem jungen Könige Josia, welcher sehr gerühret wurde, als er die Worte Gottes in dem Gesetzbuche aus dem Buche, das man in dem Tempel gefunden hatte, vorlesen hörte. Und als er hinsandte den Herrn zu fragen, wie das verdiente Unglück könne abgewendet werden, so erhielt er diese Antwort von Gott: darum, daß dein Herz erweicht ist. — so sollen deine Augen nicht sehen alle das Unglück 2 B. Kön. 22, 19. 20. Im achten Jahre trat er seine Regierung an, und in dem achten Jahre seines Reichs, da er noch ein Knabe war, fieng er an zu suchen den Gott seines Vaters Davids, 2 Chron. 34, 3. Abia 1 B. der Kön. 14, 13. und Joseph

Joseph 1 B. Mos. 45, 14. 46, 29. sind ebenfalls, ^{Band} ^{5 St.} hiervon Beispiele. Die Bereitwilligkeit, von andern sich überzeugen zu lassen ist ein anderer Vortheil der Jugend. Der wahre Weg zu einer erhabenen Weisheit, Tugend und Frömmigkeit zu gelangen, ist dieser, frühzeitig weise, tugendhaft und gottesfürchtig zu seyn. Diese Anmerkung wird durch die Beispiele eines Joseph, Moses, Samuel, Obadia, Hefekia, Josia, Daniel, Timotheus, bestätigt. Diese alle fiengen in den Tagen ihrer Jugend an, ihre Gedanken auf den Himmel zu richten, und da sie dem weisen Unterrichte und den heilsamen Rathschlägen frühzeitig Gehör gaben, so wurden sie vorzüglich weise und fromm. Daß junge Heiligen alte Teufel werden ist ganz gewiß eines von den teuflischen Sprüchwörtern; es ist eine Verläumdung der Religion, es widerspricht allen vernünftigen Gründen und der Natur der moralischen Fertigkeiten; es ist der Geschichte entgegen, und verläugnet das Zeugnis Gottes: wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon wenn er alt wird, Sprüchw. Sal. 22, 6. Das Zeugnis der heidnischen Schriftsteller stimmt mit dem Zeugnisse der heiligen Scribenten überein. Wenn wir uns einer frühzeitigen Gottesfurcht befleißigen, so ist unser Zustand gesichert; Gott ist unser Vater und Freund, und der Tod findet uns niemals unbetet. Aeltern und Lehrer geben dem Verfasser neue Bewegungsgründe für die Jugend an die Hand. Kinder sind durch eine frühe Frömmigkeit die Freude und

^{1. Band}
^{5. St.} Religion ihnen leichter wird, als in dem nachfolgenden Zeitpunkte ihres Lebens, wenn lasterhafte Neigungen und strafbare Gewohnheiten in ihnen stärker worden sind. Wißbegierde und ein Gemüthe, das sich dem Lichte und der Ueberzeugung öffnet, ist ein Vortheil, Jes. 28, 9. Wem soll er denn lehren das Erkenntnis? Wem soll er zu verstehen geben die Predigt? Die Antwort ist: dem Entwehneten von der Milch, denen die von Briten abgesetzt sind. Hieher gehören noch andere eigenthümliche Eigenschaften der Jugend, die natürliche Bescheidenheit, die Hochachtung gegen das Alter und gegen die Weisheit, das Verlangen, gelobet zu werden, die Begierde andere zu übertreffen, die Lebhaftigkeit, die wenige ängstliche Furcht, die Stärke des Gedächtnisses. Die Zärtlichkeit ist ferner jungen Herzen eigen. Wir finden sie in einem besondern Grade bey dem jungen Könige Josia, welcher sehr gerühret wurde, als er die Worte Gottes in dem Gesetzbuche aus dem Buche, das man in dem Tempel gefunden hatte, vorlesen hörte. Und als er hinsandte den Herrn zu fragen, wie das verdiente Unglück könne abgewendet werden, so erhielt er diese Antwort von Gott: darum, daß dein Herz erweicht ist -- so sollen deine Augen nicht sehen alle das Unglück 2 B. Kön. 22, 19. 20. Im achten Jahre trat er seine Regierung an, und in dem achten Jahre seines Reichs, da er noch ein Knabe war, fieng er an zu suchen den Gott seines Vaters Davids, 2 Chron. 34, 3. Abia 1 B. der Kön. 14, 13. und Joseph

Joseph 1. B. Mos. 45, 14. 46, 29. sind ebenfalls ^{Band} ^{St.} von Beyspiele. Die Bereitwilligkeit, von andern sich überzeugen zu lassen ist ein anderer Vortheil der Jugend. Der wahre Weg zu einer erhabenen Weisheit, Tugend und Frömmigkeit zu gelangen, ist dieser, frühzeitig weise, tugendhaft und gottesfürchtig zu seyn. Diese Anmerkung wird durch die Beyspiele eines Joseph, Moses, Samuel, Obadia, Hefekia, Josia, Daniel, Timotheus, bestätigt. Diese alle fiengen in den Tagen ihrer Jugend an, ihre Gedanken auf den Himmel zu richten, und da sie dem weisen Unterrichte und den heilsamen Rathschlägen frühzeitig Gehör gaben, so wurden sie vorzüglich weise und fromm. Daß junge Heiligen alte Teufel werden ist ganz gewiß eines von den teuflischen Sprüchwörtern; es ist eine Verläumdung der Religion, es widerspricht allen vernünftigen Gründen und der Natur der moralischen Fertigkeiten; es ist der Geschichte entgegen, und verläugnet das Zeugnis Gottes: wie man einen Knaben gewöhnlich, so läßt er nicht davon wenn er alt wird, Sprüchw. Sal. 22, 6. Das Zeugnis der heidnischen Schriftsteller stimmt mit dem Zeugnisse der heiligen Scribenten überein. Wenn wir uns einer frühzeitigen Gottesfurcht befleißigen, so ist unser Zustand gesichert; Gott ist unser Vater und Freund, und der Tod findet uns niemals unbetet. Aeltern und Lehrer geben dem Verfasser neue Bewegungsgründe für die Jugend an die Hand. Kinder sind durch eine frühe Frömmigkeit die Freude und

3^{tes} Band
3^{tes} Et.

und Krone ihrer Aeltern, so wohl hier als an dem Tage Christi; und selbst die Engel freuen sich über sie. Die vierte Art der Bewegungsgründe ist von dem Nutzen der Kirche und der Welt hergenommen. Es ist gewiß, die Sache der Religion und Tugend ist das wichtigste in der Welt; deswegen erschuf Gott die Welt, und eben deswegen fährt er fort, sie zu erhalten, denn vernünftige Wesen können ohne sie nicht glücklich seyn. Um aber diese Religion so viel auf uns ankömmt, in der Welt aufrecht zu erhalten, so sind unsere Augen und unsere Hoffnungen auf euch, meine Tugend, gerichtet; ihr müßt sie in dem nächsten Menschenalter behaupten, oder sie wird sinken und sterben. Die leeren Stellen, welche der Tod macht, und noch ferner machen wird, können nicht anders ersetzt werden, als durch die Weisheit, Tugend und Frömmigkeit des aufwachsenden Geschlechts. Gottselige Familien sind die Pflanzgärten, in welchen junge Bäume zum Nutzen der Kirche erzogen werden. Wenn ihr verderbet und zerschlaget, wenn ihr die Lehre haßet, die Zucht verachtet, wenn ihr nicht euer Ohr zu denen neiget, die euch unterrichten, so werdet ihr auf eine traurige Art an dem Tode der Religion und an dem Verfall der Kirche Antheil haben. In der fünften Predigt macht der Verfasser einige Einwürfe gegen die Ermahnung des Textes und widerleget sie. Junge Leute setzen immer ihre Gedanken an Gott einige Jahre hinaus, und wollen erst ihre Jugend, wie sie sagen, genießen. Nichts

thörlicher. Altern verhindern öfters, oder ^{Band} fördern doch nicht genug, die frühzeitige Frömm- ^{St.} igität ihrer Kinder. Der Verfasser sucht sie dazu zu ermuntern. Der letzte Theil dieser Rede enthält das zweite Stück des Textes: Ehe denn die bösen Tage kommen u. s. w. Die bösen Tage sind die Tage des hohen Alters, der Krankheit und des Todes, wo wir weder Zeit noch Kräfte mehr haben, Gott zu dienen. Wie unvernünftig, wie thöricht, wie gottlos ist es nicht, sich vorzusetzen, alsdann erst ein frommes Leben anzufangen, oder an Gott zu gedenken, wenn euer Tag vorüber ist, oder bald vorüber seyn wird; wenn eure Herzen schon hart und unempfindlich, zur Befehung ganz ungeschickt, und für die Befehle und Vergnügungen der Religion unfähig worden sind! Möchte ich nicht sagen, wie unmöglich ist es doch, daß ihr, da ihr als Thoren, als Thiere, gearbeitet hat, als Menschen, als Christen sterben solltet! Ist es also nicht eine ungegründete Hoffnung, eine Hoffnung, dadurch wir den Gott des Himmels beleidigen, wenn wir erwarten, daß er ein kaltes, irdisches und sinnliches Herz, das durch Sünden verderbet ist; lahme und gebrechliche Dienste von wenig elenden Tagen annehmen sollte, da die beste von unserer Zeit und Stärke, von unsern Gedanken und Neigungen zum Dienste thörlischer Lüste gebraucht, und dem Teufel selbst wirklich gewidmet worden ist? Ist dieß die Hoffnung einer vernünftigen Creatur? Eines unsterblichen Wesens? Einer Jugend, die sich wirklich in

⁵ Band
⁵ St. in dem Stande der Prüfung zur Ewigkeit be-
 det? Der Redner macht sich hier der Beschre-
 bung des Salomo vom hohen Alter zu Nutze
 und zeigt, indem er sie erlăutert, wie ungeschick-
 diese Zeit unsers Lebens zur Belehrung ist. Wir
 wollen noch den Beschluſs dieser Rede hersehen.
 Man hat noch niemals weder einen frommen noch
 einen bôsen Menschen gefunden, welcher ein ruck-
 loses und bôses Leben an seinem Ende empfahlen
 hâtte. Gleichwie alle weise und tugendhafte
 Mănner, Heiden, Juden oder Christen in ihren
 letzten Stunden denen, die sie umgaben, die Re-
 ligion allezeit angepriesen haben; so haben die bô-
 festen unter den Menschen, wenn sie ihre Augen
 ôfneten, und die Wahrheit vom Betrug und Ir-
 thum unterschieden, die Eitelkeit der Ehren und
 Reichthümer dieser Welt und zugleich die Weis-
 heit und Nothwendigkeit eines frommen Lebens
 eingestanden. Der groſse morgenlândische Kai-
 ser Saladin befahl vor der Spitze seiner Armee
 auszurufen, „daſs er von allen seinen Eroberungen
 von aller den Siegen, die er erhalten hâtte, nichts
 mit sich hinweg năhme, als sein Hemde oder sein
 Leichenkleid; der Ausspruch des Cardinal Wol-
 sey, eines groſsen Staatsministers von Kônig
 Heinrich dem achten, ist bekannt: wenn er seinen
 Gott so gut, als seinem Kônige gedienet hâtte,
 so wûrde er ihn nicht in seinem hohen Alter ver-
 lassen haben. Und so gar Wileam konnte wûn-
 schen, daſs er den Tod des Gerechten sterben
 wûnschte, so sehr auch sein Leben von einem solchen
 Tode

ode unterschieden war. Ich will alles mit ei- ⁵ Band
 er Betrachtung jenes vorzüglichen Geschichte. ⁵ St.
 reibers und Feldherrens, des Xenophon, be-
 hliessen, und ich hoffe, meine noch jungen Zu-
 örer werden sich derselben oft erinnern, und Nu-
 en daraus ziehen. Er sagt: in der Oberwelt
 ieht es keine solchen Zerstreuungen, Schauspiele
 nd Ergötzlichkeiten, dergleichen das Volk in die-
 er Welt so sehr ergeben ist, ein jedes verständi-
 es Wesen wird also diejenigen Uebungen zeitig
 nfangen, welche stets fortzuführen werden.

Die folgenden vier Predigten, wovon wir ei-
 nen Auszug geben wollen, werden uns von der
 Glaubenslehre unsers Verfassers, die gänzlich so-
 cinianisch ist, mehr Licht geben. Sie sind über
 die wichtigen Worte, 1 Cor. 1, 30. Man kann
 sie gleich aus der Umschreibung dieses Textes ken-
 nen lernen. Es wird in demselben, sagt er, un-
 ser wieder hergestellter Zustand beschrieben. Die-
 ses ist ein Stand der Weisheit, der Rechtschaf-
 fenheit, der Heiligung, der Erlösung. Das ist
 alles, was wir als vernünftige, gesellige, unsterb-
 liche Wesen hoffen können, die sehr bald sterben,
 und durch den Tod in ein neues und ewiges Da-
 seyn hinüber gehen werden. Dies ist die natür-
 liche Ordnung der Dinge in der moralischen Welt,
 in dem Reiche Gottes; denn wenn die Menschen
 zur Weisheit wieder gebracht sind, so werden sie
 recht handeln und rechtschaffen werden; rechtschaf-
 fene Menschen werden in der Tugend immer wei-
 ter

5. Band ter fortgehen, bis sie heilich sind, oder geheilt
 5. St. werden, und weise rechtschaffene und heil
 Menschen werden unter der Regierung Gott
 von allem Elend erlöset, und endlich glück
 seyn. Man siehet hier schon, was für Begr
 der Verfasser mit den Worten Gerechtigkeit, S
 heiligung und Erlösung verbindet, und er wird
 noch umständlicher erklären. Das unmittelb
 Werkzeug und die Ursache unserer Wiederh
 stellung ist Jesus Christus; die ursprüng
 che Ursache aber, und die Quelle dieser w
 dervollen Gnade, ist Gott selbst. Er f
 set also den ganzen Text in die drei Sätze. 1) W
 haben es gänzlich Gott zu danken, daß wir
 Christo Jesu sind, oder daß wir Glieder sein
 Kirche und seines Reichs sind. 2) Christus J
 sus ist das vornehmste Werkzeug, oder die u
 mittelbare Ursache der Weisheit, Rechtschaffenhe
 Heiligung und Erlösung für das menschliche G
 schlecht. 3) Alles, was Christus Jesus für die
 Menschen gemacht ist, das ist er so von Gott g
 macht. Bey dem ersten Satze hält sich der Ver
 fasser nur wenig auf; der zweyte aber erstreckt
 sich durch alle diese vier Reden. Er theilet sic
 selbst wieder in vier Theile. Einen jeden von
 diesen zergliedert der Redner wieder in zwey
 Sätze, da er erstlich den Charakter oder Begrif
 der Weisheit, der Rechtschaffenheit u. s. w. fest
 setzet, und alsdann zeigt, auf was Art Christus
 uns zur Weisheit, Rechtschaffenheit u. s. w. ge
 macht ist. Bey einem jeden von diesen vier The
 len

n sind erbauliche Ermahnungen angehängt. ^{5. Band}
 Das ist der allgemeine Entwurf. Der allge. ^{5. St.}
 reinste Begriff der Weisheit ist, würdige Ab-
 sichten durch geschickte Mittel zu erlangen suchen; sie
 ist also zwei Arten von Thorheit entgegen gesetzt;
 wenn man nichts Gutes und Würdiges zur Ab-
 sicht hat, oder wenn man ungeschickte Mittel er-
 wählet um gute Endzwecke zu erlangen. Die
 Menschen machen sich bald einer bald beider Ar-
 ten dieser Thorheit schuldig. Christus ist uns
 deswegen zur Weisheit gemacht. Er unterrich-
 tet uns durch seine göttlichen Lehren; er lebte
 selbst nach diesen Lehren und Befehlen. Hier-
 aus ziehet der Verfasser diese Folgen: die Sün-
 de ist also die grosse Thorheit der Welt, weil sie
 der Weisheit der Religion, der Absicht Christi
 entgegen ist, welcher in die Welt gekommen ist,
 die Sünde zu vertreiben, die Werke des Teufels
 zu zerstören, und die Religion wieder herzustel-
 len. Ist Christus uns zur Weisheit gemacht,
 wie erstaunlich, wie verabscheuungswürdig ist die
 Thorheit derer, welche das Evangelium verach-
 ten, und welche es so gar lächerlich zu machen su-
 chen. In der fünften Predigt wird nach der
 schon angeführten Abtheilung der Charakter der
 Rechtschaffenheit abgehandelt und gezeigt, wie
 Christus uns dazu gemacht ist. Wir haben stets
 das Wort Gerechtigkeit, welches in unserer deut-
 schen Uebersetzung steht, durch Rechtschaffenheit
 ausdrücken müssen, weil es der Verfasser so über-
 setzt haben will. Man ziehet hier völlig seine

5. Band Meinung. Er sagt: Rechtschaffenheit oder Gerechtigkeit ist von den Gottesgelehrten zuweilen durch Rechtfertigung und Vergebung erklärt worden: denn wenn einem Verbrecher vergeben wird, so wird er für gerecht und als einer angesehen, der nichts wider die Gesetze gethan hat. Wenn Menschen, die Sünder wider Gott angesehen sind, Buße thun, und durch die Gnade Gottes und nach der Einrichtung des Evangelii, Vergebung erlangen (wo bleibt hier die deutliche Anzeihe von der Ursache der Vergebung, von dem Verdienste Christi?) so sind sie in dem Gerichte Gottes gerecht, sie werden als solche betrachtet, welche nicht gesündigt haben, in so ferne sie von der Verdammung frey sind. Allein obgleich die Gerechtigkeit in einem gesetzlichen Verstande eine sehr edle Bedeutung des Wortes ist, so zweifle ich doch, ob es in diesem Verstande jemals in der heiligen Schrift vorkommt, ausser Röm 5, 17. 18. und Phil. 3, 9. und in wenig andern Stellen. Dem ohngeachtet glaube ich nicht, daß es in diesem Verstande in unserm Texte gebraucht wird, weil Vergebung und Rechtfertigung unter den letztern Artikel, Erlösung, begriffen sind. Christus

*) Der Verfasser verweist hier auf den Taylor über die Epistel an die Römer S. 114. Da die Buch in die deutsche Sprache übersetzt ist, so ist auch der irrige Lehrbegriff dieses Verfassers uns bekannt. Man sehe D. Ernesti Theol. Bibl. 1 Band S. 102. u. f.

stus ist uns zur Rechtschaffenheit gemacht, weil ^{5. Band}
 er das ursprüngliche Gesetz, die Richtschnur der ^{5. St.}
 Gerechtigkeit wieder bekannt gemacht, weil er die
 mächtigsten Bewegungsgründe, recht zu handeln,
 vorgetragen, weil er selbst recht gehandelt hat.
 Was für eine vortrefliche Veranstaltung ist also
 nicht das Evangelium! was für eine edle und
 angenehme Bothschaft hat uns nicht Christus ge-
 bracht! Der Verfasser will seine bisher vorgetra-
 gene Meinung noch mehr dadurch bestärken, daß
 er die zugerechnete Gerechtigkeit, wie man hier
 das Wort erklärt, zu widerlegen sucht. Gleich-
 wie die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi kein
 evangelischer Ausdruck ist, so scheint sie auch der
 evangelischen Lehre nicht eigen zu seyn und keinen
 deutlichen Begriff davon zu geben. Die Sünde
 Adams wurde dem Adam, die Sünde der Eva
 ihr selbst, und die Sünde der Schlange wurde
 der Schlange zugerechnet, weil es gerecht war,
 einem-jeden seine eigne Handlungen zuzuschreiben.
 Abrahams Glaube und Gehorsam ward dem
 Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet. Und so soll
 auch die Gerechtigkeit eines jeden Gerechten über
 ihm seyn, oder ihm zugerechnet werden. Wie
 aber die Gerechtigkeit einer Person einer andern
 kann zugerechnet werden, das kann ich nicht be-
 greifen (warum denn nicht? da die Möglichkeit
 davon, und die Weisheit Gottes in diesem Stü-
 cke, sattsam gezeigt und gerettet worden ist). oder
 ich sehe es als einen Irrthum, als etwas unger-
 rechtes an. So fährt der Verfasser fort, und
 glaubet

5^{te} Band glaubet so gar, daß man Gott einer Ungerech-
 keit oder eines Irrthums beschuldigen wür-
 wenn man sagte, daß er den Sündern die
 rechtigkeit Christi zurechnete. Wir führen
 die Meinungen unsers Redners an, und es ist
 nicht unsere Pflicht, sie zu widerlegen. Von d
 natürlichen Verderben der Menschen muß er
 nothwendig anders denken, als reine Gottes
 lehre nach Anleitung der heiligen Schrift zu d
 ten pflegen. Er hält es für etwas gottloses,
 Gerechtigkeit der Menschen so weit herunter zu
 sen, und sucht die Beweise zu entkräften, wel-
 man von der Größe dieses Verderbens anführt
 Einer, sagt er, befindet sich in dem alten Test
 mente. Jesajas sagt 64 6: Wir sind alleamt
 wie die Unreinen, und alle unsere Gerechtigkeit
 wie ein unflätig Kleid. Das ist aber die G
 rechtigkeit böser Menschen, heuchlerischer und a
 trünniger Juden, die Gerechtigkeit der ungerec
 ten Schriftgelehrten und Pharisäer, welches d
 Zusammenhang beweiset. Diese Stelle wi
 also von vielen Gottesgelehrten gemisbrauch
 Eben so übel wird eine andere Stelle des neu
 Testaments verstanden Phil. 3, 9. Der heili
 Paulus entsaget hier seiner jüdischen, pharisäisch
 Gerechtigkeit, denn er war ein Pharisäer, der G
 rechtigkeit des Gesetzes; allein er bleibet bey d
 christlichen evangelischen Gerechtigkeit. Ob
 dadurch die Uebereinstimmung mit dem Evan
 lio, oder die Vergebung und Rechtfertigung v
 stehet, macht keinen grossen Unterschied an

(Nach unsern Gedanken ist der Unterschied höchst- ^{Band} wichtig. St Warum führt aber der Verfasser nur diese beiden Stellen an? Weis er keine andern Beweise von dem Verderben von der unzulänglichen Gerechtigkeit der Menschen mehr? Hiob 14, 4. Röm. 3, 19. u. s. w.) Das dritte, wozu uns Christus gemacht ist, ist die Heiligung. Unter der Heiligung versteht er nach der Abstammung des Wortes *) eine Gesinnung, die sich von der Erde entfernt und über sie erhebet; denn das ist die Beschreibung eines wahren Christen, daß sein Wandel im Himmel ist. Er nennet dieses einen edlen Begriff. In der achten Predigt noch fängt der Verfasser an das vierte Stück abzuhandeln: Christus ist uns gemacht zur Erlösung. Wir wollen hier ohne einige Erinnerung die Gedanken des Verfassers erzählen. Erlösung setzt eine Gefangenschaft, Bande und Slavery voraus. Und so werden die Menschen in der Schrift vorgestellt, als Gefangene der Sünden, des Satans und des Todes. Um mehr Eindruck auf die Gemüther zu machen, so erscheint die Sünde in der Bibel unter einem persönlichen Character, als ein Herr und Tyrann, und

*) Der Verfasser, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, setzt diese Anmerkung hinzu: *Αγιασμος ορα et γη, non e terra; oder ab αγω agere.* Wir verstehen die erste Hälfte dieser Anmerkung nicht; es liegt auch nicht viel daran. Ohne Zweifel soll es so viel heißen: *αγιασμος* kömmt her vom *a* priuatiuo und von *γη*.

5^{te} Band und nach diesem Bilde lesen wir von einer D
 5^{te} gterung und Herrschaft der Sünde. Der E
 tan heißt ein starker Gewafneter, ein Kön
 dessen Unterthanen in der Finsternis sind, i
 Gott dieser Welt, dessen Eigenthum die Sünd
 sind. Auch der Tod ist in den heiligen Büche
 eine Person, ein Sieger, ein Feind, ein Tyrann
 Von diesen Feinden hat uns Christus erlöst
 Durch sein Evangelium hat er die Macht i
 Sünden in den Seelen unterdrückt.
 hat sich selbst als ein Opfer für die Sün
 dahin gegeben, und zwar aus folgenden U
 sachen: Erstlich um zu zeigen, wie sehr i
 Sünde Gott beleidiget hat, und dadurch die Me
 schen zu bewegen, daß sie den Frieden und i
 Versöhnung mit ihrem beleidigten Schöpfer s
 chen möchten; ferner ist Christus zur Sünd
 zum Sündopfer für uns gemacht, um das Elend
 der Sünden und das gerechte Misfallen Gotte
 darüber zu zeigen. Der freywillige Tod de
 Sohnes Gottes zeigte das Elend der Sünde durc
 zween Wege, da er Todesangst und den Tod selbst
 erduldet, und da er seinem Vater gehorsam war
 Da uns der unschuldige Sohn Gottes zum Sünd
 opfer gemacht ist, so giebt dieses zu erkennen, daß
 Gott gerecht gewesen seyn würde, wenn all
 schuldige Menschen gestorben wären, und zwa
 nach dem ersten richterlichen Ausspruche, wenn si
 alle in einem unbegnadigten Zustande gestorben
 wären. Endlich ist Christus auch deswegen ein
 Sündopfer worden, damit er uns einen Beweis

von der Gnade Gottes geben und zeigen möchte, ^{5. Band}
 wie gut und gnädig er ist, wie sehr er das mensch- ^{5. St.}
 liche Geschlecht liebet, und wieviel Mitleiden er
 mit demselben hat, wie er der Sünder schonet
 und das Opfer seines Sohnes, seinen Gehorsam
 bis zum Tode, als eine Genungthuung für die
 Sünden der Menschen annimmt. — Allein da
 es für uns nichts leichtes ist, in die Jüdischen
 Begriffe von Opfern, Versöhnung und Genung-
 thuung einzudringen; so wird es den Absichten der
 practischen Religion und der christlichen Tugend
 gemäß seyn, wenn wir den Tod Christi als einen
 Beweis von der Liebe Gottes des Vaters, als
 einen Beweis von Liebe des Sohnes Gottes gegen
 die verlohrnen Sünder betrachten. Christus ist
 unsere Erlösung, weil er durch seinen Tod, durch
 sein vergossenes Blut die Wahrheit des Evangelii
 bestätigt und den Bund der Vergebung besiegelt
 hat. Der Verfasser erklärt seine Meinung von
 der Vergebung der Sünden und von der Recht-
 fertigung, die er beide für eine Sache hält, sehr
 weitläufig, und behauptet, daß seine Gedanken
 deutlicher und schriftmässiger wären, als derjeni-
 gen ihre, welche sagten, wir würden durch
 die Gerechtigkeit Christi, die uns zugerechnet
 würde, und die wir im Glauben annähmen, ge-
 rechtfertigt. Er hält diese Meinung für unver-
 ständlich, der Schrift zuwider, und von gefähr-
 lichen Folgen. Christus ist uns zur Erlösung
 gemacht, weil er ein Recht und die Gewalt er-
 langet hat, den Tod aufzuheben und seine Die-

5 Band ner von ihrer letzten Gefangenschaft zu befreien.
 5 St. Wir können aus dieser Lehre die wichtigsten Ermunterungen zu einem heiligen Leben herleiten. Was für einen lebenswürdigen Begriff giebt uns nicht dieselbe von dem Gott, welcher den Plan des Evangelii entworfen hat, den Plan, der groß als göttig ist. Was für Liebe, Dank und Preis sind wir nicht Jesu schuldig, welcher sich selbst so viel hat kosten lassen, um unser Erlöser zu werden. Lasset uns also diese Erlösung annehmen, die uns so oft angeboten wird, und die so theuer erhalten wurde. Das ist der Inhalt von der Predigt, worinnen der Verfasser seine ganze Lehre gezeigt hat. Der dritte Satz von denen, die wir oben angeführet haben, und in welche der Redner den Text zergliedert hat, ist dieser: Alles, was Christus den sündigen Menschen gemacht ist, nämlich Weisheit, Rechtschaffenheit, Heiligung, und Erlösung, das ist er von Gott gemacht. Nachdem er seinen Satz kurz erkläret hat, so will er durch denselben uns richtige Begriffe von Gott geben, unsere Neigungen recht lenken, und unsere Verehrung auf den rechten Gegenstand richten. Was seine Absichten hierbey sind, werden unsere Leser leicht einsehen, wenn wir ihnen den Beschluß dieser Rede übersetzen. Er sucht nichts anders, als dem Sohne Gottes seine Gottheit zu rauben. „Lasset uns, so ermahnet er seine Zuhörer, hieraus lernen, an wen wir unsern Dienst, unser Lob, unser Gebet unmittelbar richten sollen, nämlich an Gott und Vater

Vater unsers Herrn Jesu Christi, in dem Namen seines Sohnes. Es giebt Beispiele, wo ^{5. St.} so wohl Gebet als Lob an den Sohn Gottes unmittelbar gerichtet sind. Ein Beispiel des Gebets giebt der sterbende Märtyrer Stephanus: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf. Apostelgesch. 7, 59. Ein Beispiel des Lobes finden wir Offenb. Joh. 5, 12. 13. Engel und Heilige umgeben den Thron, und singen: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen, Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob. Allein in beiden Fällen, wird der Sohn Gottes in Person vorgestellt, und ist den Verehrern sichtbar. Diesen Fall der persönlichen Gegenwart Christi ausgenommen, haben wir, so viel ich weis, kein Beispiel des Gebets, das unmittelbar an ihn gerichtet wäre. Er verlangt nur, daß wir in seinem Namen oder durch ihn, als den Mittler, Gott dem Vater unser Gebet vortragen sollen, Joh. 14, 13. 15, 16. Wenn wir also die Größe und Herrschaft Jesu Christi bekennen, so geschiehet dieses zur Ehre Gottes des Vaters, Philip. 2, 11. Der gewöhnliche Ausdruck des heiligen Paulus ist, den Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi zu loben, der uns gesegnet hat mit allen geistlichen Segen in Christo, Ephes. 1, 3. Röm. 15, 16. Coloss. 1, 3. Da Christus der einzige Mittler zwischen uns und Gott ist, so müssen wir allezeit in seinem Namen bitten und alle

4. ^{3. St.} **Band** alle Gnade und Barmherzigkeit durch ihn erwar-
 ten. Es scheint ein bequemerer Ausdruck zu seyn,
 durch Christum, als um Christi willen. Wir
 finden zwar eine Stelle Ephes. 4, 32. wo von
 Gott gesagt wird, er vergebe uns um Christi wil-
 len; allein im Grundtexte heißt es in, oder durch
 Christum. Die Redensart um Christi willen
 scheint zu erkennen zu geben, als wenn Gott
 nicht selbst, aus eigener wesentlicher Güte, als
 unser himmlischer Vater geneigt wäre, zu verge-
 ben und Barmherzigkeit zu erzeigen: als wenn
 seine Liebe und Gnade nicht die Quelle unserer
 Erlösung durch Christum wäre, sondern sie wäre
 nur die Wirkung und Folge davon. Man weiß,
 wie ich hoffe, aus dem, was ich gesagt habe,
 daß dieses ein falscher und unanständiger Begriff
 von Gott ist. Allein der andere Ausdruck, von
 Gott dem Vater in und durch seinen Sohn Gnade
 suchen, gründet sich auf die Wahrheit, die uns
 unser Text und das ganze neue Testament zeigt,
 nämlich, daß Gott der Vater die große Quelle
 von der ganzen Gnade der Erlösung ist, und daß
 der Sohn Gottes, in welchem alle Fülle wohnet,
 die Gnade des Vaters ausgetheilet hat. Um
 diese Würde zu behaupten, wurde er unser Leh-
 rer, unser Beypiel, und starb als ein Opfer für
 unsere Sünde. Gleichwie diese Tugend und Güte
 ihn dem Vater angenehm machte, so muß sie
 auch einem jeden unter uns auf eine so mächtige
 und nachdrückliche Weise angenehm seyn, daß
 wir

die uns insgesamt entschließen, ihm zu leben, ^{Hand} ^{St.}
 daß wir bereit seyn, um seinetwillen zu sterben,
 daß wir uns bereiten, ewig mit ihm zu leben.

Die Schriften unsers Verfasser sind folgende:

Reden.

- 1) Popery a Craft, and Popish Priests the chief Crafts - Men. Act. 19. 25. Ohne des Verfassers Namen. 8. 1735.
- 2) The true Christian Way of striving for the faith of the Gospel. Phil. 1, 27. 28. 8. 1738.
- 3) A Charge delivered at the ordination of the reverend Mr. Job Orton. 8. 1745.
- 4) A new Call to the Unconverted, in four Sermons on Ezek. 33, 2. Ohne seinen Namen. 12. 1754.
- 5) Twenty sermons on the most serious and practical subjects of the Christian Religion. 8. 1755.

Schriften zur Erbauung.

- 6) The young Christian's Prayer-Book; with a prefatory Address to young Persons upon the Obligation and Importance of early Devotion. Ohne seinen Namen, 8. 1733. Die zweite Ausgabe kam ohne Vorwissen des Verfassers zu Dublin durch Veranstaltung des Doctor Ielands mit seiner Empfehlung heraus. 12. Die dritte Ausgabe von 1742. hat verschiedene Zusätze. Die vierte und vollständigste Ausgabe ist von 1748. 12.

7) The

- 7) ^{Hand} ^{St.} The Christian - Family Prayer - Book etc. with a recommendatory Introduction by the reverend D. Isaac Watts. 12. 1737. Die zweite Ausgabe ist von 1738. 12.

Catechismi.

- 8) Lectures to Children and young Peoples in a catechetical Method etc. 1738. 12. Die zweite Ausgabe kam 1739. heraus. 1748. wurde die dritte Ausgabe allein unter diesen Titel: Religious Education begun, and carried on, in three Catechisms, veranstaltet. Die Noten der beiden ersten Ausgaben wurden weggelassen um den Preis zu vermindern und den Nutzen allgemeiner zu machen.
- 9) The Christian Catechism, ohne seinen Namen. 12. 1744.
- 10) The Protestant Catechism; or a Vindication of the Protestant Reformation etc. Ohne seinen Namen. 8. 1746.
- 11) The Protestant - Dissenters Catechism; or a Vindication of the Principles and Practice of Protestant - Dissenters etc. By a Lover of Truth and Liberty. Ohne seinen Namen. 12. 1747.

Streit- und vermischte Schriften.

- 12) An Introduction to the History of the Inquisition etc. Ohne seinen Namen. 12. 1735.

13) An

- 13) An Address to Protestant-Dissenters etc ^{5 Band}
By a Protestant-Dissenter. Ohne seinen Na- ^{5 St.}
men. 8. 1736.
- 14) An Address to the Congregation of Prote-
stant-Dissenters, who meet at Castle-Gate
in Nottingham etc. By a Protestant-Dissen-
ter. Ohne seinen Namen. 8. 1738.
- 15) A Dialogue between a Baptist and a Church-
man. Part. I. By a consistent Protestant.
Ohne seinen Namen. 8. 1737.
- 16) A Dialogue between a Baptist and a Church-
man etc. Part. II. By a consistent Christian.
Ohne seinen Namen. 8. 1739.
- 17) Remarks on a pretended Answer to a Ser-
mon preached at Dudley, intituled the true
Christian Way of striving for the Faith of
the Gospel. Ohne seinen Namen. 8. 1739.
- 18) An Answer to the Remarks of an unknown
Clergyman on the Protestant-Dissenters Ca-
techism etc. Ohne seinen Namen. 12.
1747. oder 1748.
-

5 Band
5 St.

Observations on the nature and consequences of wounds and contusions of the head, fractures of the skull, concussions of the brain etc. by *Percivall Pott*, Surgeon to St. Bartholomew's hospital. London printed for C. Hitch and L. Hawes M. D. CC. LX. 8vo
19 Bogen.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung ist der gelehrten Welt schon durch eine andre kleine Schrift von denen Fisteln der Augen als ein geschickter Wundarzte bekannt. Er glaubt durch eine lange Erfahrung bemerkt zu haben, daß die mehresten jungen Leute, die in Hospitäler gehen, um ihre chirurgische Wissenschaft zu verbessern, dieses zu ihrer Hauptbeschäftigung machen, sich in dem praktischen Theile dieser Kunst fest zu setzen. Er läugnet nicht, daß die Art eine Operation geschickt zu unternehmen und auszuführen, bey einem Wundarzte ein ungemeynes Verdienst ausmache. Allein es giebt noch andre Geschicklichkeiten, die ihm eben so unentbehrlich sind. Es ist zuweilen ein größres Verdienst, zu wissen, wie ein Glied erhalten werden könne, als selbiges abzuldren, und es kann daher einem Chirurgo mehrere Ehre erwerben, wenn

er eine Operation hintertreibt, als wenn er dies ^{Band} mit der größten Geschicklichkeit verrichtet. Man ^{5 St.} fordert von einem Wundarzt nicht nur eine geschickte Hand, sondern auch einen guten Verstand, die Nothwendigkeit und unausbleiblichen Folgen einer Operation gehörig einzusehen. Beinbrüche auf verschiedene Art zu heilen, Verrenkungen auf verschiedene Art einzurichten u. d. g. zeigt nicht nur die Geschicklichkeit eines Wundarzts, sondern bringt zuweilen auch Folgen zumege, die dem Patienten beschwerlich seyn können. Schmerzen sind ein wirkliches Uebel, das er fühlt. Hinken und Verstümmelung der Glieder sind bisweilen eine nicht zu ändernde Folge der Krankheit, zuweilen aber ist auch die Unachtsamkeit und Unfähigkeit des Chirurghi daran schuld.

Es ist daher falsch, die Erlernung einer geschickten Operation für den Hauptzweck der chirurgischen Wissenschaft anzusehen.

Man lernt die Kunst, eine Krankheit einzusehen und richtig zu beurtheilen, nicht nur so benläufig: Es wird niemand ein kluger und geschickter Arzt, wenn er einige Monathe in einem Lazareth herum läufet, oder ein Lehrbuch von der ganzen Chirurgie durchlieset. Wer geschickt werden will, muß manche Kleinigkeit kennen lernen, die ein unachtsamer nicht bemercket, und die von keinem Schriftsteller kann beschrieben werden: er muß sich gewöhnen, selbst zu sehen und selbst zu denken; er muß die allgemeinen Regeln derer Schriftsteller als den Umriß eines Gemähltes betrach-

Observations on the nature and consequences of wounds and contusions of the head, fractures of the skull, concussions of the brain etc. by *Percivall Pott*, Surgeon to St. Bartholomew's hospital. London printed for C. Hitch and L. Hawes M. D. CC. LX. 8vo
19 Bogen.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung ist der gelehrten Welt schon durch eine andre kleine Schrift von denen Fisteln der Augen als ein geschickter Wundarzte bekannt. Er glaubt durch eine lange Erfahrung bemerkt zu haben, daß die mehresten jungen Leute, die in Hospitäler gehen, um ihre chirurgische Wissenschaft zu verbessern, dieses zu ihrer Hauptbeschäftigung machen, sich in dem praktischen Theile dieser Kunst fest zu setzen. Er läugnet nicht, daß die Art eine Operation geschickt zu unternehmen und auszuführen, bey einem Wundarzte ein ungemeynes Verdienst ausmache. Allein es giebt noch andre Geschicklichkeiten, die ihm eben so unentbehrlich sind. Es ist zuweilen ein größeres Verdienst, zu wissen, wie ein Glied erhalten werden könne, als selbiges abzulösen, und es kann daher einem Chirurgo mehrere Ehre erwerben, wenn

er eine Operation hintertreibt, als wenn er sie ^{5 St.} mit der größten Geschicklichkeit verrichtet. Man fordert von einem Wundarzt nicht nur eine geschickte Hand, sondern auch einen guten Verstand, die Nothwendigkeit und unausbleiblichen Folgen einer Operation gehörig einzusehen. Beinbrüche auf verschiedene Art zu heilen, Verrenkungen auf verschiedene Art einzurichten u. d. g. zeigt nicht nur die Geschicklichkeit eines Wundarzts, sondern bringt zuweilen auch Folgen zuwege, die dem Patienten beschwerlich seyn können. Schmerzen sind ein wirkliches Uebel, das er fühlt. Hinken und Verstümmelung der Glieder sind bisweilen eine nicht zu ändernde Folge der Krankheit, zuweilen aber ist auch die Unachtsamkeit und Unfähigkeit des Chirurghi daran schuld.

Es ist daher falsch, die Erlernung einer geschickten Operation für den Hauptzweck der chirurgischen Wissenschaft anzusehen.

Man lernt die Kunst, eine Krankheit einzusehen und richtig zu beurtheilen, nicht nur so benläufig: Es wird niemand ein fluger und geschickter Arzt, wenn er einige Monate in einem Lazareth herum läufet, oder ein Lehrbuch von der ganzen Chirurgie durchlieset. Wer geschickt werden will, muß manche Kleinigkeit kennen lernen, die ein unachtsamer nicht bemerket, und die von keinem Schriftsteller kann beschrieben werden: er muß sich gewöhnen, selbst zu sehen und selbst zu denken; er muß die allgemeinen Regeln derer Schriftsteller als den Umriß eines Gemähltes betrach-

5. Bann betrachten, den er ausschattiren und vollenden soll.
 5. St. Bücher können nur einige allgemeine Begriffe geben; eigenes Nachdenken und Mühe das Gelesene auszuüben, verbessern unsere Wissenschaft und lehren uns richtig urtheilen. Der grosse Unterscheid in der Natur der Körper, die häufigen und vielfältigen Verwickelungen derer Krankheiten, die sonderbaren Wirkungen einer äusserlichen Gewalt geben uns Stoff genug an die Hand, uns im Denken zu üben; wer dieses unterläßt, wird oft zu andrer und seinem eignen Schaden irren.

Ein Lehrbuch, das die ganze Chirurgie vorträgt, würde zu weitläufig werden, wenn alle Krankheiten so genau darinnen abgehandelt werden sollten, wie es zu der angeführten Absicht erforderlich wäre. Dieses hat den Herrn Verfasser bewogen, seine Gedanken von verschiedenen einzelnen chirurgischen Krankheiten aufzusetzen; und überliefert daher in gegenwärtigen Blättern einige, in seiner Erfahrung gefundene Beobachtungen von denen Wunden des Kopfes. Diese Krankheiten sind von ungemeiner Wichtigkeit, und verursachen dem Chirurgo bisweilen mehrern Kummer, und dem Patienten mehrere Gefahr, als irgend eine andre Verletzung, die eine äusserliche Gewalt zuwege bringet.

Unter dem allgemeinen Namen Kopfwunden versteht man Beschädigungen, die durch ganz verschiedene Ursachen an verschiedenen Theilen des Kopfes erregt werden. Alle Verletzungen der äusserlichen haarigen Haut, der Beinhaut, der Hirn-

Hirnschale, derer Hirnhäute, ja des Gehirns, ^{Band} selbst, durch Stossen, Schneiden, Quetschen, ^{5 St.} Reissen, Brechen sind darunter begriffen. Einige davon fallen gleich in die Augen, andre entdeckt man erst durch die von ihnen entstehenden Zufälle. Wären diese Wunden allezeit einfach, so würden sie leichtlich durch ein oder das andre wesentliche Zeichen erkannt, und von einander unterschieden werden können. Allein dieses geschieht zum Unglück gar selten, und es wird daher öfters gar schwer, ja gar unmöglich, die wahre Ursache und ihren eigentlichen Sitz zu entdecken. Es ist dieses allein schon hinreichend, uns in der Anwendung chirurgischer Hülfe stutzig und unentschlossen zu machen. Hierzu kommt noch, daß öfters von zwey gänzlich verschiedenen Ursachen Zufälle erregt werden, die völlig mit einander überein kommen; z. B. eine Erschütterung der markigen Substanz des Gehirns verursachet zuweilen eben die Zufälle, die von dem zwischen den Hirnhäuten ausgetretenen Blute oder Blutwasser erregt werden, als Sinnlosigkeit, Unbeweglichkeit, Fühllosigkeit, u. s. w.

Es ist billig zu verwundern, warum ein so wichtiges und schweres Capitel der Chirurgie nicht mit mehrerm Fleisse in Ordnung und zu einer bessern Gewißheit gebracht worden.

Ein Chirurgus muß im Stande seyn zu bestimmen, ob es nöthig sey, die Hirnschale ohnverzüglich zu öffnen, oder ob es noch ohne Gefahr könne verschoben werden? er muß wissen, was

Band für Folgen eines oder das andre begleiten können; ^{5 Et.} welche Zufälle er ohne Schaden erleichtern oder heben könne; und durch was für Mittel dieses geschehen solle. Alles dieses erlernet er durch gehörige und ununterbrochene Aufmerksamkeit und fleißiges Nachsinnen. Es erfordert eine richtige Beurtheilung ähnlicher Fälle, wenn man den vermuthlichen Ausgang und Erfolg einer Krankheit bestimmen soll. Dieses ist eine Sache, in der ein Arzt seine Geschicklichkeit recht zeigen kann.

Die besten und sichersten Mittel in diesem und andern Theilen der Chirurgie zu einer gründlichen Wissenschaft zu gelangen, sind eine genaue anatomische Kenntniss derer Gliedmassen; eine gehörige Aufmerksamkeit während der Krankheit; eine sorgfältige Untersuchung derer beschädigten Theile nach dem Tode.

Aus diesen Quellen hat man z. E. entdeckt, daß ein Bruch der Hirnschale, an und für sich betrachtet, nicht solche Zufälle nach sich ziehe oder so gefährlich sey, als man insgemein glaubet; daß sich zwischen der harten Hirnhaut und der Hirnschale eine ziemliche Menge Eiter sammeln kann, ohne daß vorher Blut dahin müsse ausgetreten seyn; und daß die gewöhnlichste Ursache derer bedenklichen Zufälle, ja des Todes selbst, bey denen Kopfwunden das Löstrennen und die Jauniz dieser gedachten Haut zu seyn pflege.

Das Capitel von denen Kopfwunden ist eines von denen verdrüßlichsten in der ganzen praktischen Chirurgie. Es verstreicht öfters eine beträcht-

trächtliche Zeit, ehe die Zufälle gefährlich werden. 5 Band
 Der Patient scheint zu der Zeit fast völlig gesund. 5 St.
 Eine geringe Verletzung bringt oft die schreckhaf-
 testen Folgen zuwege. Desters kann alle mögli-
 che angewendete Geschicklichkeit und Mühe nicht
 die geringste Erleichterung machen.

Es schien daher dem Herrn Verfasser eine
 würdige Bemühung zu seyn, die übeln Folgen
 bey der Beschädigung der Hirnschale und des Ge-
 hirns zu untersuchen. Man darf keine vollstän-
 dige Abhandlung erwarten. Dieses war seine
 Absicht nicht. Er theilet nur diejenigen Anmer-
 kungen mit, die er aus seiner eignen Erfahrung
 bey Lesung derer Schriften angestellet. Wenn
 er in einigen Fällen, von den bisher angenomme-
 nen Meinungen abgehet, so versichert er, daß sei-
 ne Schlüsse nicht übereilet angestellet, sondern mit
 Fleiß und Sorgfalt aus einer vielfachen Erfah-
 rung hergeleitet wären. Er führet häufige Stel-
 len aus denen ältern Schriftstellern Hippocrate,
 Galeno, Celso, Oribasio, Rhases, Sildano und
 andern theils zu mehrerer Bestätigung seiner
 Sätze, theils deswegen an, daß junge Leute se-
 hen möchten, wie genau und sorgfältig die Alten
 in Beobachtung derer Krankheiten und in der
 Verfertigung derer daraus herzuleitenden Grund-
 sätze gewesen.

Er entdeckt das mangethafte und unzurei-
 chende der chirurgischen Kunst aufrichtig, doch
 zeigt er auch gehörig an, in welchen Fällen diese
 Wissenschaft brauchbar und nützlich sey. Er

5. Band sagt, er wolle die Kunstgriffe des Betrugs und
 5. St. der Prahlerey denen überlassen, die, ihrer Unwissenheit und Unverschämtheit ohngeachtet, von dem leichtgläubigen Pöbel reichlich dafür bezahlet würden, daß sie unter großprahlerischen Titeln die Leute vergiften, blind machen, quälen, verstümmeln und ermorden.

Wir müssen gestehen, daß der Herr Verfasser in dieser ganzen Abhandlung eine sehr gute Ordnung und Gründlichkeit beobachtet; und ohnerachtet diejenigen, die in jedem Buche nur das schätzen, was neu und sonderbar ist, bey der Durchlesung des gegenwärtigen nicht völlig befriediget werden dürften, so hoffen wir doch, daß der Herr Verfasser seinen vorgesezten Zweck erreichen werde, da er gesuchet, das wahre nützliche und brauchbare aus der Chirurgie in Absicht seines Gegenstandes aufzuzeichnen und bekannter zu machen.

Die ganze Abhandlung bestehet aus sechs Abschnitten. Der erste beschreibet die erste Classe der Beschädigungen des Kopfes, deren der Herr Verf. drey machet: Wunden, Quetschungen und Brüche.

Die Wunden werden allemal durch ein spitziges schneidendes oder eckiges Instrument verurfsachet. Sie werden in drey Sorten getheilet: einige gehen nur durch das äussere Blatt der Hirnschale; andre dringen durch beyde; die dritten gehen durch die äussere Tafel und splittern zugleich die innre.

Die

Die erstere Art kann als einfach betrachtet, und ^{5 Band} zugeheilet werden, wenn anders keine bedenkliche ^{5 St.} Zufälle darzu kommen: sollten aber andre Verletzungen dabey seyn, so muß die Cur nach deren Erforderniß eingerichtet werden. Diese Beschädigungen sind mehrentheils ausgetretenes Blut, Quetschungen der Hirnschale oder derer darunter liegenden Häute; Erschütterung des Gehirns.

Durchdringt das verletzende Instrument beyde Tafeln des Hirnschädels, so wird selten die harte Hirnhaut unverletzt bleiben. Daher entstehet theils Bluten, das alle schlimmen Folgen erregt, die jeder fremder, zwischen der Hirnschale und den Häuten steckende, Körper verursacht, theils eine starke Entzündung so wie bey einer jeden Verletzung eines flechtigen Theiles. Mehrentheils ist diese Entzündung mit einem heftigen Fieber verbunden, und die darauff folgende Fäulniß und Vereiterung ist mehrentheils tödtlich. Die Steckung des Blutes zwischen der Hirnschale und der harten Hirnhaut pflegt ebenfalls öfters von so grosser Gefahr zu seyn, als wenn zwischen dieser und dem Gehirn Blut ausgetreten.

Die Zufälle des ausgetretenen Geblüts sind eben dieselben, die allemal erfolgen, wenn das Gehirn oder die Nerven gedrückt werden, Brechen, Schläfrigkeit, Schwindel, Unbeweglichkeit der Muskeln.

Ben einer Entzündung sind fieberhafte Zufälle: geschwinder Puls, trockne Haut, rothe Backen, funkelnde Augen, Beklemmung, Ekel, Bre-

5^{ter} Band Brechen u. s. w. In beyden Fällen ist die Cur
5^{ter} St. fast einerley. Doch können verschiedene Umstände selbige einigermaßen ändern, so daß bey dem Falle, wo einiges Geblüte ausgetreten ist, die Reparation so bald als möglich verrichtet werden muß; bey einer Entzündung aber selbige einige Zeit noch mit Nutzen verschoben werden kann, um durch Aderlassen, Abführen und kühlende Diät dem Patienten Hülfe zu verschaffen.

Die Absicht ist bey beyden Fällen, entweder dem Blute oder dem Eiter freyen Ausfluß zu schaffen, worauf die Zufälle nachlassen, wenn die Menge dieser Feuchtigkeiten nicht groß gewesen. Gefährlicher ist, wenn eine grössere Menge davon ausgetreten sind, noch schlimmer, wenn sie zwischen der harten und weichen Hirnhaut befindlich. Der Herr Verfasser hält zwar das Zerschneiden derer Hirnhäute nicht für unschädlich, doch giebt er zu, daß es in dergleichen Fällen unumgänglich nöthig sey. Alles was bisher von denen Wunden, die durch ein spitziges Instrument verursacht werden, gesagt worden, kann auch bey geschnittenen und gehauenen in Ausübung gebracht werden. Ein abgehauenes Stück Hirnschale, wenn es noch an der Haut oder Weinhaut hängt, kann wieder angeheilet werden; ist es aber dergestalt losgetrennet, daß es nicht wieder verheilen kann, so muß man es gänzlich abnehmen. Zuweilen geschieht es, daß ein Instrument durch die äussere Tafel der Hirnschale bohret und die innre zersplittert; diese Splitter können entweder

eder ihre Lage behalten, oder auch eine andre ^{St.} ~~St.~~ ^{St.} annehmen und dadurch die Häute drücken oder jar verletzen. Viele Leute können auf diese Art gestorben seyn, weil man diesen verborgnen Bruch nicht bemerket und entdeckt und die zugehossenen Zufälle entweder einer Erschütterung des Gehirns oder etwas ausgetretenen Geblüte zugeschrieben. In beyden Fällen ist der Trepan das einzige Mittel von dem man sich noch einige Hülfse versprechen kann.

Der zweyte Abschnitt handelt von den gequetschten Wunden des Kopfes (contusions). Die äussere Tafel der Hirnschale kann durch verschiedene Gewalt näher auf die innre gedrückt, und dadurch die Diploe zusammengequetschet werden. Hieraus entsteht öfters ein Beinsfraß der eine oder auch beyde Tafeln zugleich anfrisst. Der hauptsächlichste und gewöhnlichste Schade aber rühret eigentlich von der genauen Verbindung der Weinhaut, der Hirnschale, und der harten Hirnhaut unter einander her. Man hat gemeiniglich diejenigen übeln Folgen, die von besagter Verbindung entstehen, mit andern vermengt, die von andern unmittelbaren Ursachen her rühren und diese alle zusammen mit dem Namen einer Erschütterung belegen. Aus diesem Irrthum sind in der Chirurgie verschiedene Verletzungen des Kopfes mit ihren Folgen und Zufällen ganz irrigen Ursachen zugeschrieben worden. Daher beschreibet der Verfasser alle diejenigen verschiedenen Arten, die von dem verletzten Zusammenhan-

s ^{St.} Bandmenhänge derer oben bemeldeten Theile herkom-
 men, und wie diese loßgetrennten Theile besonders
 Gelegenheit zu ausgetretenem Geblüte geben, und
 nach dessen verschiedener Menge auch mehrere
 oder weniger Zufälle verursachen können, die
 doch mehrentheils mit denen, die durch den
 Druck des Gehirns entstehen, ähnlich sind. Der
 Herr Verfasser läugnet so wohl, daß das ausge-
 tretene Geblüte in Eiter verwandelt werde, als
 auch, daß das Eiter so man in denen angeführten
 Fällen auf der Oberfläche der harten Hirnhaut
 findet, von ausgetretenem Geblüte herrühre. Sto-
 ckendes Geblüt kann nach seiner Meinung nie-
 mals in wahres Eiter verwandelt werden. Die-
 ses zeigt sich in Pulsader-Geschwülsten, verhal-
 tener monatlicher Reinigung bey denen, deren
 Mutterscheide verwachsen ist, und andern Fällen
 mehr. Daß aber das auf der harten Hirnhaut
 befindliche Eiter nicht von ausgetretenen Geblüte
 seinen Ursprung habe, will er durch richtige Er-
 fahrungen beobachtet haben. Er verwirft die
 Einteilung der Zufälle, wie sie nach Anleitung
 derer besten alten Schriftsteller von einigen Fran-
 zosen gemacht wird. Selbige theilen sie in zwey
 Classen, wovon die erstere diejenigen enthält, die
 unmittelbar auf die Erschütterung des Gehirns
 folgen, und die sie ursprüngliche nennen als
 Sinnlosigkeit, Blutfluß, grosse Neigung zum
 Schlaf u. d. g. Die andere Classe faßt diejeni-
 gen in sich, welche aus denen vorigen entspringen
 und zufällige zu nennen sind, als Fieber, Ekel,
 Zuckun-

Zuckungen, Irrreden. Sie schreiben die erstern ⁵ ~~Fand~~ dem ausgetretenem Geblüte zu; die andern die ⁵ ~~St~~ sem Geblüte wenn es verfaule. Der Herr Verfasser giebt zwar die Verschiedenheit dieser Zufälle willig zu, doch läugnet er, daß sie von einerley Ursache herrühren. Die Erfahrung hat ihn auf andre Gedanken gebracht. Er behauptet daher, daß die Zufälle von der erstern Art von dem Druck des Gehirns oder von der Erschütterung der markigen Substanz desselben, die andern aber von einer Entzündung und darauf folgenden Fäulniß der harten Hirnhaut herrühren.

Wenn dergleichen Quetschungen ohne irgend eine andre Beschädigung geschehen, so entdeckt sich der daraus entstandene Schaden erst einige Tage hernach, da der Patient an dem Orte der Verletzung Schmerzen fühlet, die nach und nach sich weiter ausbreiten, wobei der Kranke matt wird, der Puls fängt an geschwinder zu gehen, der Schlaf wird unruhig u. s. f. Wendet man alsdenn nicht dienliche Mittel an, der Entzündung vorzubeugen, so schwillt der verletzte Theil auf, und sammlet sich zwischen der Weinhaut und der Hirnschale etwas braune Feuchtigkeit. Der entblözte Fleck der Hirnschale unterscheidet sich von dem übrigen gesunden Knochen an der Farbe. Man muß diese Veränderung selbst gesehen haben, mit Worten läßt sie sich nicht beschreiben. Das Fieber vermehret sich hierauf und die Zufälle werden immer ärger, und zulezt wird dieser

Auf-

5 **Band** Auftritt mit convulsivischen Bewegungen beschloß.
 2 **St.** sen. Nimmt man während dieses letzten Perio-
 den, die äußerliche Haarbaut weg, so findet man
 zwischen dieser und der Hirnschale eine sehr fressen-
 de Feuchtigkeit, und der Knochen ist in der Far-
 be ungemein verändert; die beyden Tafeln ver-
 Hirnschale sind auseinander getreten und die Di-
 ploë an statt des Blutes mit garstigen übelgefärb-
 ten Eiter erfüllet. Die Hauptursache dieser be-
 trübten Scene leitet der Herr Verfasser von der
 durch den Schlag auf die Hirnschale verursachten
 Loßtrennung der Weinhaut her.

Nachher beschreibet er diejenigen Quetschun-
 gen, bey denen noch andre Arten von Verletzun-
 gen gegenwärtig sind; er erzählet alle dabey vor-
 kommenden Zufälle genau, und bemühet sich de-
 ren Ursache allezeit richtig anzugeben, worauf er
 endlich auf die Art der Cur kömmt, die in diesen
 Fällen selten von erwünschten Folgen ist. Die
 Absicht bey der Cur ist zweyfach: man suchet
 entweder der Entzündung Einhalt zu thun, oder
 der Materie, die sich gesammlet, freyen Ausfluß zu
 verschaffen. Ersteres erhält man einzig und al-
 lein durch öfteres und starkes Aderlassen, welches
 der Herr Verfasser auch bey denen geringerscheinen-
 den Beschädigungen des Kopfes für höchstnöthig
 angiebt, da es nur in höchstseltenen Fällen unnö-
 thig seyn kann. Die andre Absicht bey der Cur
 wird durch die Oefnung der Hirnschale erreicht.
 Ist nur der geringste Verdacht einer Beschädi-
 gung unter der Haarbaut vorhanden, so kann sel-
 bige

ige nicht zeitig genug vorgenommen werden. ^{5. Band}
 Er giebt hierauf verschiedene Regeln, die in An. ^{5. St.}
 ehung der zu unternehmenden Oefnung vermittelst
 des Trepans zu beobachten sind.

Der dritte Abschnitt enthält die Fissuren und einfachen Brüche der Hirnschaale. Die ältern Schriftsteller pflegten diese Verletzungen nach Anleitung der Figur des Bruches oder nach der Lage des zerbrochenen Knochens, in verschiedene Arten abzutheilen. Da aber diese Benennungen dem Gedächtniß zur Last wurden, ohne doch einigen praktischen Nutzen, oder einige Erleichterung in der Kenntniß zu verschaffen, so verwarffen die Neuern mit Recht diese Eintheilung, und brachten sie alle unter zwei Classen, nämlich in Brüche mit und ohne Niederdrücken andrer Theile. Eine zerbrochene Hirnschaale an und für sich betrachtet ist lange nicht so gefährlich als man sich immer fälschlich einbildet. Wie viel dergleichen Brüche und Fissuren werden nach dem Tode an Personen entdeckt, die niemals einige Beschwerde davon gemerket? Wie viele dergleichen bekommt nicht ein Chirurgus unter die Hand, die nicht den geringsten verdrüßlichen Zufall erregen? Alle Zufälle, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, sind unzuverlässige Zeichen einer zerbrochenen Hirnschale. Das Gesicht und Gefühl sind einzig und allein im Stande, dergleichen Verletzungen zu entdecken. Dieserwegen muß man einen Theil
 der

Wend der äusserlichen Haarhaut abschneiden, oder, wenn sie schon verwundet, diese Wunde so weit vergrößern, daß man das Bein gehörig untersuchen könne. Der Herr Verfasser ertheilet hier einen umständlichen Unterricht, wie man dieses bewerkstelligen solle; wobey er zugleich von der sogenannten Contrefissur und der Schwierigkeit von ihrer Gegenwart überführet zu werden, seine Gedanken eröffnet. Er untersucht hierauf die Meinungen derer Alten über diese Fälle, und in wie fern die neuern Aerzte in der Beurtheilung derer Zufälle sowohl als in der Veranstaltung der Cur von ihnen abgehen, auch wie weit dieser Unterschied derer Meinungen gründlich und nützlich sey. Er beweiset, daß die Alten, bey aller ihrer sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Folgen und Zufälle, dennoch sehr öfters in Entdeckung derer Ursachen gefehlet.

Er beschreibet hierauf die verschiedenen Instrumente, deren man sich theils zu der Oefnung der Haut, theils zu der Oefnung der Hirnschale bedienet, nebst allen Arten des Trepanns deutlich und weitläufig, worauf er, den unersahnen zu Nutze, die verschiedenen Absichten, warum man diese Operation unternimmt, was man dadurch zu gewinnen sucht, und was für Folgen man dabey zu gewarten habe, mit vieler Ordnung und Gründlichkeit erkläret. Er giebt dabey viele praktische Regeln an, die man bey dem Ansetzen derer Cronen des Trepanns, bey der Erweiterung der

gemachten Oefnung, bey dem Zerschneiden ^{Band} der Hirnhäute und bey andern, während der Ope- ^{5. St.} ration nach Erforderniß derer sich findenden Umstände, zu verrichtenden Handgriffe zu beobachten hat.

In dem vierten Abschnitt handelt der Herr Verfasser diejenige Art von dem Bruch der Hirnhäute ab, wobey zugleich ein Theil des Knochens niedergedrückt ist. Die Zufälle, die in dergleichen Fällen erfolgen, sind eben dieselben, welche der Herr Verfasser bey denen einfachen Brüchen der Hirnschale angeführet hat. Man muß sich bemühen, entweder das niedergedruckte Stück Knochen in die Höhe zu bringen, oder in, so fern es nicht mehr mit den andern Theilen zusammenhänget, oder wieder verwachsen kann, so muß es weggenommen werden. Ehedem pflegte man die darzu erfundenen Instrumente an das niedergedrückte Stück selbst anzulegen. Ueberdies war die mechanische Einrichtung derselben nicht bequem genug. Sie vermehrten meistens während der Operation den Druck der unterliegenden Theile. Die neuern machen daher süglicher die Oefnung in den gesunden Theil neben dem eingedrückten, und heben alsdenn durch ein bequemes Instrument den Knochen in die Höhe. Hierauf hören augenblicklich die Zufälle, die nur von dem niedergedrückten Stück Hirnschale herrühren, auf; sind aber zugleich andere Verletzungen erfolgt, so hilft die Operation nicht so schleunig. Wenn

5. Band es nöthig ist, kann man ohne Furcht und Beden-
 2. St. ken, durch viele angelegte Cronen, die Oeffnung
 vergrößern, um die vorgesezte Absicht zu er-
 reichen. Bey der Operation selbst können auſſer
 denen allgemeinen Regeln keine weitere Hand-
 griffe angegeben werden. Nur dieses erinnert
 der Herr Verfasser, daß diejenigen Orter, die
 man insgemein bey der Trepanation für gefähr-
 lich hält, als die Kopfnäthe, das Hinterhaupt,
 die Schläffe und die Gegenden, wo die Höhlen
 des Stirnbeines liegen, öfters ohne die geringste
 üble Folge durchbohret werden können. Er su-
 chet diesen Satz mit verschiedenen Gründen zu er-
 weisen, und durch viele Erfahrungen zu bestär-
 ken, doch giebt er die Gefahr der Durchboh-
 rung derer Stirnhöhlen ohne Ausnahme zu.
 Wenn nach der Operation die Zufälle nicht bald
 nachlassen, oder wohl gar schlimmer werden, so
 ist der Patient verlohren.

Der fünfte Abschnitt enthält die Vermun-
 dungen derer Hirnhäute und des Gehirns selbst.
 Dieser Abschnitt ist sehr kurz. Er tadelt dieje-
 nigen Schriftsteller, welche die Verletzungen die-
 ser Theile nicht für gar gefährlich halten. Er
 gesteht zwar selbst, daß sie nicht allemal tödtlich
 sind. Doch behauptet er, daß die Anzahl derer
 Fälle, wo es mit dergleichen Wunden ein gutes
 Ende genommen, ungemein selten wären. Die
 Verletzungen werden entweder von dem Instru-
 ment, welches die Hirnschale beschädiget, oder
 von

von den Splittern des zerbrochenen Knochen: ^{Hand} gemacht. Alles, was ein Chirurgus hierbey ^{5 St.} thun kann, ist diß: daß er diese Splitter wegnimmt, das Gehirn frey machet, und bey einer wohlingerichteten Diät erwartet, was die Natur thun will. Denn hier sind die Wirkungen der Natur öfters bey einem bloß trocknen Verbande nützlicher als alle Balsame und Salben.

In dem letztern Abschnitte zeigt der Herr Verfasser den Schaden, den eine ausgetretene Feuchtigkeit und eine Erschütterung des Gehirns verursachen. Die ausgetretene Feuchtigkeit ist entweder Blut oder Blutwasser, das zwischen den Häuten oder auch in den Höhlen des Gehirns befindlich ist. Ausgetretenes Blut erregt, wenn die Menge groß, zuweilen Nasenbluten, welches um so viel heftiger ist, wenn die Verletzung eine Hirnnach getroffen. Das Blutwasser tritt öfters nur bey einem Kopfstosse, ja so gar nur bey einer starken Erschütterung des ganzen Körpers, wenn auch die äusserliche Gewalt den Kopf gar nicht betroffen, aus seinen Grenzen, und füllet mehrentheils die Höhlen des Gehirns an. Die Zufälle bey dieser Art von Verletzungen sind nach der verschiedenen Menge verschieden.

Bei dem ausgetretenen Blutwasser zeigen sie sich gemeinlich erst nach einigen Tagen, da sie hingegen bey ausgetretenem Blute gleich erfolgen. Öftermals entstehen die schrecklichsten Zufälle bey einer Beschädigung des Kopfes, bey welcher man

31

doch

{
Et.
 doch durch die genaueste Untersuchung weder Ziffur, Wunde noch Bruch entdeckt. Und dieses ist eigentlich der Fall, den man eine Erschütterung des Gehirns zu nennen pfleget. Es ist schwer zu bestimmen, was für eine Veränderung eigentlich in dem Gehirn durch eine dergleichen Gewalt gemacht werde, doch scheint es sehr wahrscheinlich zu seyn, daß besonders derjenige Theil, aus welchem die Nerven entspringen, leide. Dieses zeigen alle dabey vorkommende Zufälle deutlich von denen einige zuweilen gehoben werden, andre völlig unheilbar sind.

Ist keine andre Verletzung bey einer solchen Erschütterung, so kann eine gute Aderlaß, leichte Diät und gute Ruhe einige Hülfe schaffen. Man kann von dem Sitz einer ausgetretenen Feuchtigkeit nicht urtheilen, wenn dieser Zufall ohne die Spuren einer äußerlichen Gewalt erfolgt. Daher ist der Trepan nicht anzubringen. Die einzige Hoffnung einiger Hülfe beruhet auf dem Aderlassen, die in kurzen öfters zu wiederholen ist: Hat aber einige äußerliche Gewalt diesen Zufall verursacht, und man kann nur eine Spur des verletzten Theils entdecken, so muß ohnverzüglich an diesen Ort eine Oeffnung gemacht und die gesammelte Feuchtigkeit herausgebracht werden. Zuweilen muß in dieser Absicht die harte Hirnhaut zerschnitten werden. Der Herr Verfasser hat sich öfters genöthiget gefunden dieses zu thun, ohnerachtet er es nicht für so unschädlich

unschädlich hält, als verschiedene sich einbilden. ^{5. Band}
Wenn er auch dem Herrn von Haller zugeben ^{St.}
könnte, daß die Hirnhäute weder empfindlich noch
reizbar sind, so scheint ihm doch bey deren Ver-
wundung dieses nicht gleichgültig, daß sie den
empfindlichsten und reizbarsten Theil des ganzen
thierischen Körpers unmittelbar decken. Ueberdies
behauptet er aus Erfahrung, daß die mehresten
Wunden und Entzündungen dieser Häute tödt-
lich gewesen.

~~XXXXXXXXXXXX~~

Fortsetzung und Beschluß des Auszuges aus
Herrn Lawsons Lectures concerning
oratory.

Von der Geschichte der Beredsamkeit der Al-
ten kommt Herr Lawson, in der fünften
Vorlesung, auf den Zustand derselben,
unter den Neuern zu reden. Von Italien und
Frankreich wird noch ein ganz gutes Urtheil ge-
fällt. Doch wird den Engländern, was die
wahre und männliche Beredsamkeit anbelangt,
der Vorzug vor beyden eingeräumt. An den
Deutschen scheint der Verfasser alle Hoffnung ver-
lohren zu haben, weil er ihrer auch nicht mit einem
Worte gedenkt. Mit Spanien scheint er noch
besser zufrieden zu seyn, und wenn es diesem zur
Zeit noch an grossen Rednern gefehlt, so suchet
der Verfasser die Ursachen davon nicht sowohl in
einem Nationalmangel des Genies, als vielmehr
in gewissen äusserlichen Umständen. Ueberhaupt
aber leugnet er nicht, daß alle Neuern den Alten
in Ansehung der Beredsamkeit nachzusetzen. Die
Engländer selbst, sagt er, verzeihen sich noch zu
viel Sprachfehler, und ihren größten Schrift-
stellern fehlt es oft an einer grammaticalischen
Genauigkeit. Bey dieser Gelegenheit streuet
Herr Lawson einige sehr richtige Critiken über ge-
wisse Stellen des Pope mit ein. Weil die
Kanzel

Kanzelberedsamkeit den Neuern vor den Alten ^{Band} eigen ist, so wird noch dieser in der sechsten Vor- ^{3 St.} lesung besonders gedacht. Und hier ist es wohl ein übertriebenes Compliment, das der Verfasser seinen Landesleuten macht, wenn er auch in dieser Art der Beredsamkeit ihnen den Vorzug für allen Nationen einräumt. Der einzige Tillotson macht die Sache wohl nicht aus. Die Franzosen können immer noch mit eben so viel Recht auf ihren Saurin trösten, und dieser Mann wäre wohl werth gewesen, daß der Verfasser nicht nur so obenhin seinen Namen in einer Note genannt, sondern ihn seinen Landesleuten zum Muster vorgestellt hätte. In dieser Vorlesung hat uns übrigens das sehr gefallen, was der Verfasser überhaupt von dem Mangel guter geistlicher Redner unter den Catholiken erinnert. Er glaubt, daß derselbe größtentheils daher rühre, weil man das Volk in dieser Kirche meistens auf das Ansehen und die Unfehlbarkeit des Papstes und der Concilien verweise, und dieses schon gewohnt sey, sich bey diesem Beweis zu beruhigen. Ein catholischer Redner hat also weiter nicht nöthig, auf die Wahl, Ordnung und Einkleidung seiner Beweise mühsam zu denken. Eben so richtig ist das, was Herr Lawson von den Kanzelausdruck sagt — you may be familiar withoul being low, man kann allen gleich verständlich seyn, ohne deswegen in das Nieorige zu fallen. Gemein hätten wir sagen sollen; allein wir haben mit gutem Bedacht, den Ausdruck: gleich verständlich, gewählt, weil unsre gemeinen Prediger, das Wort,

Band Wort, gemein, immer zu sehr misbrauchen und
 Et ihr pöbelhaftes Geschwätze damit rechtfertigen.
 Die feyerlichen und grossen Wahrheiten der Religion erfordern auch eine besondere Würde im Ausdruck. Das ist nicht zu leugnen. Alle Worte des Predigers sollen nach der schönen Vergleichung des Salomo silberne Schaaln seyn, in denen goldene Aepfel aufgetragen werden. Wie viel liesse sich nicht davon sagen, wenn es hier der Ort wäre, es zu sagen: Und wie mancher grosse Prediger, den die Menge anbetet, würde seine vier oder fünf Quartbände Predigten, in einen mäßigen Octavband verwandelt sehen müssen, wenn man ihm die saure Pflicht auflegt, seine niedrigen und kriechenden Ausdrücke auszustreichen. Die siebente Vorlesung handelt von der Nachahmung. Herr Lawson setzt in derselben besonders die Regeln fest, die man dabey beobachten soll. Für allen Dingen besteht er, welches auch sehr gut ist, die alten mehr als die neuern nachzuahmen, und bey aller Nachahmung sich zu hüten, daß man nicht ein Slave anderer werde. Die beyden folgenden Vorlesungen enthalten eine Anweisung, wie der Redner den Verstand des Zuhörers am besten überzeugen soll, und einen kurzen Beweis, daß es ihm um diese Ueberzeugung hauptsächlich zu thun seyn soll. Weil aber das meiste bey derselben von der Wahl und Ordnung der Beweise abhängt, so zeigt Herr Lawson in einigen Regeln, was man bey jener sowohl als dieser zu beobachten habe. Er verbietet insbesondrer die Beweise zu häufen, und
 will

will, daß man vor allen Dingen nur diejenigen anführen soll, die erweislich sind. Von der Ordnung behauptet er, daß es schwer sey in einer allgemeinen Regel zu bestimmen, ob man von den schwächern zum Stärkern übergehen, oder von diesem den Anfang machen, und mit jenem beschließen solle. Uns dünket, daß die ganze Frage unnöthig seyn würde, wenn man keine andern als wahre und gründliche Beweise auf die Bahn zu bringen, gewohnt wäre. Man möchte sie alsdann untereinander ordnen, wie man wollte, so würde man doch am Ende einen jeden Zuhörer überzeugt haben, weil bald dieser bald jener Beweis bald diesen bald jenen Zuhörern mehr rühret. In der zehnten und eilften Vorlesung fährt Herr Lawson fort, von den Leidenschaften und ihren Rührungen zu reden. Er urtheilt ganz recht, daß es zu der Schwachheit und Unvollkommenheit des Menschen gehöre, wenn der überzeugendste Vortrag nicht allezeit die gehörige Wirkung thut, im Fall nicht der Redner zugleich die Affekten zu rühren sucht. Da unterdessen der Fehler so allgemein ist, so ist es eine Pflicht des Redners, sich seiner, zum Vortheil seines Vortrags, zu bedienen. Die vornehmste Regel ist hier: man muß mit der besondern Leidenschaft, die man jedesmal erregen will, selbst bekannt seyn. Von der zwölften bis zur neunzehnten Vorlesung wird in weitläufigen Regeln alles dasjenige auseinander gesetzt, was von der Deutlichkeit, Zierlichkeit, Lebhaftigkeit, Höhe und Erhabenheit des Stils gesagt werden kann. Die Werke

^{5 Band}
^{5 St.}
 der Dichter werden allen denen empfohlen, die in diesem Theil der Beredsamkeit etwas mehr als Gemeines thun wollen, und die ganze sechszehnte Vorlesung handelt von den Vortheilen, die das Lesen derselben einem Redner verschaffen kann. Die Epischen Gedichte werden deswegen in der folgenden besonders zur Erreichung dieser Absicht angepriesen. Die noch übrigen Vorlesungen sind Anweisungen zu der Beredsamkeit der Kanzel. Unter den Regeln die hier vorkommen haben uns folgende die wichtigsten zu seyn geschienen. — Die erste: Man lese über die Materien, die man sich zum Vortrag gewählt, einen der besten Redner nach, der eben dieselbe abgehandelt, ehe man an der Ausarbeitung selbst anfängt. Diese Regel hat einen vielfältigen Nutzen. Sie kann aber sogleich, wie alle andre gemisbraucht werden, wenn derjenige, der nur nachlesen sollte, die Arbeit eines andern gar abschreibet. Die andre: Man muß keine neue und besondere Meynungen, nicht seine eigene, können auf der Kanzel vortragen. Die dritte: Man muß weder zu ängstlich, noch auch zu leicht auf die abzuhandelnde Materie studiren. Die vierte: man muß seine eigenen Fähigkeiten prüfen und keine andre Materie wählen, als der man gewachsen zu seyn glaubt. — Wir begnügen uns diesen allgemeinen Auszug aus dem lehrreichen Buche des Herrn Lawson gemacht zu haben, und wünschen übrigens, daß es auch unter unsern Landesleuten, viele Leser bekommen möge.

IV.

Band
5. St.

An new Estimate of Manners and Principles:
being a Comparison between Ancient and
Modern Times in the three great Articles
of Knowledge, Happiness, and Virtue. Cam-
bridge 1760. 2. Vol. 8.

Nachdem ein ehrwürdiger Brown, sehr
Amt, der Lehrer und Richter seines
Volks zu seyn, niedergelegt hat, so
mußte dasselbe, wie sonst Rom, einen neuen
Censor der Sitten erwarten; und nach den glän-
zenden Auftritten der letztern Jahre, durste es
ihn weniger fürchten. Aber es ist in der Repu-
blik der Gelehrten, wie in der Verwaltung der
öffentlichen Aemter ausserordentlich gefährlich, ei-
nen berühmten Vorgänger gehabt zu haben.
Brown hatte den Vorzug zu einer Zeit unter
seinen Mitbürgern aufzutreten, da sie bey der
allgemeinen Verwirrung des Staats, mit Bey-
fall und Bewunderung den ersten herzhafsten Re-
publikaner anzuhören bereit waren, der der An-
führer werden wollte, ihnen daraus zu helfen.
Ihre Bemühungen sind nun mit einem glückli-
chen Erfolge belohnt: und der neue Censor fin-
det ist vielleicht wenig Materie zu seinen Anmer-
kungen, wenn er nicht aus einem wohlmeynenden
Richter ein schmeichelnder Panegyrist werden will.

5 Band
5 St. Der Verfasser dieser neuen Schätzung der Sitten und Grundsätze, hat diesen Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgänger selbst empfunden. Er hat seine Schrift diesem würdigen Manne zugeeignet; und weil dießmal ein wahrer Zusammenhang zwischen dem zugeeigneten Werke, und dessen Gönner ist; so macht er, wie ein gewinnstüchtiger Client, hundert Wendungen, um sich zu entschuldigen, daß er sich ihm genähert habe. Oder kann man anders urtheilen, wenn der Verfasser zu dem Herrn Brown sagt: sie hatten eine schöne Gelegenheit am Ende des glorreichen 1759. Jahres ihren Landsleuten angenehmere Dinge zu erzählen, und ihnen die bewundernswürdigen und erstaunlichen Wirkungen ihrer Schriften zu zeigen, welche in so kurzer Zeit eine sichtbare Revolution in den Sitten der Unterthanen seiner Majestät hervorgebracht haben. Was konnten ihre Wolfe, Sawke und Boscawen wohl austrichten ohne ihn ein Bestand? Gewiß Brown war zu groß, als daß man ihm so schmeicheln sollte.

Aber unser Autor bezieht noch weiter, daß er es selbst fühlt, wie er nur in Browns Geleise sich verliert und nicht selbst ein Original in dieser Laufbahn werden kann. Er schränkt sich nicht in seine Materie ein, und schreibt nicht nur für sein Vaterland; sondern breitet sich zum Vortheile der Welt aus, vergleicht die alten und neuern Zeiten, und will den Vorzug seiner Zeitverwandten beweisen. Er erklärt diese Absicht in dem Plane dieser Schrift, der auf die Zueignungs-

Schrift

Band
5. St.
V

schrift folget. Die Absicht, sagt er, die ich mir bey der gegenwärtigen Abhandlung vorsetze, ist zuerst diese, daß ich die Wege Gottes bey den Menschen rechtfertige, indem ich ihnen einigermaßen einen regelmäßigen Entwurf seines Verfahrens gegen sie vor Augen lege; und dadurch hoffe ich zu zeigen, daß in allen menschlichen Begebenheiten ein beständiger Fortgang zur Vollkommenheit sich offenbaret. Dieß habe ich dadurch versucht, indem ich, so sehr ich konnte, die schönste Schätzung, sowohl von denen Grundsätzen, nach welchen die Menschen in den verschiedenen Zeitpunkten ihres Daseyns, gehandelt haben, als auch von denen Sitten entworfen habe, welche die verschiedenen Weltalter characterisiren. Zweitens ist meine Absicht, die Begriffe der Menschen ein wenig zu erweitern, indem ich eine Art von freyen und edlen Gesinnungen in ihnen erwecken will, wenn sie auch nicht allzeit unmittelbar auf den angezeigten Hauptzweck gerichtet sind. Endlich habe ich mich bemühet, ein schöneres Gemählde von den gegenwärtigen Zeiten zu entwerfen, als dasjenige ist, was in der letztern Schätzung dem Publico vorgestellt worden. Diese vorgesezte Absicht ist gewiß so wichtig, daß jeder denkende Mensch ihre vollkommene Ausführung innigst wünschen muß.

Dieß ist der Plan unsers Verfassers; wichtig genug um die vollkommenste Ausführung zu verdienen, aber dem die seinige vielleicht nicht angemessen genug ist. Eine kleine Abhandlung über

Hand über diese Materie, voll grosser, gebrängter Gedanken danken, im feinen correcten Stil, würde alle Erwartungen der Leser befriediget haben. Aber auf zweyhundert Seiten, nur immer den Lobreden seiner Zeit zu hören; muß dieß nicht fast ermüden?

Im ersten Abschnitte werden einige gemeine Meinungen und Vorurtheile betrachtet. Man hat, sagt der Autor, so lange schon sich gewöhnt, die Vortreflichkeit der vorigen Zeiten laut zu erheben, und die Ausartung der neuern zu beklagen, daß man sich, wenn man eine verschiedene Art zu urtheilen einführen will, gewiß keine allurtheilhafte Ausnahme versprechen darf. Verjahrte Meinungen werden heilige Gesetze; gewisse Leute urtheilen wenig für sich selbst, und pflegen ihre Meinungen, wie ihre Kleider bezubehalten, weil ihnen jede Neuerung verhasst ist. Auch wer am billigsten urtheilet, muß oft sehr mit sich streiten, wenn er eine Lieblingsmeinung verlassen soll. Aber dann ist es billig, die gewöhnlichen Meinungen zu bestreiten, wenn die Veränderung derselben offenbar zum Vortheil gereicht. Und sollte nicht jeder, der glücklich zu seyn verlangt, wenigstens wünschen, daß es wahr seyn möchte, daß er ist wahrscheinlicher Weise weit glücklicher werden kann, als er in einem andern Zeitraume hätte werden können? Doch woher ist wohl dieß allgemeine Vorurtheil entstanden, daß die Welt nur immer mehr in Verfall gerathe? Die Ursachen davon werden im zweyten Hauptstücke

ange-

angezeigt. Eine der vornehmsten scheint in der un-
 gerechten Vergleichung zu liegen, die man ins-
 gemein zwischen den gegenwärtigen Tugenden und ^{ist.}
 Lastern, und denen in der vorigen Zeit, anstellt.
 Allein unser Urtheil ist nicht ganz gegründet; denn
 wir empfinden die übeln Wirkungen der istsigen
 Laster; die vergangenen rühren uns weniger, weil
 sie uns nicht schaden. Neid und hundert andre
 Umstände verhindern uns, daß wir die lebende
 Tugend nicht genug hochschätzen. Man sollte
 überhaupt die Beyspiele und Muster der Tugend
 nicht in so entfernten Zeiten auffuchen; vielmehr
 sollten wir diejenigen erheben, die in den unsrigen
 dem menschlichen Geschlechte nützliche Dienste lei-
 sten. Hier bekommen in der Note die allzu gros-
 sen Verehrer der Alterthümer eine empfindliche
 Erinnerung, wenn gleich die Materie es nicht er-
 forderte. Aber so gar ängstlich ist unser Autor
 nicht. — Die gegenwärtigen Muster der Tu-
 gend und Vollkommenheit, haben noch immer,
 wenn man sie genau betrachtet, ihre schwachen
 Seiten. Diese verdeckt die Geschichte und zei-
 get nur ein schönes und lebenswürdiges Gemähl-
 de ihrer Tugend. Daher kommt es, schließt der
 Verfasser, daß der Name eines George oder
 Wilhelms nicht einen eben so grossen Dreyfuss in
 uns erwecket, als der Name Heinrichs oder
 Eduards. Sollte wohl ein feuriger Engländer,
 ganz erfüllt mit den Freuden über die vorige
 und neue Regierung, diese Stelle mit Gelasa-
 senheit lesen können?

1540
1 St. **1540**. Noch eine Ursache, warum man die gegenwärtigen Zeiten den verfloffenen vorzieht, kann man auch darinn suchen, daß die Menschen, wie der Alte beym Horaz die vorigen Zeiten beswegen so sehr erheben, weil sie darinn noch jung, und geneigt waren, alle Dinge auf der besten Seite zu betrachten. Die Dichter, besonders die epischen, haben auch diesen Irrthum vermehren helfen, weil sie nur immer zum Lobe der vorigen Zeiten sangen. Hier folgt wieder eine sehr überflüssige Note. Der Verfasser ersetzt dieß aber durch die seine Anmerkung, daß alle Schriftsteller, welche Charakters aus den vorigen Zeiten beschreiben; doch ihre Begriffe von diesen Tugenden vermuthlich aus dem Zeitalter, worinn sie lebten, entlehnet haben. Wenn dieß gewiß ist, wie unendlich weit müssen nicht die Alten von den Neuern übertroffen werden! Und hier folgt bey unserm Autor eine lange Declamation wider die Fehler in den Schauspielen der Alten. Aber der Leser muß hier die Einschränkung hinzu setzen, die der Autor vergessen oder verlesen hat. Er führt nur Beispiele der Griechen an. In ihren feyerlichen Scenen, sagt er, wandert eine gewisse steife heroische Tugend, mit wenigen Grundsätzen der Gerechtigkeit und moralischen Güte bewaffnet, und von einer Art vom Theaterwohlstande begleitet; aber deren ernstes Betragen alle die sanfteren Reizungen verbannet, welche das Herz rühren, welche zu unwilligen Seuffzern und zu widerstehenden Thränen nöthigen. Hier sagt der

Autor

Autor in der Note, daß die Träuerspiele der Alten, auch wenn sie vollkommen übersetzt wären, uns doch nicht rühren würden; und daß er bey diesem Geständnisse doch nicht den Tadel der Liebhaber der Alten fürchten werde. Denn, fährt er fort, ihre Tragödien haben von diesen rührenden Schönheiten kaum einige andre Merkmale, als einige *ai ai*, *Qv Qv*, hier und da gelegentlich angebracht; und die Personen sind überhaupt nur eine Gattung von unfühlbaren Philosophen mit dem Cothurn. — Der zum Mitleid rührendste Charakter unter allen, deren ich mich erinnere ist der Charakter der *Electra*; aber man vergleiche ihm, mit der reizenden *Elfrida*, und man wird bald sehen, wie leicht die Neuern in allen sanftern Tugenden der Menschlichkeit, in der Feinheit der Empfindung, der Zärtlichkeit der Gemüthsverfassung, und sanften Gefälligkeit, alles was die Alten davon wußten, weit übertrafen; und dieß ist die eigentliche Charakteristik der feinern und schönern Sitten. — Ueber dieses strenge Urtheil erlaube man uns eine einzige Anmerkung. Wenn es auch gewiß wäre, daß die Alten in ihren Tragödien nicht so feine, rührende, süßer Schwermuth volle Scenen hätten, als viele Neuere; wenn auch *Oedip* und *Electra*, und *Alceste*, und die zärtliche Mutter in den *Phöniciern* des Euripides uns nicht empfindlich genug rührten; endlich, wenn wir mit unserm Engländer, alle bewegliche Scenen einiger Stücke vom Terenz und gewisse großezüge im *Arcus* des

3. Band des Seneca, mit Stillschweigen übergehen woll-
 3. St. ten: so würde doch ein scharfsinniger Vertheidi-
 ger der Alten, und vielleicht nicht ohne Grund,
 zu ihrem Vortheil sagen, daß die feinen Scriben-
 ten der Griechen und Lateiner eben so wohl dieser
 Kunst, das Gemüthe auf seiner zärtlichsten,
 schwächsten Seite zu rühren, fähig gewesen, und
 daß man dieß aus mehr als einer Stelle bewei-
 sen kann; aber daß sie für ihre Zeitverwandten
 und nicht für eine eigensinnige Nachwelt schrie-
 ben; daß sie sich also nach den Neigungen und
 dem allgemeinen Charakter ihrer Nation richten
 mußten; und dieß war gewiß nicht die feinste Em-
 pfindung der Zärtlichkeit, sondern es war oft ein
 allgemeines Heldenthum und Hang zum Kriege,
 oft eine Neigung für die ernstere Weltweisheit. --
 Nächst den Dichtern rechnet der Verfasser zu den
 Ursachen dieses Vorurtheils für die vorigen Zeiten
 die Klagen der öffentlichen Redner, welche es sich
 zum Geschäft machen, von den gegenwärtigen Zei-
 ten so schlimm als möglich zu reden. Andere spre-
 chen in eben dem Tone, bloß weil es die Materie
 der allgemeinen Gespräche geworden ist. Ja die
 Menschen überhaupt sind von Natur geneigt,
 ihr Unglück lieber allen andern Ursachen zuzu-
 schreiben, als sich selbst. Aber wenn wir anneh-
 men wollten, daß alle diese Klagen gegründet wä-
 ren; so müßte die Welt mit ihrer Bosheit viel
 eher ihr Ende erreicht haben. Und diese Mei-
 nung kann dem Menschen nicht gleichgültig seyn.
 Sie ist ihm vielmehr schädlich. Die Wohlfart
 der

der Gesellschaft, deren Glied er ist, besteht in, ^{Band}
 nichts mehr, als darinne: daß diejenigen, welche ^{5 Et.}
 sie ausmachen, auch vorthellhaft von ihr denken.
 Das Laster, sagte Brown hört ungeduldig die
 Klagen des Menschenfeindes und preiset seine
 rauhe und prophetische Stimme, indem er wie der
 Krake sitzt, und von seiner Höhe, einen allgemei-
 nen Tod, Verzweiflung und Vernichtung dem
 menschlichen Geschlechte krächzend verkündigt.,
 Vielleicht ist diese einzige Stelle im Brown schö-
 ner als manche Seite seines Nachfolgers. Die-
 ser fährt im vierten Hauptstücke fort, noch andre
 widrige Meinungen zu widerlegen. Der Lauf
 der Welt, kann man einwenden; ist dem Laufe ei-
 ner Tageszeit zu vergleichen. Sie hat ihren Mor-
 gen gehabt, und man wird nun ihren Abend er-
 warten müssen. Aber wo soll man diesen Zeit-
 punkt bestimmen? War es zu Babel oder Mem-
 phis, zu Athen oder Rom, daß die weltliche
 Größe den eingebildeten Gipfel ihrer Vollkom-
 menheit erreichte? Andre haben geglaubt (und
 unter den andern ist der Recensent) daß es in den
 menschlichen Angelegenheiten eine gewisse Gleich-
 heit gegeben hat, welche sie nie überschritten oder
 unter welche sie nie gesunken sind; sondern daß
 alle irdische Dinge, gleichsam wie in der Ebbe
 und Flut, fortgetrieben werden. Staaten und
 Reiche sind gestiegen und gefallen; verschiedene
 Dörter sind zu verschiedenen Zeiten der beneidete
 Sitz der Gelehrsamkeit, Macht und Größe ge-
 wesen; und hinwiederum der verächtliche Thron
 der

5^{St.} **Band** der Unwissenheit, Sklaverey und Niedrigkeit ge-
 worden. Die Vorsehung handelt gleichsam in
 diesem Falle, gleich dem geschickten Wirthschafts-
 verständigen, der, wenn er so viele Kornerndten
 von einem Felde eingesammelt, als der Boden
 ihm verschaffen kann, der nun durch allzuöstere
 Bearbeitung erschöpft ist, dann seine Aufmerk-
 samkeit auf einen andern Fleck verwendet; und in
 Hofnung eines reichern Gewinnstes und einer
 weit größern Belohnung seiner Arbeit, neue Fur-
 chen ziehet. So wenig dieses Gleichniß der
 Sache angemessen ist, so ist die Anmerkung doch
 gegründet. Einzeln betrachtet, hat die Welt ihre
 verschiedenen Perioden des Wohlstandes und der
 Größe, nachdem das Schicksal der Reiche und
 der menschlichen Erkenntniß verschieden gewesen.
 In Ganzen aber ist es nur eine allgemeine Pe-
 riode der Glückseligkeit der Welt, die, nach der
 Religion betrachtet, bey der Vollendung aller
 göttlichen Absichten und Bestimmungen, ihr En-
 de erreichen wird. Davon sind die verschiedenen
 Abänderungen der Glückseligkeit einzelner Länder,
 nur Theile. Würde man aber nicht ungerecht
 handeln, wenn man die vergangene Zeit deswe-
 gen so sehr der gegenwärtigen nachsetzen wollte,
 weil man ist die Vortheile nach seinen Umstän-
 den genießt, welche die Menschen der alten Zeit
 nach dem Maasse der ihrigen schon im voraus ge-
 nossen haben? Redet aber der Engländer von
 der allgemeinen Glückseligkeit der Welt in ihrer
 ganzen Dauer, so ist er vollkommen berechtigt
 die

Die Annehmlichkeiten seiner Zeiten zu preisen. 5 Band
5 St.
Aber zu dieser allgemeinen Glückseligkeit gehören nach dem Plane einer göttlichen Weisheit und Güte, auch die einzelnen Perioden der Welt und grosser Reiche; und daher darf man diese nicht mit so verächtlichen Augen ansehen wie unser Autor gethan hat. Dieß ist die Anmerkung, die wir wider das Ganze dieser Schrift gewagt haben, und die wir durch das Ansehen eines grössern Scribenten rechtfertigen können. Der vortrefliche Young denkt über diese Materie eben so, und drückt seine Gedanken in seinem ersten Briefe an Richardson, in seiner ihm eigenen Sprache aus.

Unser Verfasser fängt nun in der zweyten Abtheilung an, von der Erkenntniß des menschlichen Geschlechts zu erweisen, daß dieselbe immer vollkommener werde; so wie er es in der dritten von der Glückseligkeit behauptet, und zu dem Inhalte der folgenden Abschnitte, die wir noch nicht gesehen haben, in Absicht auf die Tugend und die Sitten, gemacht hat. Gleich anfangs sagt er eben dieß, was wir in unserer Anmerkung oben anführten: daß, alle Zeitalter und Länder zusammen genommen, die Welt seit der ältesten Kenntniß, die wir von ihr haben, in dem Zustande einer allgemeinen Verbesserung gewesen sey. Aber wird er nicht seinen spätesten Nachfolgern in dem Amte, die Welt zu beurtheilen, ein Recht geben, von den Zeiten ihrer Vorfahren eben

5 Band ^{ben} so strenge und despotisch, wie dieser von den
 5 Et. vorhergehenden, zu urtheilen?

Im zweyten Hauptstücke wird aus der Natur der Sache erwiesen, daß Künste und Wissenschaften immer vollkommner geworden. Die zwo ersten Eltern, sagt der Engländer, mußten nothwendig anfangs unwissend und ungeschickt seyn, bis sie täglich in neuern Entdeckungen zu ihren Bedürfnissen und Bequemlichkeiten weiter kamen. Wir wissen nicht, woher der Autor diesen Begriff von den ersten Bewohnern der Erde entlehnt hat; oder kann er ihn wohl mit den Nachrichten der heiligen Geschichte vereinigen? Wenn wir, fährt er fort, annehmen, daß die verschiedenen Staaten zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit, dessen sie fähig waren, gelanget sind, wie sehr müssen sie durch einen gegenseitigen Handel mit einander verbessert worden seyn, wie viel unzählbar nützliche Dinge mußten unter einem Volke erfunden werden, daran man unter den andern niemals würde gedacht haben? Dieß erläutert unser Verfasser aus dem Beispiele der Schifffart, und sucht es in dem folgenden Hauptstücke aus der Betrachtung derjenigen Oerter, wo die Künste geblühet haben, noch mehr zu erwiesen. Die Morgenländer scheinen ihm wegen ihres Himmelsstrichs, und ihrer der Handlung hinderlichen Breite, zu der Verbesserung der Künste nicht gelegen zu seyn. Wir glauben aber das treffliche Werk des Gouget hier nur nennen zu dürfen, um unsern Engländer mit Recht zu widersprechen.

sprechen. Man findet darinn die Geschichte der ^{Band} meisten Künste, die in den Morgenländern ihren ^{5 Et.} Ursprung und einen grossen Zuwachs erhalten haben; die aber den neuern Zeiten den Grad ihrer Vollkommenheit verdanken müssen.

Griechenland und Italien scheinen unserm Verfasser weit bessere Pflanzstädte der Künste zu seyn. Aber die Natur war gegen diese Länder zu freigebig gewesen; und nur die Nothwendigkeit ist die Mutter der Erfindung. Doch auch diese wird bald befriediget; die Künste fordern bessere Belohnungen und eine grössere Aufmunterung. Der Verfasser schließt also hieraus, daß sie nur da den höchsten Gipfel der Verbesserung erhalten können, wo die Lage des Landes Gelegenheit zu einem ausgebreiteten Handel giebt, und die Menge der Bequemlichkeiten der Stapelwaaren diesen Handel sehr vortheilhaft macht. Eben dieß sucht der Verfasser in dem folgenden Hauptstücke aus der Geschichte darzuthun. In den Morgenländern findet er in den alten Zeiten nur unvollkommne Kenntnisse, die meist in Fabeln bestanden, unzusammenhangende Sittensprüche, zufällige Entdeckungen in den Eigenschaften der Pflanzen und Kräuter, und ungegründete Anmerkungen über die Gestirne; ihre Religion war so, wie sie bey ihrem Schäferleben seyn konnte, ihre bürgerliche Regierung gieng bloß auf die Bezähmung der Raubthiere. Bey dieser Charakteristik der Morgenländer, für deren vollkommenen Nichtigkeit wir nicht gern Bürgschaft leisten möchten,

5 Band möchten, nimmt er ausdrücklich das jüdische Volk
 5 St. in seiner Erzählung aus. Weil ihre Republik
 durch eine göttliche Einrichtung entstand, so war
 sie nicht denen allgemeinen Gesetzen unterworfen,
 wodurch der gemeine Lauf der Dinge geordnet
 wird. Aber könnte man nicht dem Verfasser
 einwenden, daß dieses wohlgerichtete Volk
 noch immer beweiset, daß auch in den ältern Zei-
 ten gewisse Theile der Welt zu ihrer Vollkom-
 manheit gelangt sind, und daß dieß vielleicht das
 gemeine Schicksal der Welt überhaupt seyn werde.
 Wenigstens macht es die Geschichte der Länder
 wahrscheinlicher, in denen die Kenntniß der Wis-
 senschaften, und unter diesen der vollkommensten,
 der Religion, mit ihren Besitzern sich verändert
 hat. Von Aegypten sagt der Verfasser, der
 als ein scharfsinniger Kenner, Zeiten mit Zeiten
 und Kenntnisse mit Kenntnissen vergleichen will,
 daß er wenig von ihnen wisse. Die Griechen
 verschönerten die Wissenschaften, die ihnen ihre
 Vorgänger überlassen hatten. Aber ihre Reli-
 gion blieb noch immer unvollkommen; ihre Wis-
 senschaft war mehr aus den Schulen, als aus dem
 gemeinen Leben hergenommen, und also weit bes-
 ser zu Streitigkeiten in dem erstern, als zum Ge-
 brauch in dem letztern. Aristoteles und Plato
 werden hier getadelt; nur in ihren Vorschritten
 zu der Regierungsform verdienen sie bewundert
 zu werden. Allein auch diese waren mehr für
 Griechenland als für die Welt überhaupt ge-
 geben. Die Römer übertrafen ihre Lehrer in
 vielen

vielen Stücken, besonders in der Moral, in der ^{5. Band} didactischen und satirischen Dichtkunst. ^{5. St.} Aber die Periode der Gelehrsamkeit war in Rom außerordentlich kurz, und nachher findet man das schreckliche Leere in der Geschichte der Wissenschaften. Der Verfasser hoffet, daß dieser Zufall, da in der grossen Wanderung der Völker die meisten Kenntnisse verlohren giengen, niemals sich wieder ereignen werde; wenigstens werde es nicht durch eben diese Mittel geschehen, so lange als es eifersüchtige Nationen giebt, die über der andern Grösse neidisch sind und deren Vorseit es ist, stets ein gewisses Gleichgewicht der Macht zu erhalten.

Ehe der Verfasser fortfähret in dem fünften Hauptstücke eine allgemeine Vergleichung zwischen der alten und neuern Gelehrsamkeit zu zeigen, macht er eine Anmerkung auf der 74 S. die sein System wieder sehr erschüttert. Was für eine Vergleichung, sagt er, sollen wir wohl zwischen der Gelehrsamkeit der Alten, und den Erfindungen der Neuern anstellen, wenn die ganze Summe der erstern nur die Grundanlage ausmacht, auf welche die letztern errichtet sind? Wir können alles, was die Menschen ehedem wußten, zu unserm Eigenthume machen. Wie verwandelt sich doch hier der Panegyrist auf einmal in den billigen Cenfor des ganzen Zusammenhangs der Zeiten! Auch das folgende Hauptstück fängt er mit der bescheidenen Einleitung an, daß er nicht gern in Verdacht kommen möchte, als hätte er

R f 4

jene

5^{te} und jene erstaunliche Beweissthümer der vorigen Größe,
 5^{te} St. Rom und Athen, mit Gleichgültigkeit ansehen. Aber das Bild, daß er hierauf von der Gelehrsamkeit der Alten zeichnet, scheint eben nicht von ihrem Freunde entworfen zu seyn; in dem folgenden Hauptstücke zeigt er eben dieß aus besondern Umständen. Der Criticus wird sich in das Zeitalter des Augusts zurück wünschen. Der Soldat möchte gern die Plane eines Cäsars und Hannibals gesehen haben; und der gottesfürchtige und ernsthafte Christ wird wünschen, daß er in dem merkwürdigen Zeitpunkte gelebt hätte, wo der Erlöser die Welt erleuchtete. Aber in jenen Zeiten sagt der Autor, wird man Menschen finden, die eben so wünschten, in noch entferntern Zeiten gelebt zu haben. Wie er dieß von erleuchteten Christen denken konnte, wissen wir nicht.

Im siebenten Hauptstücke räumt er doch den ältern Zeiten in Absicht auf die Beredsamkeit einigen Vorzug ein. Ueberhaupt kann sie und die Dichtkunst, so bald nur die Sprache eines Volks ganz gebildet ist, in einem einzigen Alter so vollkommen, als durch die Anmerkungen von hundert Kennern werden. Ja die ältern Zeiten haben in diesem Stücke offenbare Vorzüge; ihre Sprache muß nothwendig am meisten an Metaphern und Anspielungen diesen grossen Zierden der Beredsamkeit und Dichtkunst, einen Ueberfluß haben; (ein Satz, wider den man vielleicht viel einwenden könnte) auch die Einfalt der menschlichen Sitten giebt in diesen Zeiten ihren Empfindungen

gen Freyheit und Ungezwungenheit, die man nachher mit mehr Behutsamkeit und Mißtrauen ausdrücken wird. -- Noch eine besondere Ursache kann man anführen, warum die Griechen und Römer, als ihre Sitten feiner wurden, uns in diesen Fähigkeiten übertroffen haben. Sie mußten den Irrthum ausschmücken, wir die Wahrheit. Jene aber ist eine weit feinere Materie zur Erdichtung und zum Reichthum der Sprache als die letztere. „In der Anmerkung setzt der Verfasser hinzu, man sollte zum Beispiel nur zwei Personen mit gleicher Stärke der Beredsamkeit, den einen von den Lehren unsrer heiligen Religion in aller ihrer Lauterkeit, und den andern von einigen wilden enthusiastischen Begriffen von derselben reden hören; so würde die Anzahl derer, die der erste auf seine Seite zöge, gegen die Anhänger des letztern in keinem Verhältnisse stehen.“ Wir gestehen, daß wir bey dieser Stelle über den englischen Schriftsteller erstaunt sind. Also macht, würden wir ihn fragen, die Anzahl der Anhänger den Beweis von der Vortreflichkeit der Lehren und des Vortrags desjenigen aus, der diese Anzahl gewonnen hat? Sollte man ihm hier das bekannte Beispiel dawider anführen? Und was soll denn das seinige erweisen? Daß die Beredsamkeit der Alten vorzüglich schöner als die unsrige seyn mußte? Wir wollen gar nicht anführen, daß er hier mit sich selbst streitet. Wir wollen nur von ihm fragen, ob nicht das Wesen und die Vollkommenheit der Beredsamkeit, in

9 Band der Wahl der besten Gründe zur Ueberredung und
 5. Et. in dem kunstvollen Vortrage derselben besteht; ob
 nicht also der Vortrag der höchsten Wahrheiten
 der Lehren der Religion, die beste Materie zu
 der vollkommensten Beredsamkeit seyn müsse;
 und ob nicht in einer Rede seines vortreflichen
 Landsmannes des Beveridge, mehr Majestät sey,
 als in allen sophistischen Declamationen des Lo-
 lands. Das Glitterwerk und die Schminke, fährt
 er fort, welche der Buhlerin neue Reizungen ge-
 ben, würden sich mit dem Anstande und der Wür-
 de der Hausfrau gar nicht vertragen. Vortref-
 lich! Aber was ist denn hier der Schmuck einer
 bescheidenern Schöne? Der sittsame Reiz des
 Anstandes ihrer Würde; und bey dem Vortrage
 der Wahrheit ist es auch der innere Glanz der
 Güte und Vortreflichkeit, der aus ihr hervor leuch-
 tet, und der den Zuschauer einnimmt, auch wenn
 er durch die Kunst nicht ganz aufgedeckt wird.
 Doch der Verfasser zieht aus seinem falschen Sa-
 ge noch mehr falsche Folgen. Dieß ist die Ur-
 sache, sagt er, warum alle unsre Dichter Abtrün-
 nige in ihrer Religion und Verehrer des Apollo
 und der Mufen werden; und wenn sie irgend et-
 was recht glänzendes vorstellen wollen, so sind sie
 genöthiget, ihre Zuflucht zu heidnischen Gebräu-
 chen und Gewohnheiten zu nehmen; so daß wenn
 jemals das Pantheon verlohren gehen sollte, die
 Hälfte von ihnen für den englischen Leser nicht
 mehr verständlich seyn würde. Selbst der grosse
 Milton ist nur in einem gewissen Verstande ein
 christli.

christlicher Heyde, und er hat seine Engel offen ^{5 Ban} bar nach dem Muster der Homerischen Gotthei ^{5 St.} ten gebildet. „ Aber kann man wohl glauben, daß die meisten neuern Dichter aus Absicht um deß willen, weil die Fabel mehr gefällt als das Wahre, oder vielmehr aus einer Nachahmung der Alten, den Anruf ihrer Gottheiten beybehalten haben? Und hat nicht Milton mehr aus der Ursache, weil er Maschinen zu seinem grossen Werke brauchte, seine Engel darinn aufgeführt? Oder ist nicht schon Vida sein Vorgänger?

Die Sprachen der Griechen und Römer scheinen unserm Verfasset weit unvollkommner als seine oder seiner Nachbarn Muttersprache. Die Partikeln und Hülfswörter machen unsere Sprachen nach seiner Meinung weit deutlicher. Der Lateiner würde ihn vielleicht einwenden, daß sie dieselbe nur langweiliger machen.

In Absicht auf die Dichtkunst fällt seine Vergleichung sehr zum Nachtheile der Alten aus, und im ganzen Homer rührt ihn keine Zeile als diese von dem bekümmerten Vater:

Schweigend gieng er zum Ufer des heftigrauschenden Meeres.

In der Anmerkung wird der bekannte Vorwurf, der zu oftgebrauchten einförmigen Beywörter, als schnellflüßig, höchstweise, u. f. wider den Homer erneuert, ohne daß man an die Beantwortung des Clarks oder Riccius gedacht hat.

In der didactischen Dichtkunst werden Pops moralische Briefe allen Schrifften des Alterthums

Bandterthums in dieser Gattung, vorgezogen; und gewiß mit Recht. Nur muß man, glaube ich, die Einschränkung hinzu setzen, die sich aus Popens Anmerkungen veroffenbaret, daß die Alten auch Popens Lehrmeister gewesen sind.

In Absicht auf die Vollkommenheit des Drama, sagt er, müssen die Alten wohl nach aller Meinung, den Neuern unendlich weit weichen. Und nach dem Verfasser ist die Ursache davon diese: weil wir in unsern Schauspielen keinen Chor haben. Wir hätten diese Auflösung von einem Kenner, dem Aethalie und Esther nicht unbekannt seyn konnte, nicht erwartet; noch weniger aber die heftige Inveective wider den ganzen Chor der Alten, die einige Seiten bey unserm Schriftsteller einnimmt. Der Chor kann vielleicht für uns oft sehr müßig seyn, oder eine leere Rolle spielen; für die Zuschauer unter den Alten war er gewiß weniger unverständlich; und wenn er so glücklich gebraucht wird, wie ihn nur ein Racine brauchen konnte, so ist er auch den Zuschauern unter den Neuern gar nicht gleichgültig. Endlich schließt unser Verfasser mit einer feinen Stelle: weil es das grosse Geschäft der Schaubühne ist, uns zu vergnügen, indem sie uns unterrichtet und bessert; das Herz zu bilden, indem sie durch augenblickliche Freuden es hintergeht, oder es durch erdichtete Widerwärtigkeiten und eingebildete Auftritte des Elendes bewegt; so scheint der Dichter, der die größte Gewalt über unsre Einbildungskraft hat, der eine Zeitlang uns mit sich

ich, auf den Fittigen seiner Einbildung, wohin; ^{Band}
 s ihm gefällt, fortführet, wenn er uns nur nicht ^{5 St.}
 durch die Heftigkeit seiner Bewegungen beleidiget;
 dieser Dichter scheint den besten und rühmlichsten
 Pfad zu betreten, um zu seinem Ziele zu gelan-
 gen. Deswegen wird Shakespear allen alten
 und neuern Söhnen des Apollo vorgezogen. In
 der Folge vergleicht der Verfasser Longins Werk
 mit der Schrift, die die Aufschrift hat: Begriffe
 vom Erhabenen und Schönen, zum Nach-
 theile des erstern, und sagt, daß in einem einzi-
 gen Stücke des Monthly Review, mehr gesun-
 der Verstand, und vernünftige Critik zu finden
 sey, als in allen alten Scholien, zusammen ge-
 nommen. Aber braucht man denn die alten
 Scholien bloß zur Critik?

Aber die Wahrheit zu sagen, setzt er hinzu,
 Kunstrichter und Commentators fallen nur die
 leichtern und spielenden Theile der Wissenschaft,
 als die Dichtkunst und Philologie an, so wie
 Wespen und Hornissen sich um hohle Bäume und
 ungesunde Dertter herum setzen; und um dieser
 Ursache willen, ist dieß ein offenklares Zeichen der
 höhern Stärke und Vollkommenheit der neuern
 Gelehrsamkeit, daß diese Art der Insecten es
 schwerlich wagen darf, sich daran zu hestern. Es
 wird niemals eine so grosse Anzahl von Kunstrich-
 tern und Commentatoren über den Locke und den
 Montesquieu als über den Plato und Aristoteles
 geben? --- Hatte der Verfasser wohl nöthig, so
 ein gesuchtes Lob der neuern höhern Gelehrsam-
 keit,

5 St. **W**andheit, auf Unkosten der schönen Wissenschaften, zu ertheilen? Und sollte nicht derjenige, der die Wissenschaften überhaupt schätzen und ihren Werth bestimmen will, ein unparteyischer Freund aller Wissenschaften seyn? In dem folgenden Hauptstücke übersieht er sie alle. In der alten Zeit erblickt er nur eine weite, meist unangebaute Gegend, wo man hier und dort prächtige Säulen entdeckt, die aus ihrer Stellung noch eine vermehrte Größe erhalten. Der neuere Zustand der Wissenschaft gleicht mehr einem begünstigten Plage, wo alles, was Arbeit und Kunst beitragen konnte, freygebig ausgetheilt, und das Ganze einigermaßen vollendet und vollkommen ist; dessen besondere Theile aber, aus Mangel des Contrasts, nicht so leicht unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen. --- Der Verfasser will nicht den Krieg des Perrault wieder erregen; er ist nicht besorgt, die Streitigkeit um den Vorzug zwischen beyden Partheyen zu entscheiden. Alles was er untersucht, betrifft nur, wer am meisten gewußt hat; nicht wie viel Verdienst ein jedes Zeitalter an der Erlangung der Wissenschaft gehabt habe, worinn es Meister war. Columbus kann mehr Verdienst in der Entdeckung von Amerika haben, als Ferdinand Cortez; und doch ungeachtet der Ansprüche des erstern, ist es gewiß, daß der andre weiter in dasselbe eindrang, und, ohne daß er den Ruhm des erstern verletzet, kann der andre auf den Namen des Eroberers stolz seyn.

Der Inhalt des neunten Hauptstücks ist der ^{Band} Vergleichung unsrer Zeiten mit den vorigen in ^{5 St.} Absicht auf die Kriegskunst gewidmet, und er giebt den letztern deswegen einen grossen Vorzug. Den Beschluß des ersten Bandes macht er endlich mit Gedanken über die Religion als eine Wissenschaft betrachtet. In Ansehung der Religion, sagt er, scheinen die Menschen in der Wahl des Gegenstandes ihrer Verehrung, zuerst ihren Sinnen; hernach ihren Leidenschaften und zuletzt ihrer Vernunft gefolgt zu seyn. Selbst die Gottheit scheint in ihren verschiedenen Offenbarungen bey den Menschen, sich einigermaßen so betragen zu haben, wie es mit dieser Meinung übereinstimmte. Unserm Stammvater und ältesten Patriarchen erschien er in körperlicher Gestalt, gleich einem Manne: der höchste Grad der Vortreflichkeit, den ihre Begriffe vermuthlich damals erreichen konnten. Nachher kleidete er sich in mehrerer Majestät und Glanz, ein, und war den Juden nur unter Wolken und Feuer sichtbar, er redete stets mit ihnen von der Stärke seines Arms und seinem erschrecklichen Zorne; er wollte sie zu der Erfüllung ihrer Pflicht bewegen, und legte ihnen deswegen zeitliche Strafen und Belohnungen vor; die Schwachheit ihres Verstandes erlaubte noch nicht, höhere Dinge zu betrachten. Zuletzt als die Fülle der Zeit gekommen war, brachte er Leben und Unsterblichkeit ans Licht, und er zeigte sich uns wie er ist, so weit als unsre eingeschränkten Begriffe verstatten. „Willeiche
ist

3. Band ist in dieser Anmerkung des Engländers nicht ab-
 5. St. les gegründet. Wo hat er denn gelesen, daß sich
 Gott dem Stammvater der Menschen in einer
 körperlichen Gestalt gezeigt habe? Und hat nicht
 nach der Zeit der Patriarchen, Moses die Herr-
 lichkeit Gottes viel näher gesehen, als der Ver-
 fasser von der göttlichen Offenbarung in dieser Zeit
 zu glauben scheint? Und obgleich Gott seinem
 Volke meist nur zeitliche Belohnungen und Stra-
 fen zeigte; kann man behaupten, daß sie keine
 Hoffnung eines andern bessern Lebens gehabt hät-
 ten? Es ist gewiß, daß Gott seinen Willen und
 den ganzen Rathschluß wegen der Bestimmung
 des Menschen stufenweise offenbaret hat. Allein
 den Gegenstand ihrer Verehrung haben sie gleich
 Anfangs vollkommen genug erkennen lernen, und
 man kann nicht sagen, daß Gott in der Offenba-
 rung seines Wesens erst den Sinnen der Men-
 schen, hernach ihren Leidenschaften und endlich zu-
 letzt ihrer Vernunft gefolgt sey. Wie wenig wä-
 re dieß der göttlichen Güte gemäß! Und der gött-
 lich unterrichtete Adam sollte den Gott nur durch
 Hülfe der Sinnen erkannt haben, dessen Daseyn
 er aus der ganzen anlachenden Schöpfung leicht
 schliessen konnte? Ja auf den sich selbst überlasse-
 nen Verstand der Heyden, kann man den neuen
 Gedanken unsers Verfassers noch eher anwenden.
 Diese folgten zuerst in der Wahl ihrer Anbetung
 ihren Sinnen; sie verehrten die Gestirne. Sie
 folgten dann ihren Leidenschaften, und erhoben La-
 ster und Begierden zu der Würde der Gottheiten.
 Zuletzt

Zuletzt erwachte noch bey wenigen denkenden Heyden die Vernunft, und erkannte ein höheres, von der Welt abgesondertes Wesen, das der Urheber der Welt sey. Wir finden noch einen andern paradoxen Gedanken in diesem Hauptstücke daß nämlich die ersten Befenner der evangelischen Wahrheit mehr ein gutes Herz, als Verstand gehabt hätten. Gleich darauf folgt wieder eine nützliche Anmerkung von dem, was eigentlich die Schrift verstehen heisse, und wir könnten die Antwort des Michels auf ein gewisses Gedicht hier mit mehrerm Rechte brauchen: Flecken und Schönheiten liegen hier so dicht vermischt, daß man diese vor jenen nicht recht sehen kann.

Aus der Meinung, daß die menschlichen Einsichten ist zu einem viel höhern Grade der Vollkommenheit als in den vorigen Zeiten gebracht worden, zieht der Verfasser die Folge, daß durch diese Verbesserung auch der Grad der menschlichen Glückseligkeit ansehnlich erhöht seyn müsse; und dieß macht den Inhalt seines dritten Abschnitts aus. Wenn der erste Theil, sagt er, hinlänglich ausgemacht wäre, so sollte man glauben, daß man keine Schwürigkeit mehr finden würde, den letztern zu beweisen. Ja wenn der erstere Satz nur in so weit erwiesen wäre, daß es wahrscheinlich würde, daß wenigstens diejenigen Zwecke der Erkenntniß, welche augenscheinlich einen unmittelbaren Einfluß in die Wohlfart des bürgerlichen Lebens, und in die beruhigende Unterhaltung

5. **Er.** **Erhaltung** des Menschen in demselben haben, verbessert wären; wenn es sich zeigte, daß wir nur in diesen Punkten zu einer grössern Weisheit gelangt wären, ob wir gleich den Alten den Vorzug in der Beredsamkeit und Dichtkunst einräumen wollten; wer würde wohl noch anstehen, den Schluß zu machen, daß wir glücklicher sind als sie? Um diese Verbesserung einiger Wissenschaften, die in das bürgerliche Leben einen besondern Einfluß haben, als der Staatskunst, der Sittenlehre, der Religion und Handlungswissenschaft, zu beweisen, erinnert der Verfasser, daß man nur die Staatskunst des Plato und Aristoteles mit den politischen Schriften eines Sidney, Locke und Montesquieu vergleichen, die alten Ethiken gegen das Buch eines Wollaston von der natürlichen Religion halten, und die Werke der Kirchenväter, den Schriften der neuern Gottesgelehrten entgegen stellen sollte; so würde man bald von diesem Vorzuge der Neuern sich versichern können. Ueberhaupt, sagt er, kömmt es auf die einzige Frage an, ob wir nicht als vernünftige Geschöpfe viel geneigter seyn müssen, diesem Charakter gemässer zu handeln, je mehr unsre Gemüther besser gebildet, und unsre Vernunft vollkommener gemacht wird. Wie sehr, fährt er im zweyten Hauptstücke fort, muß es uns also in Verwunderung setzen, wenn wir hören, daß dieß nur ein scheinbarer Irrthum sey, worein die Menschen, so wie in viele andre verfallen sind, weil sie ihn nicht gehörig erwogen haben. Wir müssen also

in der Folge untersuchen, ob unser Fortgang in ^{Band} den Wissenschaften von einem gleichen Fortgange ^{5 St.} in der Glückseligkeit und Tugend begleitet worden; oder wenn dieß nicht ist, ob man den Fortgang in den erstern mit einigem Rechte als eine Ursache von der Unterlassung der letztern angeben könne. Zwar werden einige (und darunter sind gewiß die Gegner unsers Autors) es für ein wunderbares Unternehmen ansehen, wenn man versuchen will, zu beweisen, daß wir glücklicher sind als unsre Vorfahren. Denn weil ein jeder Mensch seine Glückseligkeit nur nach der Vorstellung zu schätzen pflegt, die er sich in seinem Gemüthe davon macht; so scheint es, daß wir bey dieser Frage nichts weiter zu thun haben, als uns auf unsre eigene Empfindung zu berufen, und diese zu befragen: ob wir uns selbst für glücklicher halten, als die vorigen Menschen, oder nicht. Aber dawider läßt sich einwenden, daß wir alle niemals die richtige Meinung von uns selbst oder unsern Umständen zu hegen geneigt sind. Wir müssen also die Natur der Sache selbst untersuchen, und darnach den Ausspruch thun, ob wir in der That glücklicher sind, als unsre Vorfahren. Hier fängt der ernsthafte Engländer an, wider den spißfindigen Rousseau zu streiten, welcher den Vorzug des natürlichen Zustandes der Menschen gepriesen, und den Schaden der Künste und Wissenschaften gezeigt hat. Wir glauben aber, der Verfasser hätte besser gethan, wenn er nicht so einen feuerlichen Ton angenommen hätte. Nur Sophisten müssen

5. Band
 5. St.

müssen wider einen Rousseau streiten; und was verräth wohl mehr einen grossen Geist, die feinen philosophischen Paradoxa eines Rousseau, oder die platten Wahrheiten des Engländers? Im dritten Hauptstücke vergleicht dieser die Glückseligkeit des gesellschaftlichen und des wilden Lebens, und zeigt die Vorzüge des erstern. Allein ungeachtet einige die Barbarey der Gesellschaft nicht gänzlich vorziehen, so glauben sie doch vielleicht, daß man in den ersten Sitten und frühen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens eine gewisse anständige Einfalt antreffe, wodurch sie sich sehr empfehlen; und daß die Menschen, indem sie diese ursprüngliche Einfalt verliessen, die schönste Gelegenheit, die ihnen jemals zur Glückseligkeit gegeben worden, versäumt haben. Deswegen zeigt der Verfasser in dem folgenden Hauptstücke, die Verbesserungen des bürgerlichen Lebens, und er gefällt uns hier besser als in seiner Declamation wider den Rousseau. In der Folge beantwortet er die Einwürfe dererjenigen, welche die Griechischen und Römischen, ja so gar die patriarchalischen Verfassungen den unsrigen vorziehen. Die letztern vergleicht er mit den Horden der izzigen Tartarn und mit den fliegenden Lagern der Araber. Diese Horden und Hütten scheinen ihm, obgleich mit einigem Unterschiede, der ursprüngliche Zustand der Gesellschaft unter allen Nationen gewesen zu seyn; deren vornehmste Beschäftigung man überall darinn findet, daß sie mehr ihrer Nachbarn Vermögen beraubt als die Gelegenheit

genheit dazu durch den Gebrauch ihres eigenen Fleißes vermieden haben, um ihre häufigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wie nach dieser Beschreibung die Vergleichung des patriarchalischen Lebens mit den fliegenden Gesellschaften der Tartarn noch bestehen kann, dieß kann in der That nur dem Verfasser allein bekannt seyn. Indeß behauptet derselbe doch, daß kein Zustand geringschätziger als der Patriarchen ihrer gewesen wäre, wenn er nicht wegen der besondern Führung der Vorsicht nothwendig gewesen. Auch die Regierungsform der Griechen, und ihre Gesinnungen mißfallen unserm Engländer. Er zeigt, alle ihre häßlichen Seiten, und er ist so scharfsinnig, daß er alle Griechen für treuloß und betrügerisch hält; weil Nepos vom Aristides sagt; vt vnus post hominum memoriam, quod quidem nos audiverimus, cognomine Justus sic appellatus. Und von Rom sagt er: wenn der Weg, auf welchem eine Classe von Menschen zur Glückseligkeit kommen kann, durch das Leben und die Glücksgüter aller andern hingehet; so war Rom derjenige Ort auf der Welt; wo ein jeder am liebsten sich gewünscht haben würde, ein Bürger zu seyn! Aber wer nur Roms Geschichte lesen wird, ohne von dem Glanze des Ruhms oder dem Ansehen der Meinungen verblindet zu seyn, wird Anlaß genug finden, seine Bewunderung der römischen Größe zu verringern. Der Verfasser tadelt die Einrichtung der römischen Republik, die Verwirrungen in ihren unterschiedenen Ständen, ihre

9. Band
 5. St.

immervährenden Kriege, ihren unvollkommenen Gebrauch des Friedens, ihren schwachen Genuß der Freyheit, ihre Gleichgültigkeit für den Handel, ihren Ehrgeiz, die Beherrscher der ganzen Welt zu werden. Er zürnet über die, welche so oft sein Vaterland mit dieser verächtlichen römischen Republik vergleichen, und er gehet so weit in der Bewunderung seiner Zeiten, daß er die Verringerung gewisser allgemeiner Trübsale, der Vergrößerung der Vortreflichkeit in der Einrichtung eines Staats zuschreibt, und kühn behauptet, daß man die Frage aufwerfen könnte, ob ein so großes Feuer als bey dem Brande von 1666. in London, in der gegenwärtigen Einrichtung wohl eben so viel Schaden verursachen könne, als damals. Im vierten Hauptstücke, wo er von der Glückseligkeit in einem feyerlichen Tone redet, macht er den Schluß, daß die Welt überhaupt ihren Einwohnern immer mehr Glückseligkeit verschaffen kann, je mehr dieselbe einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht, so daß, wenn alle übrigen Umstände gleich sind, derjenige allezeit der glücklichste seyn wird, der am meisten Wissenschaft besitzt. Indes behaupten doch einige mit Vergnügen den Satz, daß ein jeder Zeitpunkt des Lebens einen gleichen Antheil an der Glückseligkeit habe. Diese widerlegt der Verfasser im sechsten Hauptstücke. Er sagt, daß eben diese Erfahrung, daß wir uns und die ganze Welt um uns, nun täglich glücklicher werden sehen, uns kräftig überzeugen kann, daß wir

wir

wir künftig noch glücklicher seyn werden. In ^{5 Band} dem letzten Hauptstücke widerlegt er diejenigen, ^{5 St.} welche um den Verfall der menschlichen Glückseligkeit zu beweisen, beständig sagen, daß die Natur uns in einen Zustand gesetzt habe, der von unserm gegenwärtigen ganz verschieden sey, und daß wir also alle Ansprüche auf die Glückseligkeit, die sie geben könnte, verlohren haben, weil wir die einfältige, einförmige und einsiedlerische Lebensart verlassen haben, die sie uns vorgeschrieben hat. Der wahre Zustand, sagt er, worinn ein Wesen Glückseligkeit genießten soll, muß so beschaffen seyn, daß er ihm Gelegenheit giebt, alle seine Fähigkeiten zu brauchen, und alle seine Begierden zu befriedigen. Wenn ein Wesen eine zusammengesetzte Natur hat, so ist derjenige Zustand, worinn die verschiedenen Theile, aus denen es zusammengesetzt ist, in Obacht genommen werden, und ihren gehörigen Antheil an der Wirksamkeit haben, der natürliche Zustand für dieses Wesen, worinn es glücklich seyn kann. Wenn endlich ein Theil von der Natur dieses Wesens so gebildet ist, daß derselbe durch die bloße Ausübung seiner eigenen anhängenden Kräfte, seine Vollkommenheit vermehren kann, so muß nothwendig folgen, daß die Glückseligkeit dieses Wesens beständig zunehmen werde; und dieß trifft vollkommen bey dem Menschen ein.

52^{mo}5^{tes}

✓ The Jealous Wife: a Comedy. By George Colman. Esq. London. 1761.

Die Verfasser des Critical Review haben nur noch im vorigen Jahre, die Unvollkommenheit des comischen Theaters der Engländer selbst gestanden, und ernstlich gewünscht, daß man bald darauf eben die schöne Ordnung und die feinen Sitten sehen möchte, wodurch noch immer die französische Comödie den Vorzug behauptet. Sie verlangten besonders, daß man mehr gute Beispiele von der ernsthaften, rührenden Comödie, liefern möchte, und sie bewauerten, daß Steele nur wenig Nachfolger gehabt hätte. Ob Herr Colman, dessen Stück, die eifersüchtige Frau, wir hier anzeigen wollen, einer von diesen Nachfolgern sey, dieß wird man am besten aus seinem Plan, aus seinen Charaktern, und aus den Situationen, in die er sie setzt, beurtheilen können. Der Vorkedner beschuldiget ihn zwar, daß er sich aus den Grenzen des Lustspiels in das Gebiete der Tragedie verlohren habe. Gleich anfangs ruft er aus:

Die eifersüchtige Frau! Ein Lustspiel! Armer Mann!

Wie schön ist nicht der Stoff! allein, wie falsch der Plan!

Sein

Sein unbezähmter Wis, der seine Schranken ^{Band}
flieht, _{5 St.}

Eile frey darüber hin, ins tragische Gebiet.

Allein man darf nicht immer die Critik der Voredner oder Nachredner, in so eigentlichem Verstande annehmen. Die Scribenten wollen dadurch den Zuhörern die Mühe überheben, selbst zu urtheilen, weil sie oft befürchten, daß sie bey diesem Urtheile mehr, als bey ihrem eigenen, verlieren würden. Und gewiß in dem Stücke, das wir vor uns haben, herrscht eben nicht der Fehler, daß es zu wenig comische Züge enthalte. Der Verfasser gesteht, daß er aus dem Romane des Fieldings, und einigen satirischen Stücken des Zuschauers, die Anlage zu seinen Characteren entlehnt habe. Kann es ihm wohl da an comischen Scenen, und an dem eigentlichen Tone seines Stückes gefehlt haben?

Die Hauptcharacters in demselben sind, die eifersüchtige Frau Oakly, die ihren Mann, wie sie sagt, und wie sie durch ihre Eifersucht sagen will, vom Herzen liebt, ob wir gleich in dem ganzen Stücke, ausser einer stürmischen Zanksucht, und einer künstlichen Arglist, wenig Beweise davon finden. Colman hat also die Eifersucht nur auf der häßlichen Seite schildern wollen. Aber hätte er nicht eben so gut ein Stück verfertigen können, da eine zärtliche, bewiesene, stille Liebe der Grund der Eifersucht gewesen wäre, und da wir die Eifersüchtige, ungeachtet ihres

5 Band Fehlers, dennoch immer bewundern, und zuletzt
 3 St. hochschätzen müßten? Er würde sich dadurch
 dem vortrefflichen La Chaussee in dem schönen
 Stücke: das Vorurtheil nach der Mode,
 genähert haben, der eben deswegen unendlich
 mehr rührt und mehr gefällt. — Herr Oakly
 ist ein treuer, empfindlicher Mann, der
 gern im Frieden in seinem Hause leben will, und
 sehr viel Neigung für seine Frau hat. Seine
 Unthätigkeit, die man aber zu sehr während der
 Handlung merkt, giebt den eigentlichen Anlaß,
 zu der Verwickelung, zu der Erregung der Lei-
 denschaft seiner Frauen, und endlich zu der Auf-
 lösung, wodurch sie ihren Fehler einsehen lernen,
 und sich zu ändern entschließen. Sein Bruder,
 ein wilder Major, ist der Contrast von ihm, der
 der widrigen Neigung seiner Schwägerin nicht
 nachgiebt; und endlich den Herrn Oakly zu einer
 kleinen Hartnäckigkeit bewegt, dadurch die Frau
 Schwägerin auch wirklich gebessert wird. Der
 Nefse von diesen beiden, Carl, ein junger, sich
 selbst überlassener Mensch, der eigentlich keinen
 recht unterschiedenen Character hat, liebt ein
 gewisses Mädchen, Harriot Ruffet, die er auf
 dem Lande bey ihrem Vater und in des Majors
 Hause, oft gesehen hatte, welche aber ihr Vater
 lieber mit einem reichen Nachbar, Sir Harry
 Beagle, zu verheyrathen wünscht, der seinem
 Character nach, ein Fuchsjäger ist, und für sei-
 nen Wallachen, einen Rothschimmel, alle Schö-
 nen seines Landes gern hingeben will, und nur
 deswe-

Deswegen die Verbindung mit Harriot Ruffet ^{Band} sehr gern sehen würde, weil er auf ihrem nahe ^{St.} gelegenen Gute die schönste Stutterey anlegen, und die beste Kuppel in der ganzen Gegend halten könnte. Aus Furcht für diesen etwas rauhen Liebhaber entschließt sich Mademoiselle Ruffet, von ihrem Vater wegzugehen und reiset heimlich nach London zu einer Verwandtin, die Lady Freelove. Ihr Vater glaubt, da er es erfährt, nichts gewisser, als daß der junge Herr Oakly aus London seine Tochter entführt habe, und schreibt, noch ehe er selbst ihr nachgehct, in den heftigsten Ausdrücken an ihn. Dieser Brief kömmt zu erst in die Hände der Eifersüchtigen Frau Oakly, die aber nicht erst die Aufschrift an Carl Oakly, oder den Inhalt sorgfältig ansieht, sondern schon ganz erhitzt, eine geheime Liebe ihres Mannes entdeckt zu haben glaubt, und da mit aller Erbitterung und der ganzen Beredsamkeit eines aufgebrachten Weibes die Scene eröffnet.

Die Scene ist in Oaklys Hause. Man hört inwendig ein Geräusch.

Frau Oakly, inwendig. Neben sie mit nur nicht — ich weis, es ist wahr — Es ist ganz entsetzlich, und ich werde es nicht erdulden.

Oakly, drinnen. Aber, mein Kind. —

Fr. Oakly. Ja, ja, (sie zankt inwendig)

Sie gehet heraus, mit einem Briefe, und

Oakly folgt.

Sagen

Sagen Sie, was Sie wollen. Sie werden michs nie überreden, sondern das ist einer von ihren häßlichen Liebeshändeln.

Dakly. Ich kann Sie versichern, meine Liebe! —

Sr. Dakly. Ihre Liebe! — Wißt ich nicht Ihr — Sagen Sie mir den Augenblick, ich befehle es Ihnen, alle Umstände von diesem Briefe.

Dakly. Wie kann ich Ihnen die sagen, wenn Sie mir ihn nicht einmal sehen lassen?

Sr. Dakly. Hören Sie, Herr Dakly, das Bezeigen ist nicht länger auszustehen. Sie finden ein Vergnügen darinn, meine Zärtlichkeit und sanfte Gemüthsart zu mißbrauchen. — Nur beständig die ganze Stadt, ja wohl das ganze Königreich durchzulaufen, um Ihre Liebeshändel auszuführen. — Habe ich es nicht entdeckt, daß Sie bey der Demoisell, meiner eignen Bedienten, außerordentlich gut standen? — Haben Sie nicht eine schändliche Vertraulichkeit mit der Frau Freeman unterhalten? Habe ich nicht Ihren Liebeshandel mit Lady Wealthy entdeckt? — Waren Sie nicht —

Dakly. O! Ho! Madame, der Groß-Sultan selber hat nicht halb so viel Maitressen, — Sie bringen mich aus aller Geduld. Kenn' ich denn eine Seele, auffer unsre bekanntesten Freunde? — Kommt denn ein Mensch zu mir, der Sie nicht zugleich besucht? — Gehe ich wohl jemals aus, daß Sie nicht mit mir giengen? — Und bin ich nicht so beständig Ihnen zur Seite,
als

als wenn ich an Ihre Schürzenbänder angeknüpft wäre?
Band
5 St.

Sr. Oakly. Behen sie, gehen Sie, Sie sind ein falscher Mann. — Habe ich Sie nicht hundertmal ertappt? Und habe ich nicht diesen Augenblick einen Brief in der Hand, der Sie Ihrer Niederträchtigkeit überführen kann? — Lassen Sie mich die ganze Sache erfahren, oder ich werde —

Oakly. Ihnen erfahren lassen? — Lassen Sie mich nur erfahren, was Sie von mir verlangen. — Sie fangen meinen Brief auf, ehe ich ihn in meine Hände bekomme, und dann fordern Sie, daß ich den Inhalt davon wissen soll.

Sr. Oakly. Dank sens dem Himmel, daß ich ihn aufgefangen habe. — Es war mir schon ehemals etwas von dem Vorfalle verdächtig — Aber der Brief sagt mir deutlich, wer Sie ist, und ich werde mich schon hinlänglich an ihr zu rächen wissen. O, Sie niederträchtiger Mann, Sie!

Oakly. Ich bitte Sie, mein liebes Kind, mäßigen Sie Ihre Hitze! — Zeigen Sie mir den Brief, und ich will Sie von meiner Unschuld überführen.

Sr. Oakly. Unschuld! — Entsetzlich! — Unschuld! — Aber ich will mich nicht so für eine Narrin halten lassen. — Ich bin überzeugt von Ihrer Treulosigkeit, und sehr gewiß, daß —

Oakly. Zum Henker! Ihre Hitze bringt Sie von allen Sinnen. — Wollen Sie mich anhören?

Sr.

5. Band
5. St. Fr. Oakly. Nein, Sie sind ein niederträchtiger Mann; und ich will Sie nicht anhören.

Oakly. Nun gut, meine Liebe, weil Sie weder selbst vernünftig reden, noch von mir Begegnung annehmen wollen, so werde ich mich Ihnen empfehlen, bis Sie wieder besser aufgeräumt sind. Ihr Diener — (geht)

Fr. Oakly. Ja, gehe, grausamer Mann! — Gehen Sie zu Ihren Maitressen, und lassen Sie Ihre arme Frau in ihrem Elende. — Was für ein unglückliches Weib bin ich! — Ich werde noch für Vergerniß den Tod haben.

(sie wirft sich in einen Lehnstuhl)

Oakly. Da haben wirs — Nun darf ich nicht einen Schritt weiter thun. — Wenn ich gehen will, so kriegt sie den Augenblick ihren Paroxysmus — Wahlich, noch nie hat es wohl eine Frau gegeben, die zu gleicher Zeit eine so heftige, und auch so zärtliche Gemüthsbeschaffenheit hat! — Was soll ich sagen, um sie zu beänftigen? — Eh, mache dich doch nicht selbst so unruhig, mein Kind — Komm, komm, du weißt, ich liebe dich. Ja, ja, du sollst überzeugt werden.

Fr. Oakly. Ich weis, sie hassen mich; und ihre Unfreundlichkeit und Grausamkeit wird noch mein Tod seyn. (Weinend)

Oakly. Beunruhige dich doch nicht selbst dieserwegen. — Ich liebe dich auf das zärtlichste — Gewiß das thue ich — Dieß muß ein Irrthum seyn.

Fr.

Fr. Oakly. O! ich bin eine unglückselige Frau! (Weinend)

Oakly. Trofne dir deine Thränen ab, mein Herze, und sey ruhig! — du wirst sehen, daß ich in dieser Sache ganz unschuldig bin. — Komm, laß mich den Brief sehen, — Ja, du wirst mir dieß nicht abschlagen — (nimmt den Brief)

Fr. Oakly. Da! nehmen Sie ihn, Sie kennen die Hand, ich weis es.

Oakly. An Carl Oakly, Esq. (lesend) — die Hand! In der That, es ist eine rechte Schreiberhand! die Buchstaben sind alle leserlich, und rund! Dieß hat gewiß kein artiges Mädchen geschrieben.

Fr. Oakly. Ja, lachen Sie nur über mich! lachen Sie nur!

Oakly. Vergieb mir, mein Kind! Ich wollte nicht eben über dich lachen. — Aber was sagt dieser Brief? — (lesend) — Entläufene Tochter — Sie müssen heimlich darum wissen — Schändlich — Entehrend — Genugthuung Rache — hum, hum, hum — beleidigter Vater,

Heinrich Ruffet.

Fr. Oakly. (steht auf) Nun, mein Herr! — Sie sehen, ich habe Sie entdeckt. — Sagen Sie mir den Augenblick, wo Sie verborgen ist.

Oakly. So — so — so. Dieß ärgert mich. — Ich bin beleidiget. — (für sich)

Fr. Oakly. Wie sind Sie durch ihre Bosheit beschämet? Habe ich Sie endlich ertappt?

Oakly.

5. Band
St. Oatly. O! der gottlose Carl! Ein junges Mädchen von ihren Eltern auf dem Lande wegzulocken? Die Ausschweifungen der jungen Herren unsrer Zeit ist abscheulich. (vor sich)

Sr. Oatly. (halb von der Seite und nachdenkend.) Carl! — Ich muß doch sehen! — Carl! — Nein, unmöglich. — Lauter Kunstgriffe sind dieß.

Oatly. Er hat ganz gewiß dieß arme Mädchen unglücklich gemacht. (vor sich)

Sr. Oatly. List! List! lauter List! — Nun haben wir geschwind eine Wendung! — Sie besitzen, wie ich merke, einen sehr fertigen Witz zum Betrüge.

Oatly. So eine unverschämte Handlung! — Ich wollte, ich hätte mich nie um ihn bekümmert. (vor sich)

Sr. Oatly. Das ist fein, Herr Oatly! — Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort! — Ich merke was Sie suchen. — Ihre Vermessenseit bringt mich noch mehr auf, als selbst Ihre Falschheit — Also bilden Sie Sich ein, Mein Herr, daß diese gezwungene Betrübniß, dieser leichte Verdacht wider Carl, sie nun loßhelfen werde. — Ein unvergleichliches Zutrauen! — Aber ich habe mich auf alles vorbereitet. Ich bin schon bey allen ihren geheimen Anschlägen gesichert; ich habe mich vor allen Ihren niederträchtigen Listen vorgesehen.

Oatly. Da sehe man nun! Kann etwas wohl mehr tranken? In Ihrem lächerlichen Verdacht

dacht zu beharren — Um des Himmelswillen, ^{5. Band}
 meine Liebe, machen Sie mich nicht ganz ver- ^{6. St.}
 wirt. Da sie sehen, daß ich darüber in meinem
 Gemüthe so bewegt und so unzufrieden bin, daß
 ein Mensch, den sein sterbender Vater, mein
 eigner Bruder, meiner Vorsorge anvertraute, so
 eine entsetzliche Bosheit begangen haben soll; da
 Sie, sage ich, ein Zeuge meiner Bekümmerniß
 bey diesem Vorfalle sind, wie können Sie schwach
 genug, und grausam genug seyn. —

Fr. Oakly. Unvergleichlich, mein Herr!
 Sie spielen ihre Rolle recht gut! — Ja bleiben
 Sie dabei, treiben Sie es noch weiter; Sie kön-
 nen es durch nichts in der Welt so gut ausführen.
 O Sie listiges Geschöpf! — Aber, mein Herr,
 ich lasse mich nicht so leicht abweisen. — Ich
 glaube nicht eine Sybe von alle dem. — Geben
 Sie mir den Brief. (den sie wegreißt) Sie
 sollen gewiß dieses niederträchtige Unternehmen
 bereuen, denn ich bin entschlossen, die Sache bis
 auf den Grund zu erfahren. — So weit die
 erste Scene. In der zweiten bedauert Oakly
 seinen Zustand und zürnet auf seinen Neffen.
 Dieser kömmt in der folgenden, mit dem Major
 Oakly. Der Vorfall wird erzählt, und Carl
 empfindlich ausgescholten. Sein Erstaunen, und
 die Hitze, mit der er den Brief verlangt und von
 der Fr. Oakly zu holen forteilt, entschuldiget
 ihn einigermaßen in den Augen seines Vatters.
 Indeß sucht der Major, der die Unzufriedenheit
 M m des

5^{St.} Band des Bruders bemerkt, ihn zu einer gewissen Unempfindlichkeit und Hartnäckigkeit gegen die eigensinnige, zankfüchtige Liebe seiner Frau, aufzumuntern; eine Scene, wo einige feine Sentenzen angebracht sind. Endlich überredet der Major den Herrn Oakly den ersten Beweis seiner Standhaftigkeit, und seines männlichen Ansehens zu geben, mit ihm auszufahren und mittags außer dem Hause zu speisen. Die Kutsche wird bestellt. Oakly will nur seinen Hut und Degen heimlich hinwegholen, und verspricht unbeweglich zu bleiben. Carl kömmt in der folgenden Scene mit der unglücklichen Nachricht wieder, daß seine Harriot Kuffet, aus ihres Vaters Hause davon gegangen sey, und daß sie gewiß sich deswegen ihm nicht anvertraut habe, weil er sich bey ihr durch die Liebe zum Trunke in des Majors Hause, verächtlich gemacht hatte. Sie fallen endlich darauf, daß sie, wenn Sie in London ist, vielleicht bey einer Verwandtin, der Lady Freelove, seyn werde, die der Major, als eine Dame nach der Mode, eben nicht vortheilhaft beschreibt, und die schon vorher ihre junge Verwandtin an einen Lord Trinker gern vermählen wollen. Herr Oakly kömmt wieder, und sie wollen alle ausfahren. Allein die wachsame Frau Oakly kömmt noch zur rechten Zeit, und kufft ihren Mann wieder zurück. Carl geht mit dem Major, die Harriot aufzusuchen.

Zweyter Aufzug. Die Scene ist verän- ^{5. Band}
 dert, und zeigt das Wirthshaus, wo der Land- ^{6. St.}
 junker, den der Harriot Vater sich zum Schwie-
 gersohne wünschet, eben mit demselben angetom-
 men ist, um die entlaufene Geliebte aufzusuchen.
 Seine erste Sorge geht nunmehr dahin, sich wie-
 der ein auserlesenes Pferd, das seine sechszehn
 Ahnen hat, zu kaufen; und der Reitknecht hat
 ihm den Stammbaum von einem bringen müssen,
 den er eben so sorgfältig durchsieht, als er nach
 seinen geliebten Rothschimmel oft fragt, den er
 auf dieser Reise von 60. Meilen fast ganz hinge-
 richtet hat. Indes hat der zärtliche Vater schon
 nach seiner Tochter sich überall erkundiget, und
 kömmt zurück voll Erwartung, von seinem Ge-
 fährten etwas zu hören. Aber dieser ist noch
 ganz von seinem Rosse eingenommen, antwortet
 dem alten Russet ganz verkehrt, verspricht, sich
 nach seiner Geliebten unter den Wirthsleuten zu
 erkundigen, und rath dem ängstlichen Vater,
 seine Tochter in die Zeitungen setzen zu lassen, wo-
 bey er versichert, daß er einst auf diese Art einen
 vortreflichen Fuchs wieder bekommen habe. Die
 Antworten des Vaters sind mit einem edlen Un-
 willen, und mit dem zärtlichsten Affect erfüllt.
 Kurz, dieß ist eine von den schönen Scenen in die-
 sem Stücke. Der Reitknecht bringt darauf die
 Nachricht, daß Mademoiselle Harriot kurz vor-
 her im Wirthshause angekommen und von einer
 Lady abgehohlet worden sey. Russet vermuthet,
 daß es ihre Muhme Lady Freelove gewesen sey,
 M m 2 und

Wand und sie eilen fort um sie aufzusuchen. Die Scene verändert sich wieder in das Zimmer der Frau Dakly, die sich noch immer mit dem unglücklichen Briefe beschäftigt, und quälet. In der folgenden zwingt sie sich, eine außerordentliche Freundlichkeit gegen ihren Mann anzunehmen, und erfährt dadurch von ihm, wer die Demoisell Harriot und Lady Freelove sind, und wie lebenswürdig die erstere sey. Ihr geheimer Unwille und der Verdacht, der sie quält, sind hier gut gezeigt, doch sie weiß sich so zu verbergen, daß ihr Mann sie völlig besänftiget zu haben glaubt, und sie so gar, aus Freundschaft für Carln, bittet, die Harriot in ihr Haus aufzunehmen und zu verbergen. Darauf bricht das Ungewitter wieder aus. Sie läßt den Thürhüter befehlen, auf heute keine Gesellschaft zu ihr zu lassen, und dann läßt sie wieder anspannen, um auszufahren.

Hier wird der Zuschauer wieder in die Wohnung der Lady Freelove versetzt, die sich entschlossen hat, ihre junge Verwandtinn die Harriot, zu der vorgehabten Verbindung mit dem Lord Trinket, den sie ehemals vorgeschlagen hatte, zu bewegen. Harriot kommt, unzufrieden und voll Schwermuth über den Schritt, den sie gewagt hat; sie hört den Vorschlag des Lords unwillig an, und schlägt ihn wegen seiner schlechten Eigenschaften völlig aus. Lord Trinket kommt zum Besuche; ein englischer Petitmaiter; ein Gemisch von abgeschmackter Höflichkeit, und plumper Berwegenheit. Er kommt eben von der
Bahne,

Bahne, wo er seinen ehemaligen Reitknecht, der, Band
6 St.
 in des Landjunkers Sir Harry Beagle Dienste
 gekommen, angetroffen, und von ihm erfahren
 hat, daß der Harriot Vater nach London gekom-
 men sey. Dieß erzählt er ganz treuherzig, und
 die Harriot, ganz entzückt über diese Nachricht,
 bittet ihre Muhme, ihren Vater rufen zu lassen,
 und ihn zu besänftigen. In dem Augenblicke
 meldet man den Sir Harry Beagle, aber Lady
 Freelove weis es so künstlich zu verbergen, und
 ihn in einem Nebenzimmer aufzuhalten, daß
 Harriot es nicht merkt, und Lord Trinket, der
 mit ihr allein gelassen wird, nach seinem hässlichen
 Charakter eine sehr schlechte Rolle spielt. Der
 Autor mag diese Scene immer als einen Kunstgriff,
 die Harriot aus dem Hause ihrer Muhme zu
 bringen, entschuldigen; wir glauben doch, daß
 sie ein Ueberbleibsel der alten englischen Freiheit
 ist sich auf dem Theater alles zu erlauben. Der
 ungeduldige Carl kömmt zum Glück für Harriot
 eben ist in das Haus der Freelove, erschreckt den
 Lord Trinket, will sich mit ihm schlagen, und
 verschafft indeß der Harriot Zeit, aus dem Hause
 zu entfliehen, welches er selbst nach einer Zänke-
 ren mit Freelove verläßt.

Im dritten Aufzuge berathschlagen sich Lord
 Trinket und Lady Freelove, wie sie diesen Un-
 fall wieder verbessern wollen, und dazu bedienen
 sie sich eines gewissen Schiffshauptmanns,
 O' Cutter, der dem Carl Oakly ein Ausforde-
 rungsschreiben überbringen, und den Sir Harry
 Beagle,

5. Band
6. St.
Beagle, nebst dem alten Harriot, zu Matrosen
pressen soll, um indeß dessen Tochter entführen zu
können. Der Schiffshauptmann verspricht es;
und nun kömmt ein neuer Besuch. Die unru-
hige Frau Dakly selbst, die ihren Mann noch
immer mit dem Mädchen, das bey der Lady
Freelove gewesen, in Verdacht hat. Diese
Scene, worinn die Frau Dakly sich nach den
Umständen der Harriot erkundiget, und die bo-
saste Lady Freelove sie nur noch mehr wider
ihren Mann aufbringt, ist fein ausgearbeitet, die
Situation, da die Dakly ihren fast unbezwing-
lichen Verdacht doch unterdrücken muß, und die
Lady, mit einer listigen Bosheit alle Ursachen
zum Verdacht, wieder zu beschönigen sucht, und
die Dakly immer besänftigen will, um sie nur
noch mehr zu beunruhigen, ist gut angebracht.
Warum hat doch Herr Colman aus seiner Ma-
terie nicht mehr solche Situationen zu erfinden ge-
sucht? Warum hat er so lange dem Zuschauer gar
nichts von der Frau Dakly und ihrem noch un-
thätigern Manne wissen lassen? Und warum
mußte das Stück, das doch überhaupt ein Cha-
rakterenstück seyn sollte, mit einer solchen Intri-
gue beschwert werden, dadurch der Zuschauer zu
sehr zerstreut wird? Doch vielleicht sind dieß Fra-
gen, die der Criticus eben so schwerlich würde be-
antworten können, wenn er selbst an dem Stücke
gearbeitet hätte. Es ist wahr, La Chaussée
hat in dem Stücke, das wir gleich anfangs ge-
nennt haben, so ein kleines Versehen nicht began-
gen;

gen; bey ihm sind alle Nebenhandlungen, genau verbundene Theile der Haupthandlung; es sind Figuren die alle die vornehmste Groupe noch mehr erheben und hervorragend machen. Man hört nicht auf, die Unzufriedenheit der Constance über die Untreue ihres Mannes zu empfinden; man wird mit der betrübten, aber zärtlichen Gattinn, aus einer rührenden Situation in die andre gesetzt; man muß während dem ganzen Stücke, eine süsse Schwermuth, und eine stille Freude empfinden, die mehr entzückt, als ganze Scenen voll Gelächter. --- Doch wieder zur Lady Freelove! Der Besuch der Frau Oakly konnte nur kurz seyn. Die Scene wird wieder verändert, und zeigt ihre Wohnung. Mademoiselle Harriot tritt herein, und fragt nach ihr. Sie darf aber noch nicht zurück gekommen seyn, denn Harriot soll den Herrn Oakly allein sprechen. Aber der Zuschauer hatte sie von der Lady weggehen gesehen und noch zwey andre leere Scenen sind indeß auch vorbey; eine kleine Unrichtigkeit, die der Autor eben so, wie die lange Reise der Harriot von dem Hause der Freelove bis zu des Herrn Oakly Wohnung, die so lange als ein halber Act dauert, mit nichts entschuldigen kann, als daß in London so lange Strassen sind. Aber Harriot ist endlich da; und weil sie die Frau Oakly nicht findet, so muß der Herr kommen, der aus Furcht für seine Frau, die er zum Unglück schon argwöhnisch über eine heimliche Verbergung der Harriot in seinem Hause gemacht hatte, über

5 Band diesen Besuch nicht wenig erschrickt. Noch mehr
 6 St. aber wird er durch den Antrag der Harriot erschreckt, die ihn um die Erlaubniß bittet, sich in seinem Hause aufzuhalten. Die Verlegenheit des Herrn Oakly und seine Verwirrung ist gut geschildert. Indem er aber noch den Vorschlag überlegt, kömmt die Frau Oakly ungesehen aufs Theater, und macht wieder eine feine Situation, um der wir fast dem Autor alles vergeben, was uns vorher beleidigte. Wir wollen sie ganz hersetzen, um noch ein Beyspiel von der Sprache unsers Autors und von seiner Kunst zu dialoguiren, zu geben.

Harriot. Ich sehe, mein Herr, Sie sind nicht geneigt mir zu dienen. --- O Himmel! --- Wozu bin ich noch vorbehalten? --- Warum, warum verließ ich meines Vaters Haus, um mich noch größern Widerwärtigkeiten auszusetzen? (sie will weinen).

Oakly. Ich wollte alles in der Welt für sie thun. Gewiß, dieß wollte ich. Ich bitte Sie also, sehn Sie ruhig, und ich will auf einen bequemen Ort denken, wohin ich Sie bringen kann.

Frau Oakly. So! So!

Harriot! Welcher Ort kann wohl so bequem seyn, als ihr eignes Haus?

Oakly. Meine liebe Demoiselle, ich ---
 ich ---

Frau Oakly. Meine liebe Demoisell ---
 Wortrestlich!

Oakly.

Oakly. Husch! --- Horch! --- Was, ^{Wand} giebt's! --- Mein --- Nichts. Doch ich will ^{St.} offenherzig mit Ihnen reden, Mamsell. Wir können unterbrochen werden --- Die Bedenklichkeit in der Familie, von der ich Ihnen sagte, ist nichts anders, als meine Frau. Sie hat in etwas ein unglückliches Temperament, Mamsell! --- Und wenn Sie sollten ins Haus aufgenommen werden, so weiß ich nicht, was es für Folgen haben möchte.

Frau Oakly. Das war sehr fein!

Harriot. Meine Aufführung, mein Herr! ---

Oakly. Mein liebes Kind, es würde Ihnen unmöglich seyn, sich so aufzuführen, daß Sie ihr keinen Verdacht gäben.

Harriot. Aber wenn ihr Neffe, mein Herr, alles auf sich nähme.

Oakly. Das würde immer noch nicht helfen, Mamsell! --- Ja eben heute früh, als der Brief von Ihrem Vater ankam, und ich es doch ausdrücklich läugnete, daß ich etwas davon wüßte, und Carl es eingestanden, so konnten wir sie doch nicht wieder besänftigen.

Frau Oakly. Der Brief! --- Wie bin ich doch hintergangen worden!

Harriot. Was soll ich anfangen? Was wird aus mir werden?

Oakly. Ja, überlegen Sie es selber, meine liebe Demoisell, weil meine Frau so eine große Einwendung bey der Sache macht, so ist es mir unmöglich, daß ich Sie in mein Haus nehmen

5 Wandkann. Ja wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie
 6 St. eben ausgegangen war, ehe Sie kamen, so würde
 ich sogar ist unzufrieden seyn, daß Sie hier wä-
 ren. Wir müssen also der Sache abhelfen, so
 gut wir können. Ich will ein Quartier für Sie
 in geheim, etwas weit von hier, miethen, so daß
 Carl, und meine Frau, und kein Mensch es er-
 fährt; und wenn die Frau Oakly es endlich doch
 entdecken sollte, je nun, so sehen Sie wohl, daß
 die ganze Schuld auf Carl'n fallen wird.

Frau Oakly. Auf Carl'n!

Harriot. Wie unglücklich ist mein Zustand!
 (weinend) Ich bin auf immer verlohren.

Oakly. Verlohren? Ganz und gar nicht.
 So eine Begebenheit, wie die, ist manchem jun-
 gen Mädchen vor Ihnen begegnet, und alles ist
 wieder gut gemacht worden --- Werden Sie wie-
 der munter! Ich will mich bemühen, so viel ich
 kann, Sie täglich zu besuchen.

Frau Oakly (tritt hervor). Das wollen Sie
 thun? O, mein Herr Oakly habe ich Sie end-
 lich entdeckt! Ja gewiß, ich will Sie besuchen.
 Und Sie meine Liebe Demoisell, ich will ---

Harriot. Madame, ich verstehe nicht ---

Frau Oakly. Ich verstehe den ganzen
 Handel; und habe ihn schon vorher einige Zeit
 verstanden. --- Sie sollen ein geheimes Quar-
 tier bekommen, Miß! --- Das wird wohl, glaube
 ich, der bequemste Ort für Sie seyn. --- Wie
 können Sie mir noch ins Gesicht sehen?

Oakly.

Oakly. Um des Himmels willen, mein Kind, werden nicht so hitzig. --- Sie sind ganz ^{6 St.} irrig in der Sache --- Sie wissen nicht, mit wem Sie reden. Dieß Frauenzimmer ist eine Person von Stande.

Frau Oakly. Ja wahrhaftig, eine feine Person vom Stande! Andrer Weiber Ehemänner zu verführen!

Harriot. Liebste Madame! wie können Sie sich einbilden ---

Oakly. Ich sage Ihnen, mein Kind, dieß ist das junge Frauenzimmer, die Carl ---

Frau Oakly. Allerliebste! Aber das wird Ihnen nichts helfen, mein Herr! Habe ich nicht gehört, wie Sie den ganzen Handel mit einander abgeredet haben? Habe ich nicht ihren saubern Anschlag gehört, alle Schuld auf Carl zu schieben? ---

Oakly. Nun, sey nur ruhig, einen Augenblick. Du mußt wissen, mein Kind, daß der Brief, der diesen Morgen kam, dieses Frauenzimmers betraf.

Frau Oakly. Ich weiß es.

Oakly. Und seitdem ist Carl, wie es scheint, so glücklich gewesen, daß er ---

Frau Oakly. O, Sie betrügerischer Mann! --- Die List ist zu alt, um noch einmal bey mir zu gelten. --- Nun ist's offenbar, was Sie durch Ihren Vorschlag meinten, sie diesen Morgen ins Haus zu nehmen. --- Aber die
Mada.

5 Band Mademoisell hat sich von selbst herein finden könn
 6 St. nen, wie ich sehe.

Oakly. Pfui! pfui, mein Kind, Sie kam, um nach Sie zu fragen.

Frau Oakly. Nach mir? --- Immer besser und besser! --- Hat Sie nicht die gute Gelegenheit abgepaßt, um just herzukommen, da ich ausgleng? Aber ich bin Ihnen für Ihren Besuch verbunden, Mademoiselle. Sie haben ihn nun völlig abgelegt. Wenn Sie erlauben, ich will Sie nicht länger abhalten.

Oakly. Schämen Sie sich, schämen Sie sich, Frau Oakly? Wie können Sie so unverständlich seyn? Ist dieß ein anständiges Bezeigen für ein Frauenzimmer von ihrem Charakter.

Frau Oakly. Ich habe von ihrem Charakter gehört. Gehen Sie, meine schöne entlausene Mademoisell! Nun sind Sie Ihrem Vater entsprungen, und von Ihrer Ruhme weggelaufen! Gehen Sie! --- Sie sollen hier nicht bleiben, ich verspreche es Ihnen.

Oakly. Ich bitte dich, sey ruhig. Du weißt nicht was du thust. Sie soll bleiben.

Frau Oakly. Nicht eine Minute soll sie bleiben.

Oakly. Sie soll eine Minute, eine Stunde, einen Tag, eine Woche, einen Monat, ein Jahr hier bleiben! --- zum Henker, Madame, Sie soll auf immer hier bleiben, wenn ich es haben will.

Frau Oakly. Wie!

Harriot. Ums Himmels willen! Mein, ^{Band} Herr, lassen Sie mich gehen, ich bin erschrocken, ^{6 St.} daß ich zittere.

Oakly. Seyn Sie nicht erschrocken, Mam-
sell! -- Sie soll hier bleiben, ich wills ausdrück-
lich haben.

Herr Ruffet, von innen. Ich sage Ih-
nen, Herr, ich muß hinauf gehen. Ich weiß es
gewiß, das Mädchen ist hier, und nichts soll mich
abhalten.

Harriot. O, mein Vater! mein Vater!
(sie wird ohnmächtig)

Oakly. Seht, Sie wird ohnmächtig ---
Klingeln Sie! Ist niemand da?

Frau Oakly. Was! Sie sogar in Ihre
Arme zu nehmen! -- O! ich kann es nicht aus-
stehen.

In der folgenden Scene verhindert das
Schrecken der Harriot, die Hitze ihres Vaters,
und die Eifersucht der Frau Oakly, daß Oakly
den erzürnten Vater nicht besänftigen, und gehö-
rig benachrichtigen kann. Sie gehen voll Unwil-
len aus einander, aber Carl begegnet ihnen, da er
von der Mahlzeit ganz betrunken wieder nach
Hause kömmt, und er begegnet ihnen ziemlich un-
höflich. Er beschließt den dritten Act mit einer
ganz natürlichen Monologue. Diesen Auftritt
erklärt der Autor selbst vor eine Nachahmung ei-
ner Scene in dem Stücke des Terenz: die Brü-
der, und vielleicht ist er sehr vergnügt, sie hier an-
gebracht zu haben, weil er glaubt, daß sein Carl
Oakly

5. Band 6. St. **Daß** sich fast in eben den Umständen hier befinde, wie der Bediente, **Syrus**, beim **Terenz**, der sich auch betrunken hat. Aber in der That eine andre Aehnlichkeit, als die, daß beyde sich betrunken haben, können wir unter ihnen nicht finden. Dort ist **Syrus** ganz ruhig, nachdem er seinen Herren in ihren Ausschweifungen behülfflich gewesen, und bey der Nachsicht des alten Vaters und als Bedienter ganz gelassen geschmaußt hat. Hier sollte **Carl Daß** seinem Charakter nach, nichts weniger als ruhig seyn, und seiner ersten Erklärung nach, nichts weniger als schmaussen. Er hatte seine Geliebte mit Ungeduld aufgesucht; er hatte sie auf einen Augenblick wieder gesehen, er hatte sie in dem Augenblicke aus den Händen eines Unbesonnenen befreyt; auf einmal war sie für ihn wieder verschwunden; und der junge, feurige, ungeduldige **Carl Daß** kann dennoch ganz gelassen zur Mahlzeit gehen, sich unbesorgt berauschen, und dann seiner Geliebten, die ihn schon oft wegen diesen Fehler bestraft hatte, und ihrem Vater, den er vielmehr gewinnen sollte, unbedachtsam begegnen? Ist dieß nach der Natur geschildert? Beim **Terenz**, macht **Syrus**, in einer mäßigen Trunkenheit, eine artige Scene mit dem alten mürrischen **Demea**; auf das troßige: *Tun' si meus esses*, antwortet er artig *dis quidem -esses*, **Demea**, und er ist dort wirklich nothwendig. Aber hier ist die Trunkenheit des **Carl Daß** nichts weniger als nothwendig. Sie macht ihn

n der edelgesinnten Harriot verächtlich; und ^{5. Band}
 ist fast abentheuerlich, daß er zuletzt auf ein- ^{6. St.}
 mal vollkommen tugendhaft durch ihre Lehren zu
 werden glaubt. Ist also Herr Colmann wohl
 ein glücklicher Nachahmer der Alten? Oder hat
 Lessing wohl den Plautus so nachgeahmt? Doch
 wir eilen zum dritten Aufzuge. Nun ist schon
 die ganze Nacht vergangen. Wie bequem ist
 der Autor nicht! Der unruhige Major Oakly
 längt schon früh an, seiner Schwägerin Vorwürfe
 über ihre unleidliche Eifersucht zu machen; aber
 man verbietet ihm endlich dafür das Haus. Carl
 kommt hierauf ganz verwirrt und beschämt über
 eine gestrige Unordnung. Man meldet den
 Schiffshauptmann O Cutter, der Carl zum
 Duell mit dem Lord Trinker herausfordern soll,
 aber zum Glück an statt des Ausforderungsschrei-
 bens, ein ander Billet an die Lady Freelove er-
 greiffet, und Carl einhändig. Dieser erfährt
 daraus, daß seine Harriot in einem benienten
 Wirthshause sich aufhalte, und eilt zu ihr. Nach-
 dem der Major zu seinem Bruder hinein gegans-
 gen, verändert sich die Scene und zeigt wieder
 das Wirthshaus, wo erstlich Sir Harry Beagle
 die Harriot auf seine plumpe Art, und auch dar-
 auf ihr Vater mit allen Liebkosungen und Dro-
 hungen, zu einiger Neigung vergebens zu bewe-
 gen sucht. Dieser eilt aber unwillig hinweg, um
 einen Trauschein zu holen, und sie noch den
 Abend zu verheyrathen. Carl, der diesen Au-
 genblick erwartet hat, kommt unvermuthet herein
 und

5 Band und sucht die Harriot wieder zu gewinnen, die
 6 St. aber wegen seines tadelhaften Bezeigens ihn nicht
 anhören will, und drauf bestehet, bey ihrem Vater zu bleiben. Man bringt eilend die Nachricht, daß dieser nebst Sir Harry Beagle von der Strasse weggenommen, und zu Matiosen gepresset worden sey. Lord Trinket erscheint endlich selbst um seine ganze List auszuführen. Aber Carl weist ihm mit ein paar Pistolen den Rückweg, und geht mit seiner Harriot hinweg.

In dem letzten Aufzuge, beklagt Lady Free-love und Capitain O' Cutter den Lord wegen seiner Catastrophe, und wollen sich rächen. Die Lady will ihre Absichten, nachdem die Umstände sich ändern, auch verwechseln. Man sieht darauf wieder das Zimmer der Frau Oakly, die sich beklagt, daß ihr Mann mit dem Major ohne Sie zu fragen, ausgegangen sey; sie quält alle ihre Bedienten, daß sie wissen sollen, wo er eigentlich sey, und schickt sie nach ihm, und ruft sie allzeit wieder zurück. Endlich kömmt er nebst dem Major, und Carl mit seiner Geliebte, wieder. Aber nun will sich die Frau Oakly nicht mehr sehen lassen. Ihr Mann geht, um ungesehen Sie zu beobachten. Indem Carl aber die Harriot wegen ihres Vaters beruhigen will, erscheint derselbe, nebst Harry Beagle und Lord Trinket wieder. Nichts kann den Vater besänftigen, und Sir Harry Beagle soll seine Tochter hinweg führen. Aber dieser sagt ihm, daß da Miß Harriot ihm ohnedieß nicht günstig sey,

sey, so habe er seine Ansprüche auf sie, an den ^{5. Band} Lord Trintet, gegen ein schönes braunes Pferd, ^{6. St.} Labob genannt abgetreten; das vor 1500 Gulden verkauft worden sey. Darauf zeigt der Major und Carl dem alten Russet, daß der Lord die häßlichsten Gesinnungen gegen ihn und seine Tochter gehabt habe, und der erstere bewegt ihn endlich, sie dem Carl Oatly zu überlassen. Lady Freelove kommt nun auch, nimmt nun einen ganz andern Ton an, kennt den Lord nicht mehr, wird aber auch von Carl ihrer Falschheit überzeugt, und geht unwillig und stolz davon. Der Lord zieht sich auch unter vielen Complimenten zurück. Oatly, der indeß bemerkt hat, daß alle Bewegungen und Veränderungen seiner Frau nur abzielen sollen, ihn zu beunruhigen, kommt zurück, fest entschlossen, sein Ansehen zu behaupten, und sie durch Hartnäckigkeit zu bezwingen. Sie kommt, und zeigt den ärgsten Eigensinn, und eine unleidliche Zanksucht. Bald will sie gänzlich das Haus verlassen; bald will sie wieder darinn bleiben, um ihr Ansehen zu behaupten. Endlich nach vielem Zank, und Vorwürfen, und Bitterkeiten, und Thränen und Seufzen, erlegt Sie ihren Paroxysmus wieder. Harriot und Carl wollen ihr beystehen, aber Herr Oatly verwehrt alle Hülfe. Laßt Sie alleine, sagt er. -- Ihr sollt sie nicht anrühren -- Laßt sie nur geduldig aushalten -- Ein ander mal wird sie lernen, sich besser zu bezeigen -- Laßt Sie allein, sage ich. -- Diese Cur thut eine vortrefliche Wirkung. Die

5 Band und sucht die Harriot wieder zu gewinnen, die
 6 St. aber wegen seines tadelhaften Bezeigens ihn nicht
 anhören will, und drauf bestehet, bey ihrem Vater zu bleiben. Man bringt eilend die Nachricht, daß dieser nebst Sir Harry Beagle von der Strasse weggenommen, und zu Matrosen gepresset worden sey. Lord Trinket erscheint endlich selbst um seine ganze List auszuführen. Aber Carl weist ihm mit ein paar Pistolen den Rückweg, und geht mit seiner Harriot hinweg.

In dem letzten Aufzuge, beklagt Lady Free-love und Capicain O' Cutter den Lord wegen seiner Catastrophe, und wollen sich rächen. Die Lady will ihre Absichten, nachdem die Umstände sich ändern, auch verwechseln. Man sieht darauf wieder das Zimmer der Frau Oakly, die sich beklagt, daß ihr Mann mit dem Major ohne Sie zu fragen, ausgegangen sey; sie quält alle ihre Bedienten, daß sie wissen sollen, wo er eigentlich sey, und schickt sie nach ihm, und ruft sie allzeit wieder zurück. Endlich kömmt er nebst dem Major, und Carl mit seiner Geliebte, wieder. Aber nun will sich die Frau Oakly nicht mehr sehen lassen. Ihr Mann geht, um ungesehen Sie zu beobachten. Indem Carl aber die Harriot wegen ihres Vaters beruhigen will, erscheinet derselbe, nebst Harry Beagle und Lord Trinket wieder. Nichts kann den Vater besänftigen, und Sir Harry Beagle soll seine Tochter hinweg führen. Aber dieser sagt ihm, daß da Miß Harriot ihm ohnedieß nicht günstig
 sey,

sey, so habe er seine Ansprüche auf sie, an den ^{5ten} Lord
 Trintet, gegen ein schönes braunes Pferd, ^{6tes}
 Tabob genannt abgetreten, das vor 1500 Gul-
 den verkauft worden sey. Darauf zeigt der
 Major und Carl dem alten Russet, daß der Lord
 die häßlichsten Gesinnungen gegen ihn und seine
 Tochter gehabt habe, und der erstere bewegt ihn
 endlich, sie dem Carl Oatly zu überlassen. Lady
 Freelove kommt nun auch, nimmt nun einen
 ganz andern Ton an, kennt den Lord nicht mehr,
 wird aber auch von Carl ihrer Falschheit über-
 zeugt, und geht unwillig und stolz davon. Der
 Lord zieht sich auch unter vielen Complimenten
 zurück. Oatly, der indeß bemerkt hat, daß alle
 Bewegungen und Veränderungen seiner Frau
 nur abzielen sollen, ihn zu beunruhigen, kommt
 zurück, fest entschlossen, sein Ansehen zu behaupten,
 und sie durch Hartnäckigkeit zu bezwingen. Sie
 kommt, und zeigt den ärgsten Eigensinn, und eine
 unleidliche Zartfucht. Bald will sie gänzlich das
 Haus verlassen; bald will sie wieder darinn blei-
 ben, um ihr Ansehen zu behaupten. Endlich
 nach vielem Zank, und Vorwürfen, und Bitter-
 keiten, und Thränen und Seufzen, kriegt Sie ih-
 ren Paroxysmus wieder. Harriot und Carl
 wollen ihr beystehen, aber Herr Oatly verwehrt
 alle Hülfe. Laßt Sie alleine, sagt er. -- Ihr
 sollt sie nicht anrühren -- Laßt sie nur geduldig
 ausschalten -- Ein ander mal wird sie lernen, sich
 besser zu bezeigen -- Laßt Sie allein, sage ich. --
 Diese Cur thut eine vortheilhafte Wirkung. Die

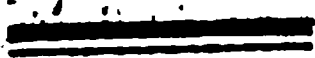
3^{ter} Band 5^{te} St. Frau Oakly kömmt wieder zu sich, und hat noch viel Kräfte zu schimpfen und zu zanken. Herr Oakly singt indessen. Der Contrast ist sehr artig und überhaupt die Scene sehr angenehm. Im Comischen ist sie gewiß die schönste Scene des ganzen Stücks. Allmählig wird die Frau Oakly durch die einnehmenden Vorstellungen der Harriot besänftiget, und durch die Nachricht von ihrer Verbindung mit Carlin überzeugt, daß ihr ganzer Verdacht auf ihren Mann ungegründet, und höchst strafbar gewesen sey. Sie bereut ihren Fehler ernstlich; ihr Mann, der sich lange genug wider seine Natur verstellt hatte, vergiebt ihr leicht und zärtlich; man dankt dem Major für seine Strenge, und die eifersüchtige Frau schließt das Stück mit der Versicherung, nun gar keinen Argwohn mehr zu hegen.

Dies ist die Geschichte des Stücks, die wir deswegen ein wenig umständlich erzählt haben, weil es eines von den neuesten Stücken der Engländer ist, und also die beste Probe von ihrem gegenwärtigen Geschmack seyn kann. Wenn man es im Ganzen übersieht, so ist es immer ein feines Stück, das einem deutschen Schriftsteller Ehre machen würde. Allein einzeln betrachtet, ist der Plan nicht immer nach der Hauptabsicht angelegt; die Zuschauer werden oft zu lange von den Hauptpersonen entfernt, und ihre Aufmerksamkeit durch die eingeschaltete Intrigue zu sehr zerstreut; der fehlerhafte Charakter der eifersüchtigen

igeu Frau ist nicht von allen Seiten gezeigt, und ihre Befreyung geschieht endlich zu spät, und ist nicht vorbereitet, sondern aus Zwang hinzu gesetzt. Der Autor hat nicht in seiner Materie einen hinlänglichen Reichthum von Situationen gefunden, und deswegen den Zuhörer weniger gerührt. Ueberhaupt sollten die dramatischen Schriftsteller die Situationen mehr studiren. Allein sie sind schon zufrieden, wenn sie eine zusammenhängende Geschichte zu ihren Charakteren erdichtet haben, in der sie dieselben einigemal reden lassen; und dann ist das Drama fertig. Aber dieß heißt nicht die Natur studirt. Die Situationen sind nichts anders, als außerordentliche Zufälle im gemeinen Leben. Wie dort eine Handlung nicht immer nach den gewöhnlichsten Umständen, sondern bisweilen durch unerwartete Mittel, der verschiedenen menschlichen Charaktere, der wider sich streitenden Leidenschaften, ausgeführt wird; so muß auch ein Drama, nicht der alltägliche Lauf einer Geschichte erzählt werden; sondern man muß die Personen so stellen, den Plan so anordnen, daß außerordentliche Begebenheiten, streitende Neigungen und Absichten der handelnden Personen, den Zuschauer staunend und ungeduldig machen, das Verhalten der Personen bald zu wissen, ihn für dieselben interessieren, und die Entwicklung nur aufhalten, um sie angenehmer zu machen. Die Beyspiele würden die beste Erklärung von dieser feinen Kunst seyn. Aber die Natur allein ist der Lehrer derselben.

5 Hand ben. Sie herrscht in der Tragödie, wie im Lust-
 6 St. spiele. So ist z. B. die Scene in der Aethalie,
 wo der junge Josias mit der Königin redet, ei-
 ne der glücklichsten Situationen. Unser vortref-
 licher Lesing ist voll davon. Richardsons
 Roman (und dieß ist auch ein Drama, nur von
 einer größern Art,) entzückt eben in solchen Si-
 tuationen am meisten: --- Doch diese Materie
 verdiente eine eigne Abhandlung.

Ein Autor aber, müssen wir noch zuletzt fra-
 gen, der vom Fielding, vom Spectator, vom
 Terenz, und vom Connoisseur, seine Charaktere
 erborgt, scheint der wohl einen außerordent-
 lichen Ruf zum dramatischen Schriftsteller em-
 pfangen zu haben?



Dissertations on the Prophecies, which have remarkably been fulfilled, and at this time are fulfilling in the world. By *Thomas Newton*. D. D. Volume the second. The second edition. London 1760. 8vo.

Unser Leser wissen aus dem dritten Bande dieser Bibliothek*), daß die Absicht unsers Verfassers mehr auf die Weissagungen gehet, welche die spätern Zeiten betreffen, und welche ist noch in die Erfüllung gehen. Dieser zweite Theil muß deswegen nach eben dieser Absicht auch beurtheilet werden. Er enthält außer einer Einleitung neun Abhandlungen, welche mit dem ersten Bande in gleicher Zahl fortlaufen. In der Einleitung erzählt der Verfasser die Gelegenheit zu diesen Abhandlungen und vertheidiget die Weissagungen Daniels wider die eilf Einwürfe, die Collins darüber vorgebracht hat. Weil der Bischoff Chaudler und Samuel Chandler dieselben satssam widerlegt haben, so ist unser Verfasser hier sehr kurz.

Die fünfzehnte Abhandlung, die erste in diesem Bande, betrifft das Gesicht Daniels von dem Widder und Ziegenbocke. Er sah es ohngefähr

2. Handim 553. Jahre vor Christi Geburt. Das zweite
 Reich in dem ersten Gesichte ist in diesem das
 erst⁶; dort wurde es unter einem Bären; hier
 aber unter einem Widder vorstellt. Seine
 zwe. Hörner sind, nach der Erklärung des Engel
 Gabriels, die Könige, oder Königreiche von Me-
 den und Persien. Das erste war das älteste und
 in der Geschichte am berühmtesten; Pe-
 sien aber war bis u den Zeiten des Cyrus in geringem An-
 sehen: allein unter ihm gewann es die Oberhand.
 Um zu erklären, warum hier dieses Reich, das
 erst wegen seiner Grausamkeit einem Bären ver-
 glichen wurde, nunmehr durch einen Widder
 vorgestellt wird, führt Mede folgendes an. Die
 hebräischen Wörter, welche von dem Widder
 und Persien gebraucht werden, kommen von ei-
 nem Stammworte her, und zeigen beide eine
 Stärke an. Ein anderer Schriftsteller setzt noch
 diese Ursache hinzu: Die Könige in Persien tru-
 gen; nach dem Zeugnisse des Ammianus Marcel-
 linus, den Kopf eines Widders, mit Edelgestei-
 nen besetzt, als ein königliches Zeichen. Man
 sehe noch; sagt Bischoff Chandler; unter den Ue-
 berblübseln zu Persepolis Köpfe von Widdern
 mit Hörnern, davon eines höher; als das andere
 ist. Die Eroberungen der Könige in Persien er-
 streckten sich gegen alle Theile der Welt. Das
 macedonische Reich wird sehr eigentlich unter dem
 Bilde eines Ziegenbocks vorgestellt, weil die Ma-
 cedonier zwey hundert Jahre vor dem Daniel
 Megaden genennet wurden. Plinius sagt, daß
 die

die Stadt Aegae oder Aegae der ordentliche Begräbnisort der Könige in Macedonien gewesen ist. 6 St.
 Der Sohn des Alexanders von der Roxana wurde Alexander Aegus genannt; und einige von Alexanders Nachfolgern zeigten sich auf den Münzen mit den Hörnern eines Bochs. Die Siege des Alexanders geschahen mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der Ausdruck des Propheten erfüllt worden ist, nach welchem er die Erde nicht berührte. Der Widder stand vor dem Flusse Granicus, und wurde durch das Glück des Alexanders, welches nichts anders als die Vorsehung Gottes war, überwunden. Unser Verfasser erzählt hier die Ankunft des Alexanders in Jerusalem nach dem Josephus, und sucht diese Geschichte wider die Einwürfe des von Dale, Moyle und Collins zu vertheidigen. Man wendet ein, diese Geschichte könne mit der Chronologie nicht bestehen. Josephus setzt sie nach der Belagerung von Tyrus und Gaza, da doch alle Geschichtschreiber darinnen überein kommen, daß Alexander in sieben Tagen unmittelbar von Gaza nach Aegypten gekommen ist. Allein die besten Geschichtschreiber erzählen oft Begebenheiten nicht nach der strengsten Zeitordnung, in der sie geschehen sind. Eusebius sagt, Alexander wäre nach der Belagerung von Tyrus unmittelbar nach Jerusalem gekommen. Weil er in Palästina lebte, so kann er sichere Nachricht davon gehabt haben. Und diese Nachricht wird durch viele Umstände wahrscheinlicher. Wenn auch Josephus sich um

⁶⁰Wand zwey Monate gelirret hat, so hebt dieses doch kei-
 ne Glaubwürdigkeit nicht auf. Ja Alexander
 kann auch während der Belagerung von Gaza oder
 nach derselben, gen Jerusalem gekommen seyn.
 Arrian erzählt, daß Alexander, indem Tyrus be-
 lagert wurde, in elf Tagen einen Theil von Ara-
 bien überwunden habe; warum kann er nicht, da
 Gaza zwey Monate belagert wurde, in wenig
 Tagen einen Zug nach Jerusalem gethan haben?
 Kein heidnischer Geschichtschreiber erzählt diese
 wichtige Begebenheit; nur allein Josephus. Das
 ist ein anderer Einwurf. Allein man darf nicht
 die Begebenheiten, welche auf dem Zeugnisse ei-
 nes einzigen Schriftstellers beruhen, verworfen.
 Viele, die den Alexander begleitet, und sein Leben
 beschrieben haben, deren Nachrichten aber ver-
 löhren gegangen sind, können ja dieser Begeben-
 heit erwähnen? Justinus beziehet sich, wie einige
 meinen, darauf; sie müß also in ältern Scriben-
 ten gestanden haben. Da die vornehmsten
 Schriftsteller vom Alexander, Diodorus Sicu-
 lus, Quintus Curtius, Arrian, Plutarch, einige
 Jahrhunderte nach dem Alexander gelebt haben,
 so müssen ältere Geschichtschreiber ihre Quellen ge-
 wesen seyn. Ein jeder aber ist von dem andern
 unterschrieben; ein jeder erzählt nach seiner Ab-
 sicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nur ein
 Jude das, was sein Volk betrifft, erzählt hat.
 Nach dem Josephus Scaliger verdienet Josephus
 die größte Glaubwürdigkeit. Die Träume Ale-
 xanders und des Hohenpriesters werden denn
 keine

Feins: Schwereigheit seyn, welche wissen, was David
 Gott für sein Volk gethan hat. Durch das kleine ^{5 St.}
 Horn, welches im 9. 12. Vers beschrieben wird,
 und welches der Engel im 23, 24, und 25. Verse
 erklärt, wird nach aller jüdischer (und christlicher,
 alter und neuer Ausleger Meinung, Antiochus
 Epiphanes verstanden. Nur Isaac Newton ist
 einen andern Weg gegangen. Unser Verfasser
 folgt ihm nicht schlechtdings, sondern bedient
 sich nur seines Vortrages. Es giebt zween
 Wege, die Weissagung von dem kleinen Horn zu
 erklären. Man versteht darunter entweder den
 Antiochus, und betrachtet ihn als das Vorbild des
 Antichrists, oder man bringt ihniger Zeit in: die
 Erklärung und sucht eine andere. Weil ein Horn
 bey dem Daniel niemals, einen besondern König,
 sondern allezeit ein Königeich, eine Folge von Kö-
 nigen, oder überhaupt einen Staat anzeigen, so
 ist wohl hier das römische Reich zu verstehen.
 Die eigenthümlichen Handlungen in das kleine
 Horn passen mehr auf die Römer. Der Aus-
 druck, wenn die Unbestotten überhand nehmen,
 schiefet sich mehr auf die Römer, als auf den An-
 tiochus. Durch den frohen und mächtigen Kö-
 nig (das letztere Beswort zeigt einen künstlichen
 verschlagenen und mächtigen an) werden die Rö-
 mer auf das eigentümliche bezeichnet. Die Bege-
 benheit mit dem Popilius giebt zu erkennen, daß
 Antiochus kein mächtiger König gewesen sey.
 Das kleine Horn ward sehr groß. Das Reich
 des Antiochus war unter seinen Vorfahren größ-
 er,

Wand ⁶⁰zwey Monate gelirret hat, so hebt dieses doch kei-
 ne Glaubwürdigkeit nicht auf. Ja Alexander
 kann auch während der Belagerung von Gaza oder
 nach derselben, gen Jerusalem gekommen seyn.
 Arrian erzählt, daß Alexander, indem Tyrus be-
 lagert wurde, in elf Tagen einen Theil von Ara-
 bien überwunden habe; warum kann er nicht, da
 Gaza zwey Monate belagert wurde, in wenig
 Tagen einen Zug nach Jerusalem gethan haben?
 Kein heidnischer Geschichtschreiber erzählt diese
 wichtige Begebenheit; nur allein Josephus. Das
 ist ein anderer Einwurf. Allein man darf nicht
 die Begebenheiten, welche auf dem Zeugnisse ei-
 nes einzigen Schriftstellers beruhen, verworfen.
 Viele, die den Alexander begleitet, und sein Leben
 beschrieben haben, deren Nachrichten aber ver-
 törren gegangen sind, können ja dieser Begeben-
 heit erwähnen? Justinus beziehet sich, wie einige
 meynen; darauf; sie muß also in ältern Scriben-
 ten gestanden haben. Da die vornehmsten
 Schriftsteller vom Alexander, Diodorus Sicu-
 lus, Quintus Curtius, Arrian, Plutarch, einige
 Jahrhunderte nach dem Alexander gelebt haben,
 so müssen ältere Geschichtschreiber ihre Quellen ge-
 wesen seyn. Ein jeder aber ist von dem andern
 unterschrieben; ein jeder erzählt nach seiner Ab-
 sicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nur ein
 Jude das, was sein Volk betrifft, erzählt hat.
 Nach dem Josephus Scaliger verdienet Josephus
 die größte Glaubwürdigkeit. Die Träume Ale-
 xanders und des Hohenpriesters werden denn
 keine

Feins: Schwierigkeit: fern, welche: wissen; was: und
 Gott für sein Volk: gethan hat. Durch das kleine ^{5 St.}
 Horn, welches: in 9: 12. Vers beschrieben wird,
 und welches: der: Engel im 23, 24, und 25. Verse
 erklärt, wird: nach: aller: jüdischer (und: christlicher,
 alter und neuer: Ausleger Meinung, Antiochus
 Epiphanes verstanden. Nur Isaac Newton ist
 einen andern Weg gegangen. Unser Verfasser
 folgt: ihm nicht schlechterdings, sondern bedient
 sich nur seines Vortrages. Es: giebt: zweien
 Wege, die: Befügung von dem kleinen Horn zu
 erklären. Man versteht darunter entweder den
 Antiochus, und betrachtet ihn als das Vorbild des
 Antichrists, oder man bringt ihniger: nicht in: die
 Erklärung und sucht eine andere. Weil ein Mann
 bey dem Daniel niemals, einen besondern König,
 sondern allezeit ein Königreich, eine Folge von Kö-
 nigen, oder überhaupt einen Staat anzeigt, so
 ist wohl hier das römische Reich zu verstehen.
 Die eigenthümlichen Handlungen des Antioch:
 Horns: passen mehr auf die Römer. Der Aus-
 druck, wenn die Untertanen überhand nehmen,
 schiebet sich mehr auf die Römer, als auf den An-
 tiochus. Durch den sachsen und sächsischen Kö-
 nig (das letztere Wort zeigt einen künstlichen
 verschlagenen und mächtigen an) werden die Rö-
 mer auf das eigentümliche bezeichnet. Die Bege-
 benheit mit dem Papillus giebt zu erkennen, daß
 Antiochus kein mächtiger König gewesen sey.
 Das kleine Horn ward sehr groß. Das Reich
 des Antiochus war unter seinen Vorfahren größ-

3 Samfer; er bekam es, da es den Römern jünger
 6 Et. war, und so blühterlies er es auch. Die römische
 Macht aber breitete sich sehr aus. Die Ausle-
 ger erklären die Worte: er wird mächtig seyn,
 doch nicht durch seine Kraft; auf verschiedene Art;
 am besten aber treffen sie bey den Römern ein.
 Unter andern Umständen führt auch unser Ver-
 fasser die zwen tausend und drey hundert Tage
 an, und bestärket dadurch seine Erklärung.

Die sechszehnte und siebzehnte Abhandlung
 erklärt die noch übrigen Weissagungen des Da-
 niels vom 10 Kapitel bis zum Ende. Das letz-
 tere Gesicht ist eine Erklärung des vorhergegan-
 genen, und enthält die Schicksale des Volks Got-
 tes (10, 14.) Der vierte König nach dem Cy-
 rus (11, 2.) war Berzes, und alles ist an ihm aufs
 genaueste erfüllt worden. Der mächtige König
 (B. 3.) ist Alexander. Obgleich das Reich Ale-
 xanders in vier Reiche theilte wurde, so werden
 doch hier nur zwey davon angeführt, nämlich
 Aegypten und Syrien: weil Judäa zwischen
 diesen beiden Reichen lag, und die heilige Schrift
 nur diejenigen auswärtigen Begebenheiten anfüh-
 ret, welche auf das jüdische Volk einen Einfluß
 haben, so werden auch nur diese zwey Reiche hier
 erwähnt. Newton bedient sich hier der Ge-
 schichte der Könige in Aegypten und Syrien sehr
 wohl, um dieses Kapitel bis zum 30ten Vers recht
 deutlich zu erklären, und beschließt seine Ausle-
 gung mit folgenden Gedanken. „Wie umständ-
 lich ist nicht diese Prophezeung in Ansehung der
 Könige

Königreiche Aegyptens und Syriens von dem ^{Band} Tode des Alexanders bis zu der Zeit des Antiochus Epiphanes. Man findet in keinem Schriftsteller dieser Zeiten eine so vollständige Reihe ihrer Könige, eine so genaue Nachricht ihrer Begebenheiten. Die Prophezeung ist in der That vollkommener, als irgend eine Geschichte. Kein Geschichtschreiber hat so viele Umstände, und in einer so genauen Zeitordnung erzählt, als sie der Prophet vorher gesagt hat: so daß man nöthig hat zu verschiedenen Schriftstellern, zu Griechen und Römern, zu Juden und Christen, seine Zuflucht zu nehmen, und von einem dieses, von einem andern etwas anders zu sammeln, damit man die vielen besondern Umstände dieser Weissagung desto besser erklären und erläutern kann. Wir haben unsere Zuflucht besonders zum Porphyrius und Hieronymus genommen, welche sich eben dieser Schriftsteller, obgleich zu verschiedenen Absichten bedienten, und noch den Vortheil gehabt haben, daß sie diese Geschichten ganz befaßten, die seitdem entweder ganz oder zum Theil verlohren gegangen sind. Denn sie hatten nicht allein den Polybius, Diodorus, Livius und Trajanus Pompejus, von denen wir auch noch einige Theile haben, sondern sie bedienten sich auch des Eutocius Callinicus, Hieronymus, Posidonius, Claudius Theon und Andronicus Alirius, Geschichtschreiber, die von den damaligen Zeiten schrieben, und deren Werke nun ganz verlohren gegangen sind. Wenn diese Schriftsteller noch da,

5. Band
5. St. Da, und die, welche noch übrig sind, beständig
wären, so würden wir die Genauigkeit dieser Pro-
pheyung ohne Zweifel noch mehr haben erweitern
können. Porphyrius konnte sie nicht läugnen;
er bemühet sich vielmehr zu erweisen, und zwar
eben dardis, weil sie so genau war, daß sie un-
möglich könnte vorher, sondern entweder zur Zeit
des Antiochus, oder nach demselben müste ge-
schrieben seyn.

Die siebenzehnte Abhandlung fängt mit der Er-
klärung des zten Verses an und geht bis zu Ende.
Unser Verfasser erinnert gleich anfangs, so deut-
lich der abgehandelte Theil dieser Weissagung sey,
so verschieden würde der noch übrige erklärt.
Porphyrius antet den Alten, und Grotius unter
den neueren, behaupten, daß das Ganze in dem
Antiochus Epiphanes buchstäblich erfüllet worden
wäre. Hieronymus und die meisten Väter se-
hen den Antiochus als ein Vorbild des Antichrist
an. Andere verstehen das noch Rückständige
theils von der Tyranny des Antiochus, theils
von dem großen Abfall in den letzten Tagen oder
den Tagen des römischen Reichs. Noch andere
wenden es götz auf die Tyranny der Römer, auf
die darauf folgende Verderbts in der Kirche und
auf die Veränderungen in dem Reich an. Un-
ser Verfasser will keinen von diesen Wegen allein
gehen, sondern sich nur seiner Vorgänger zumel-
ten bedienen. Gleich bey dem zten Verse folgt
unser Verfasser dem Isaac Newton, welcher über-
setzt: und nach ihm werden Arme, d. i. Mächte
oder

über ein Reich ankommen, und erkläret es von, ^{Matth.} ~~Matth.~~
 den Römern. Hieronymus merkt schon an, daß ~~Matth.~~
 die Juden selbst diese Worte so verstanden haben;
 Unser Erlöser braucht den Greuel der Verwüstung
 von den Römern. Wenn auch der 32 Vers von
 dem Antiochus erklärt werden kann, so kann man
 doch nicht von den Maccabäern sagen, daß sie
 viel andere lehren werden (V. 33.) Die Römer
 gaben sich alle Mühe, die ersten Christen durch
 Versprechungen zum Abfalle zu bewegen; aber,
 die Christen, das Volk, das seinen Gott kannte,
 waren stark, blieben bey ihrer Religion. Sie
 waren in der Welt zerstreuet und unterrichteten
 viele, allein sie fielen durch Feuer, Schwert, Ge-
 fängniß und Staub eine Zeitlang, sie mußten
 drey hundert Jahre viele Verfolgungen ausste-
 hen. Nach diesem hatte die Kirche Ruhe (V. 34,
 35.) Porphyrius, und auffer dem Grotius, viele
 andere Ausleger, finden in dem Matthias die klei-
 ne Hülfe, von der Daniel redet. Die Juden ver-
 stehen unter derselben die Kaiser Severus und
 Antonius, die Freunde des jüdischen Volks wa-
 ren. Unser Verfasser erkläret sie von dem Kai-
 ser Constantinus. Die Kirche bekam unter Ihm
 zeitliche Glückseligkeit, die aber den christlichen
 Tugenden wenig beförderlich war; deswegen
 heißt es eine kleine Hülfe. Viele wurden nun-
 mehro aus eitlen Absichten Christen, weil der Kai-
 ser ein Christ war. Sie dauerte auch wirklich
 nur kurze Zeit. Der Geist der Verfolgung un-
 ter den Heyden erwachte wieder, bis endlich die
 Chri.

1. Band Christen sich unter einander selbst, nämlich die
 6. St. Consubstantialisten und Arianer, verfolgten. Die
 vornehmste Quelle dieser Verfolgungen wird im
 36. Verse beschrieben. Juden und Christen ver-
 stehen hier nach dem Zeugnisse des Hieronymus
 den Antichrist, und ihre Auslegung wird durch die
 Worte des Apostels 2. Thess. 2, 3. 4. bestätigt.
 Der Antichrist entstand in den römischen Kaisern,
 und zeigte sich in den Griechischen und in den
 Bischöffen zu Rom noch mehr. Die Worte:
 bis der Zorn aus sei, erklärt unser Verfasser von
 dem Zorne Gottes über sein Volk die Juden, und
 siehet 12, 7. als eine Parallelstelle an. Der An-
 tichrist in Rom dauert noch fort, und es ist eine
 alte Tradition unter den jüdischen Lehrern, daß
 der Untergang Roms und die Wiederherstellung
 der Juden, in einen Zeitpunkt fallen sollen. Die
 folgenden Verse können gar nicht vom Antichrist
 verstanden werden. Das Wort *Mašim*, wel-
 ches in unserer Uebersetzung behalten ist, erklärt
 unser Verfasser von der Verehrung der Engel
 und Heiligen. *מַשִּׁים* bedeutet eigentlich eine Be-
 stung, ein Bollwerk, hernach auch einen Verthei-
 diger, Beschützer, Aufseher *). Und eben dieses
 sind die Namen, welche man in der römischen
 Kirche den Heiligen giebt. Auf den bisher be-
 schrie-

*) Die siebenzig Dolmetscher haben in fünf Stellen
 der Psalme das Wort *מַשִּׁים* durch *πρωτομαρτυρας* und
 die Vulgata durch *protector* gegeben. Die Stellen
 sind Ps. 27, 1. 28, 8. 31, 3. 5. 37, 39.

geschriebenen Verfall der Kirche folgt auch nun, ^{2. Band} ^{6. St.}
 mehro ihre Strafe, vornämlich in dem östlichen
 Theile derselben (B. 40.) Der König gegen
 Mittag sind die Saracenen, welche Araber wa-
 ren, und unter der Anführung ihres falschen Pro-
 pheten, des Mahomed und seiner Nachfolger, den
 Kaiser Heraclius bekriegten, und ihm in kurzer
 Zeit Aegypten, Syrien und verschiedene andere
 Provinzen entrißen. Der König gegen Mitter-
 nacht sind die Türken, welche von den Scythien
 abstammten und aus Norden kamen. Die Sar-
 racenen zertheilten und schwächten das griechische
 Kaiserthum, die Türken aber zerstörten es gänze-
 lich. Und deswegen wird von diesen mehr ge-
 sagt, als von jenen. Einige Völker in Arabien
 haben von den Türken niemals bezwungen wer-
 den können (B. 41.) Die Erfüllung des 44ten
 und 45ten Verses erwartet unser Verfasser noch.
 Persien liegt dem Ottomannischen Reiche gegen
 Osten, und Rußland gegen Norden. Persien ist
 zwar seit einigen Jahren durch innerliche Unruhen
 sehr zerrüttet worden; wenn es aber unter einen
 Regenten wieder kommen und zur Ruhe gelan-
 gen sollte, so könnte es dem Türkischen Reiche so
 gefährlich werden, als es vorher gewesen ist.
 Die Macht von Rußland wächst täglich; und
 es ist eine allgemeine Tradition unter den Tür-
 ken, daß durch die Russen ihr Reich verwüestet
 werden würde. Von den griechischen Christen
 werden die Muscoviter sehr hoch geschätzt, weil
 sie wegen einer alten Prophezeung glauben, daß
 diese

Band diese von Gott zu ihren künftigen Befreyen er-
 wählet wären. Die Pforte ist allezeit wachsam,
 daß Persien und Rußland nicht mit einander ver-
 einiget werden. Diejenigen Ausleger, welche
 12, 2. von den Jüden erklären, da sie nach der
 Verfolgung des Antiochus aus den Höhlen wie-
 der hervor kamen, thun den Worten ohne Zwei-
 fel viele Gewalt; sie handeln von der Auferste-
 hung der Todten. Die eine Zeit und etliche Zeit
 und eine halbe Zeit (Vers 7.) sind drey prophe-
 tische Jahre und ein halbes, oder 1260 prophe-
 tische Tage, oder eben so viele Jahre. In der
 achtzehnten, und folgenden drey Abhandlungen
 werden die Weissagungen unsers Erlösers von
 dem Untergange Jerusalems betrachtet. Unser
 Verfasser leget das 24te Kapitel des Evangelii
 Matthäus zum Grunde, doch ziehet er auch die
 Parallestellen zu Rathe. Die Weissagungen ge-
 schahen vierzig Jahre vorher, und wurden dreyßig
 Jahre vorher aufgeschrieben, the sie in die Er-
 füllung giengen. Matthäus hat nach aller Aus-
 leger Meinung sein Evangelium zuerst aufge-
 zeichnet, so wie er, der Ordnung nach, auch der erste
 ist. Er schrieb es acht Jahre nach der Himmel-
 fahrt unsers Erlösers, und zwar von der Zer-
 streuung der Apostel, weil es der heilige Barthe-
 lomäus mit nach Indien soll genommen haben.
 Wenn die allgemeine Tradition des Alterthums
 wahr ist, so ist es ursprünglich Hebräisch geschrie-
 ben, und dieses beweiset, daß es vor der Zerstö-
 rung Jerusalems geschehen seyn muß. Die Jün-
 ger

ger fragen unsern Erlöser zwey Stücke, erstlich: ^{5. Band} ^{6. St.} wenn, zu welcher Zeit, wird Jerusalem zerstört werden? Ferner: welches werden die Zeichen seyn? Den letztern Theil der Frage beantwortet Christus zuerst vom 4ten bis zum zuten Vers; den andern aber in dem übrigen Theile des Kapitels. Wir wollen unsern Lesern von diesen Abhandlungen keinen weitem Auszug vorlegen, weil wir zu weitläufig werden würden. Sie haben uns vorzüglich gefallen und enthalten alles, was man von dieser Sache sagen kann.

Die zwey und zwanzigste Abhandlung beschäftigt sich mit der Paulinischen Weissagung von dem Menschen der Sünden (2. Thess. 2, 3. und f.) Newton untersucht erst den eigentlichen Sinn dieser Stelle, er zeigt hernach die verschiedenen Auslegungen an, und entdeckt endlich seine eigene. Die Zukunft und der Tag Christi kann hier nicht auf die Zerstörung Jerusalems gehen; denn die Christen zu Thessalonich waren aus den Heiden. Man muß ihn von dem allgemeinen Weltgerichte verstehen. Der Abfall ist nicht eine Auflehnung wider das Regiment, sondern ein Abfall von der wahren Religion. Der Apostel siehet bey seiner Beschreibung auf Dan. 7, 25. 11, 36. Der Mensch der Sünden zeigt nicht einen einzigen Menschen; sondern wie bey dem Daniel, eine Reihe Menschen an. Unter der Sünde kann man überhaupt alle Bosheit, besonders aber die Abgötterey verstehen. Nach unserm Verfasser hat der Apostel durch: *οὐρανοῦ* sein Absehen auf die römischen

Da

mischen

9
 6 St. **Handmischen Kaiser, welche den Titel *Caesars* führ-**
ten. **Wowart hat schon angemerkt, daß nach**
dem Tode Christi der Tempel zu Jerusalem nie-
mals der Tempel Gottes von den aposteln genen-
net worden ist, sondern daß man, wenn sie von
dem Hause oder Tempel Gottes reden, allezeit
entweder die Kirche oder einen jeden Gläubigen
verstehen müsse. Die erstere Bedeutung findet
in unserer Stelle statt. Grotius erkläret diese
Prophezenung von den Zeiten, welche vor der
Zerstörung Jerusalems vorher giengen. Ham-
mond findet den Simon Magus und die Gnostiker,
von denen er so voll war, auch an diesem
Orte. Clerikus widerleget diese beyden Hypo-
thesen, und führet eine neue auf. Nach seinen
Gedanken wird hier auf den Abfall der Juden von
den Römern gesehen. Der Mensch der Sünden
sind die rebellischen Juden und vornämlich ihr be-
rühmter Anführer, Simon, der Sohn Gioras.
D. Whitby ist bey der Erklärung dieser Weiss-
agung mit sich selbst nicht einig. Die neueste aber
auch am meisten wunderbare Auslegung ist vom
Wetstein, dem berühmten Herausgeber des neuen
Testaments. Er verstehet unter dem Menschen
der Sünden und unter dem Widerwärtigen, den
Titius oder die Familie der Flavier. Das Ge-
heimniß der Bosheit wirkte damals, weil zu der
Zeit Vespasian die Würde eines Consuls trug,
die Ehre eines Triumphs und selbst unter dem
Caetigula einige Hoffnung zum Reiche erhalten
hatte. Der, welcher aufhielt, war Nero, der
 von

von dem Kaiser an Kindes Statt angenommen worden war. Unser Verfasser kann nicht begreifen, wie ein so ansehnlicher Gelehrte solche Gedanken hat vortragen können. Da nach der Meinung der bisher angeführten Männer diese Weissagung vor dem Untergange Jerusalems erfüllt worden ist: so muß man sich wundern, daß keiner von den Vätern mit einem von denselben übereinstimmt. Ist es wahrscheinlich, daß erst, sechszehn oder siebenzehn hundert Jahre nach der Erfüllung, diese Stelle recht erklärt worden ist? Diejenigen, welche diese Weissagung auf Begebenheiten nach der Zerstörung Jerusalems deuten; einige Papisten und auch andere Ausleger, finden unter dem Menschen der Sünden den großen Betrüger Mohammed. Allein diesem fehlt eines der vornehmsten Kennzeichen; er kam nicht mit allen lägenhaftigen Kräften, und Zeichen und Wundern. Er saget vielmehr selbst: Gott hätte den Moses und Jesus mit Wundern gesendet, und doch hätten die Menschen ihrem Worte nicht gehorham seyn wollen; und deswegen habe er ihn zuletzt ohne Wunder gesendet, damit er sie, Gottes Willen zu thun, durch die Macht des Schwerdes zwingen sollte. Einige von seiner Nachfolgern haben ihm Wunder zugeschrieben, allein Prideaur bemerket in dem Leben Mohammeds, daß dieses nur diejenigen thäten, welche unter ihnen selbst für fabelhafte Schriftsteller gehalten würden. Ihre gelehrten Männer entsagen ihnen, und selbst Mohammed gestehet in verschiede-

³ ⁶ ^{St.}
 Banden Stellen des Korans, daß er keine Wunderwerke gethan hat. Andere von den Papisten behaupten, daß dieser Abfall durch die Reformation geschehen sey. Allein welche unter den protestantischen Kirchen erhebet sich über Gott und über alle Obrigkeit? Welche masset sich göttlicher Ehren und Titel an? Man muß gestehen, daß der größte Theil der römischen Lehrer mit den Vätern und den besten Auslegern hier einmützig den Antichrist verstehen. Allein sie sagen, er wäre noch nicht erschienen, es würde ein einziger Mensch seyn, und nur drey und ein halb Jahr fortbauern. Da sich wider diese Auslegung viel einwenden läßt, so trägt der Verfasser nunmehr die seinige vor. Der Abfall findet sich in der römischen Kirche. Sie hat die wahre Lehre verlassen und sich der Abgötterey ergeben. Der Mensch der Sünden ist der Pabst überhaupt. - Das ärgerliche Leben so vieler Pabste und ihre noch ärgerlichere Lehren und Grundsätze geben ihnen ein Recht zu diesem Namen. Wenn der Bischoff von Rom der Mensch der Sünden ist, muß es uns nicht befremden, daß der Apostel diese Dinge in einem Briefe an die Thessalonier, und nicht vielmehr in seinem Briefe an die Römer, erwähnt. Der Verfasser beantwortet diesen Einwurf sehr gut. Dieser Brief war vier oder fünf Jahre eher geschrieben, als der Brief an die Römer, und in diesem hatte er keine Gelegenheit schon vorgetragene Sachen zu wiederholen. Was für eine besondere Gemeinde war, das war auch für alle andere

Der Kirchen. Als Paulus an die Römer schrieb, ^{5 Band} so war er noch nicht bey ihnen gewesen, er konnte ^{6 St.} sich also nicht auf einen mündlichen Vortrag beziehen, wie bey den Thessaloniern, und doch konnte diese Stelle in einem Briefe nicht so deutlich vorgetragen werden. Die Apostel wurden bey aller ihrer Vorsicht als Männer angeklagt, die den ganzen Weltkreis erregten (Apost. Gesch. 17, 6.) Paulus kann den Römern vieles hiervon entdeckt haben, da er sich zwey Jahre in Rom aufhielt (Apost. Gesch. 28, 30.) Unser Verfasser sucht seine Meinung durch die Anwendung aller Umstände in dieser Weissagung auf die römische Kirche, noch weiter zu bestätigen und führt endlich noch andere historische Nachrichten für sich an.

Die drey und zwanzigste und letzte Abhandlung in diesem Bande betrifft die Stelle 1 Tim. 4, 1. 2. 3. Der Abfall von dem hier geredet wird, ist nichts anders, als die Abgötterey und bedeutet keinen gänzlichen Abfall von der wahren Religion. So wird dieses Wort im A. T. gebraucht. Ahab und Manasses fielen von Gott ab; sie verleugneten Gott nicht gänzlich, sondern sie verehrten nur fremde und falsche Götter zugleich. Unser einziger Mittler ist nur Jesus Christus, darinnen bestehet das Wesen des Christenthums. Wer also andere Mittler annimmt, der fällt von der wahren Religion ab. Einige, das ist, viele werden abfallen, denn sonst wäre es kein Kennzeichen der letzern Zeiten, weil in allen Zeiten etliche von der wahren Lehre abgefallen sind. An-

5. Band
6. St.

dere Prophezeungen sagen uns, daß der Abfall und die Verderbniß in der christlichen Kirche groß seyn würde. Der Abfall selbst bestehet darinnen, daß viele den abgöttischen Lehren von den Dämonen Beifall geben würden. So übersehet der Verfasser die Worte, und erkläret die Dämonen von den Engeln und Heiligen, welche in der römischen Kirche verehret werden. Bey den Heiden waren die Dämonen solche Götter, welche zu Mittlern und Fürsprechern bey den obern Göttern gebraucht wurden; und eben das waren und sind die Heiligen und Engel bey den Römischkatholischen. Die letztern Zeiten oder Tage zeigen überhaupt eine noch zukünftige Zeit, besonders aber die Zeiten des Christenthums an, weil dieses die letzte Offenbarung Gottes gegen das menschliche Geschlecht ist (Hebr. 1, 1. 2. 1 Petr. 1, 20.) Unser Verfasser machet einen Unterschied, und hierinnen folget er dem Herrn Mede; zwischen den letztern und letzten Zeiten. Diese sind die Zeiten des kleinen Horns oder des Antichrists (Dan. 7.) welcher in dem letztern Theile des vierten Königreichs entstehen sollte. Diese Bedeutung findet in unserm Texte statt. Der Geist saget ausdrücklich, heisset nicht nur: der heilige Geist saget deutlich, gewis, sondern auch mit ausdrücklichen Worten. Daniel hat die Verehrung der neuen Dämonen vorher gesagt 11, 38. Die Mäuse des Daniel (Mahuzzim) sind eben das, was die Dämonen des heiligen Paulus sind, die Beschüßer, Vertheidiger und Aufseher des menschlichen

lichen Geschlechts. Die Mittel, wodurch derselbe
 Dierst der Dämonen befördert worden ist, waren ^{6 St.}
 Lügen. Es ist unmöglich alle die verschiedenen
 Erfindungen und Lügen, welche zu dieser Absicht
 erfunden worden sind, zu erzählen. Wie viel fa-
 belhafte Nachrichten von den Leben, Handlungen,
 Leiden und Todesarten; wie viele Wunder bey
 ihren Gräbern, und mit ihren Reliquien; wie viele
 Erscheinungen werden nicht erzählt. Wie viel
 Heilige giebt es nicht, die, ob sie gleich niemals
 gelebet haben, doch verehret werden? Mönche,
 Priester und Bischöffe haben sie erdacht, und das
 menschliche Geschlecht dadurch hingeführt.
 Diese Lügen sind mit unverschämtem Angesichte,
 mit verhärtetem Gewissen bekant gemacht wor-
 den. Die Geschichte der Kirche ist, wie Pascal
 sagt, die Geschichte der Wahrheit; allein bey
 den abergläubischen Papisten ist sie mehr die Ge-
 schichte der Lügen. Ein anderes Kennzeichen die-
 ser Menschen ist, daß sie verbieten ehelich zu wer-
 den. Saturninus oder Saturnilus, der im
 zweyten Jahrhunderte lebte, war, wie Theodoret
 versichert, der erste Christe, welcher den Ehestand
 für eine lehre der Teufel hielt. Nach dem Ire-
 näus und Eusebius aber, war Tatian, der Schü-
 ler des Justinus des Märtyrers, der erste Urhe-
 ber dieser Kezerey. Die Gnostiker hatten eben
 diesen Irrthum. In den folgenden Jahrhun-
 derten gab es mehrere Kezer, die eben das be-
 haupten. Die Kirchenversammlung zu Eliberis
 in Spanien im Jahre 305. hält unser Verfasser

5. Band für das erste öffentliche Verbot, wodurch den
 6. Et. Geistlichen die Ehe untersaget wurde. Die
 Mönche haben das ehelose Leben am meisten be-
 fördert, und man findet bey den Vätern die über-
 triebensten Lobsprüche davon. Die Verehrung
 der Heiligen und Engel und das Verbot der Ehe
 haben in der römischen Kirche stets geherrscht.
 Auch der letzte Charakter, Speisen zu meiden, ist
 bey dieser Gemeine in die Erfüllung gegangen.
 Die päpstlichen Verordnungen auch hierrüber sind
 factsam bekannt. Es ist keine notwendige Ver-
 bindung zwischen der Verehrung der Todten, dem
 Verbote der Ehe und dem Befehle, Speisen zu
 meiden: und doch ist es gewiß, daß die Verthei-
 diger dieser Verehrung durch ihre vorgegebene
 Enthalttsamkeit und Creuzigung des Fleisches für
 ihre Person sich grössere Achtung erworben und
 ihren Lehren einen leichten Eingang verschaffet
 haben.

Anecdotes concerning the famous John Reinhold Patkul, or an aythentic relation of what passed betwixt him and his Confessor and at his Execution. London. 1761.

Keine Art von Schriften sagt der Herausgeber dieser Nachricht, kann für einen Leser von Geschmack und edlen Empfindungen wichtiger und rührender seyn, als glaubwürdige Erzählungen von den Begebenheiten solcher Männer, die durch ihre Fähigkeiten erhaben, und durch ihre Tugend unglücklich wurden. Wir schmeicheln uns deswegen, daß das Publicum die folgende Erzählung von dem berühmten Patkul mit Vergnügen aufnehmen wird, der in ganz Europa durch die Vertheidigung der Rechte seines Vaterlandes bekannt, und noch weit merkwürdiger durch seinen tragischen Tod geworden ist.

Die Originalabschrift von dieser Erzählung ist noch nie gedruckt worden; und dieß ist die erste Uebersetzung, die man davon in England besorgt hat. Sie ist von dem Lutherischen Priester, einem Regimentscaplan, aufgesetzt, der diesem unglücklichen Mann in seinen letzten Stunden bestand, die Nacht vor seinem Tode, und auf der Gerichtsstäre.

3 Band
6 St.

Verschiedene Umstände, die der Beichtende seinem Beichtvater entdeckte, wird man hier zum erstenmale finden, und sie sind nicht allein merkwürdig, sondern auch wichtig. Keiner von den Geschichtschreibern und selbst der berühmte Verfasser des Lebens von Carl den zwölften scheint dieselben gewußt zu haben. Sie werden also dazu dienen, in einigen Stellen seine Irrthümer zu berichtigen, *) und in andern die Wahrheit von dem, was er behauptet, zu bestätigen.

Damit wir aber diese Erzählung so vollständig als möglich machen, so haben wir hier die verschiedenen Umstände, welche den Patkul betreffen und in verschiedenen Stellen aus Voltairens Werke zerstreut liegen, zusammen getraget, um sie übersetzen zu können. Johann Reinhold Patkul war von Geburt ein Liefländer, und stammte aus einem angesehenen Geschlechte in diesem Lande, welches eine der schönsten und fruchtbarsten nordischen Provinzen ist. In alten Zeiten hatte sie den Rittern des Deutschen Ordens zugehört. Die Russen, die Polen und Schweden, hatten sich wechselseitig den Besiß derselben streitig gemacht; aber Schweden trug es vor den übrigen bey nahe vor hundert Jahren davon; und es ist endlich feyerlich durch den Olivischen Frieden an dasselbe abgetreten worden.

Carl

*) Diese Mühe hat schon der Graf Poniatowsky in seinen Anmerkungen über Voltairens Geschichte übernommen. Ueb.

Carl der eilfte, der seinen andern Unterthanen mit großer Strenge begegnete, war gegen die Liefländer nicht liebevoller. Er beraubte sie ihrer Freyheiten *) , und zum Theil ihrer Güter.

Patkul ward von dem Adel seiner Provinz abgeschickt, ihre Klagen vor dem Thron zu bringen. Die Rede, die er vor seinem König hielt, war nicht nur ehrerbietig, sondern auch herzhafte, voll von der männlichen Beredsamkeit, welche das Unglück, von einem Heldenmuche unterstützt, allzeit einflößen muß. Aber meistens sehen Könige diese öffentliche Reden, als bloße eitle Ceremonien an, die man aus Gewohnheit annehmen muß, ohne wirklich einiges Absehen darauf zu richten. Indes verstellte sich Carl; und dieß konnte er, so lange er sich nicht dem Tode überließ. Er klopfte dem Patkul freundlich auf die Achsel und sagte: Ihr habt für euer Vaterland als ein braver Mann geredet; ich schätze euch hoch deswegen; fahrt so fort. Aber wenig Tage darnach, erklärte er ihn des Hochverraths schuldig, und verurtheilte ihn deswegen zum Tode. Patkul verbarg sich, und flohe. Er begab sich nach Polen, aber voll Rache über dieses Bezeugen; und ward nachher dem König August vorgestellt. Carl der eilfte war damals gestorben, aber das Urtheil wider Patkuln, und seine Erbitterungen darüber, blieb noch immer. Er stellte

*) Und dennoch waren sie ihren Ständen durch den vierten Artikel des Olivischen Friedens versichert.
Ueb.

2. Band

6. St.

Verschiedene Umstände, die der Beichtende seinem Beichtvater entdeckte, wird man hier zum erstenmale finden, und sie sind nicht allein merkwürdig, sondern auch wichtig. Keiner von den Geschichtschreibern und selbst der berühmte Verfasser des Lebens von Carl den zwölften scheint dieselben gewußt zu haben. Sie werden also dazu dienen, in einigen Stellen seine Irrthümer zu berichtigen, *) und in andern die Wahrheit von dem, was er behauptet, zu bestätigen.

Damit wir aber diese Erzählung so vollständig als möglich machen, so haben wir hier die verschiedenen Umstände, welche den Patkul betreffen und in verschiedenen Stellen aus Voltaires Werke zerstreut liegen, zusammen getragen, um sie übersetzen zu können. Johann Reinhold Patkul war von Geburt ein Liefländer, und stammte aus einem angesehenen Geschlechte in diesem Lande, welches eine der schönsten und fruchtbarsten nordischen Provinzen ist. In alten Zeiten hatte sie den Rittern des Deutschen Ordens zugehört. Die Russen, die Polen und Schweden, hatten sich wechselseitig den Besiz derselben streitig gemacht; aber Schweden trug es vor den übrigen bey nahe vor hundert Jahren davon; und es ist endlich feyerlich durch den Olivischen Frieden an dasselbe abgetreten worden.

Carl

*) Diese Mühe hat schon der Graf Poniatowsky in seinen Anmerkungen über Voltaires Geschichte übernommen.

Ueb.

Carl der eilfte, der seinen andern Unterthanen mit großer Strenge begegnete, war gegen die Liefländer nicht liebevoller. Er beraubte sie ihrer Freyheiten *) , und zum Theil ihrer Güter.

Patkul ward von dem Adel seiner Provinz abgeschickt, ihre Klagen vor dem Thron zu bringen. Die Rede, die er vor seinem König hielt, war nicht nur ehrerbietig, sondern auch herzhafte, voll von der männlichen Beredsamkeit, welche das Unglück, von einem Heldenmuth unterstützt, allzeit einflößen muß. Aber meistens sehen Könige diese öffentliche Reden, als bloße eitle Cerimonien an, die man aus Gewohnheit annehmen muß, ohne wirklich einiges Absehen darauf zu richten. Indes verstellte sich Carl; und dieß konnte er, so lange er sich nicht dem Zorne überließ. Er klopfte dem Patkul freundlich auf die Achsel und sagte: Ihr habt für euer Vaterland als ein braver Mann geredet; ich schätze euch hoch deswegen; fahrt so fort. Aber wenig Tage darnach, erklärte er ihn des Hochverraths schuldig, und verurtheilte ihn deswegen zum Tode. Patkul verbarg sich, und flohe. Er begab sich nach Polen, aber voll Rache über dieses Bezeugen; und ward nächter dem König August vorgestellt. Carl der eilfte war damals gestorben, aber das Urtheil wider Patkuln, und seine Erbitterungen darüber, blieb noch immer. Er stellte

*) Und dennoch waren sie ihren Ständen durch den vierten Artikel des Olivischen Friedens versichert.
Ueb.

stellte dem Pohnischen Monarchen vor, wie leicht die Eroberung von Liefland ausgeführt werden könnte; das Volk wäre aufgebracht, und bereit, das Schwedische Joch abzuwerfen; ihr König wäre ein Kind, und unfähig sich selbst zu vertheidigen.

Nach der berühmten Schlacht bey Narva, worinn Carl der zwölfte nur mit achttausend Schweden, vierzigtausend Russen schlug *) mußte der König von Polen besorgen, daß sein Feind nun schnell auch ihn anfallen würde, nachdem er die Russen und Dänen zuwungen hatte. Er schloß daher mit dem Czar ein noch genaueres Bündniß als vorher, und diese beyden Fürsten wurden wegen einer Zusammenkunft einig, wo sie ihre künftigen Maßregeln verabreden wollten.

Nachdem Carl den Winter in der Nachbarschaft von Narva zugebracht hatte, so erschien er in Liefland, nahe bey der Stadt Riga, die König August vergebens belagert hatte. Die Sächsischen Truppen wurden längst an dem Flusse Duna hingestellt, an dem Orte, wo er sehr breit ist, und Carl, der an der andern Seite stand, mußte ihnen den Uebergang streitig machen. Die Sachsen wurden nicht von ihrem Könige, der damals krank war,

*) Diese romanhaften Zahlen hat der Engländer Gordon im Leben Peters des Großen, auf vier- und dreysigtausend ungeübte Soldaten, heruntersgesetzt. Adlerfeld, der Befehle des Königs, ist hier auch nicht sehr getreu. Ueb.

war, sondern von dem Marschall Steinau *) , s. ^{Bank} angeführt. Unter ihm stand Ferdinand, Herzog ^{6 Et.} von Curland, und derselbe Patkul **, der sein Vaterland mit dem Schwerde wider Carl den Zwölften vertheidigte, nachdem er die Gerechtfamen desselben, durch seine Feder, wider Carl den Fülften, mit Gefahr seines Lebens, behauptet hatte.

Jedermann weiß, daß die Sachsen diese Schlacht verlohren, und daß Carl ungestöhrt und glücklich weiter gieng.

Kurz vor dieser merkwürdigen Begebenheit, war Patkul in Russische Dienste getreten, und von dem Czar mit dem Titel eines Gesandten am Sächsischen Hofe beehrt worden ***). Der Auftrag, den er da ausrichten sollte, war, den König August zu einer Zusammenkunft mit dem Czar zu Grodno zu bewegen, damit sie noch einmal sich über den Zustand ihrer Angelegenheiten besprechen möchten. Kaum war diese Zusammenkunft geendigt, und der Czar wegen eines Aufzuges, mit dem man ihm zu Astracan drohete, wieder zurückgeangien, so gab König August Befehl, den Patkul zu Dresden in Verhaft zu bringen. Ganz Europa erstaunte, daß er es wagen

*) So nennt ihn Adlerfeld. Im Englischen steht
Steinaw. Heb.

**) Er führte als General-Lieutenant den einen
Flügel. Heb.

***) Adlerfeld, II. 488. Heb.

stellte dem Pohlischen Monarchen vor, wie leicht die Eroberung von Liefland ausgeführt werden könnte; das Volk wäre aufgebracht, und bereit, das Schwedische Joch abzuwerfen; ihr König wäre ein Kind, und unfähig sich selbst zu vertheidigen.

Nach der berühmten Schlacht bey Narva, worinn Carl der zwölfte nur mit achttausend Schweden, vierzigtausend Russen schlug *) mußte der König von Polen bestreiten, daß sein Feind nun schnell auch ihn anfallen würde, nachdem er die Russen und Dänen beywungen hatte. Er schloß daher mit dem Czar ein noch genauer Bündniß als vorher, und diese beyden Fürsten wurden wegen einer Zufälligkeit einig, wo sie ihre künftigen Maßregeln verabreden wollten.

Nachdem Carl den Winter in der Nachbarschaft von Narva zugebracht hatte, so erschien er in Liefland, nahe bey der Stadt Riga, die König August vergebens belagert hatte. Die Sächsischen Truppen wurden längst an dem Flusse Düna hingestellt, an dem Orte, wo er sehr breit ist, und Carl, der an der andern Seite stand, mußte ihnen den Uebergang streitig machen. Die Sachsen wurden nicht von ihrem Könige, der damals krank war,

*) Diese romantischen Zahlen hat der Engländer Gordon im Leben Peters des Großen, auf vier und dreysigtausend ungeübte Soldaten, herabgesetzt. Adlersfeld, der Gefährte des Königs, ist hier auch nicht sehr getreu. Ueb.

war, sondern von dem Marschall Steinau *) , ^{5. Band} angeführt. Unter ihm stand Ferdinand, Herzog ^{6. St.} von Carland, und derselbe Patkul **, der sein Vaterland mit dem Schwerte wider Carl den Zwölften vertheidigte, nachdem er die Gerechtfamen desselben, durch seine Feder, wider Carl den Elften, mit Gefahr seines Lebens, behauptet hatte.

Jedermann weiß, daß die Sachsen diese Schlacht verloren, und daß Carl ungestört und glücklich weiter gieng.

Kurz vor dieser merkwürdigen Begebenheit, war Patkul in Russische Dienste getreten, und von dem Czar mit dem Titel eines Gesandten am Sächsischen Hofe beehrt worden ***). Der Auftrag, den er da ausrichten sollte, war, den König August zu einer Zusammenkunft mit dem Czar zu Grodno zu bewegen, damit sie noch einmal sich über den Zustand ihrer Angelegenheiten besprechen möchten. . . . Kaum war diese Zusammenkunft geendigt, und der Czar wegen eines Aufruhrs, mit dem man ihm zu Astracan drohete, wieder zurückgeganzen, so gab König August Befehl, den Patkul zu Dresden in Verhaft zu bringen. Ganz Europa erstaunte, daß er es wagen

*) So nennt ihn Adlerfeld. Im Englischen steht Steinau. Ueb.

**) Er führte als General-Lieutenant den einen Flügel. Ueb.

***) Adlerfeld, II. 488. Ueb.

5St **Band** wagen durfte, wider alles Völkerrecht, und dem Anschein nach, wider sein eignes Interesse, den Gesandten des einzigen Fürsten, der ihn beschützte, gefangen zu nehmen.

Die geheime Triebfeder einer so seltsamen Begebenheit war, wie unser Autor von dem verstorbenen Marschall von Sachsen erfahren hat, folgende. Patkul, der aus Schweden verjagt war, weil er die Vorrechte von Lintbauen, seinem Vaterlande, vertheidigt hatte, ward unter dem König August, General. Aber weil sein stolzes und immer geschäftiges Gemüth, das mit dem Stolz des General Flemmings nicht übereinstimmte, der aber des Königs Liebling, und noch mehr gebietrisch und hixig war als er selbst; so trat er in die Dienste des Czaars, und war damals sein Gesandter beim König. Er besaß Scharfsinn genug um bald zu entdecken, daß Flemmings und des Sächsischen Canzlers Absichten dahin giengen, dem Schwedischen Monarchen einen Frieden vorzuschlagen, auf welche Bedingungen es auch wäre. Darauf faßte er so gleich den Entschluß ihnen zuzurufen, und eine Aussöhnung zwischen dem Czar und dem Könige von Schweden zu Stande zu bringen *). Nichtsdestoweniger entdeckte der Canzler sein Vorhaben, und erhielt die Erlaubniß sich seiner Person zu versichern. — Der vierte Artikel, in dem Frieden

*) Adlershd gibt eben dieß Unternehmen zur Ursache von Patkuls Falle an, ohne seine Bemerkungen zu entdecken. Ueb.

Frieden des Königs von Schweden, mit Augusto, ^{St.} ist in eben den harten Ausdrücken, in welchen er diesen Frieden schloß, abgefaßt, und es ist der einzige, der uns hier angehet: Augustus soll mir alle Ueberläufer, die in seine Dienste getreten sind, ausliefern; besonders und namentlich den Johann Patkul!

Diese Nothwendigkeit den Patkul aufzuopfern, muß in seinem Gemüthe einen heftigen Kampf verursacht haben. Auf der einen Seite verlangte der Czar diesen Mann, als seinen Gesandten, öffentlich wieder; auf der andern forderte Carl mit Drohungen, daß er ihm ausgeliefert würde. Patkul ward also auf die Festung Königstein in Verhaft gebracht. Augustus glaubte Carl dem Zwölften und seiner eignen Ehre zugleich genungthun zu können. Er schickte einige von der Wache, um diesen unglücklichen Mann den Schwedischen Truppen zu überliefern; aber vorher hatte er einen geheimen Befehl an dem Commandanten von Königstein gegeben, seinen Gefangenen entzwischen zu lassen. Patkuls unglückliches Geschick vermochte mehr, als die Sorgfalt, die man für seine Errettung hatte. Der Commandant wußte, daß er sehr reich wäre, und wollte ihn nöthigen, daß er seine Freyheit erkaufen sollte; aber der Gefangene bestand immer auf das Völkerrecht, und weil er des Königs Absichten zu seinem Vortheil wußte, so wollte er nicht dasjenige erkaufen, was er umsonst zu erlangen hoffte. Während dieser Zeit kam die Wache,
die

5. **W**ant die Befehl hatte, ihn wegzuführen; sie überliefer-
 6. **S**t. ten ihn unmittelbar an vier Schwedische Haupt-
 leute, die ihn zu erst ins Hauptquartier nach Alt-
 ramstadt brachten, wo er drey Monate blieb, an
 einem Pfal mit einer schweren eijernen Kette ge-
 bunden. Von da ward er nach Casimir gebracht,
 wo ihn Carl der Zwölfte, ohne auf seine Würde
 eines Russischen Gesandten zu sehen, vor einem
 Kriegsrathe mit der äußersten Stränge ins Ver-
 höhr zehen ließ. Fast zu eben dieser Zeit, war
 er willens gewesen, sich mit einer Sächsischen von
 Adel zu vermählen, die mit ihrem Stande Zu-
 gend und Schönheit vereinigte. Der Leser wird
 mehr von ihr aus seinem eignen Munde in der
 folgenden Erzählung hören, und nothwendig
 Schrecken und Mitleiden im höchsten Grade da-
 ben empfinden müssen; Mitleiden mit den Un-
 glücksfällen eines Mannes, dessen größtes Ver-
 brechen gewesen war, die Vertheidigung seines
 Vaterlandes unternommen zu haben; und
 Schrecken über die unbewegliche Grausamkeit eines
 Monarchen, der bey seiner Bestrafung, nur sei-
 ner eignen unbezähmten Gemüthsart und dem
 Haß folgte, den er gegen seine Feinde hatte.
 Hier ist um: Theil die Nachricht selbst.

Partul war einige Monate lang, unter der
 Bewachung vom Meyerfeldtischen Regimente,
 ein Gefangner gewesen, ungewiß von seinem
 Schicksale, und in beständiger Besorgniß wegen
 der unbeweglichen Gemüthsart des Königs von
 Schweden. Endlich ward er, den 28. September

im

im Jahr 1707. gegen Abend, von dreßßig Soldaten begleitet, dem Dragonerregimente, daß der Oberste, Nicolas Hielm commandirte, zur Verwahrung übergeben. Gleich den Tag darauf, welches der Michaels Tag war, nahm mich der Oberste auf die Seite, und eröffnete mir dis erschreckliche Geheimniß, das Patkul den folgenden Tag sterben sollte; er befohl mir, ihn von seinem nahenden Ende zu benachrichtigen, und ihn vorzubereiten, den Tod als ein guter Christ zu leiden. Sobald der Abend-Gottesdienst vorüber war, gieng ich in sein Gefängniß, wo ich ihn im Bette fand. Nach den ersten Complimenten sieng ich die traurige Pflicht meines Amtes an, indem ich ihn wegen meines unverlangten Besuchs um Verzeihung bath, und sagte, daß er bey seiner innerlichen Bet.übniß, ohne Zerkelt die Tröstungen aus Gottes Wort nöthig hätte. Er antwortete, daß er über dieses Zeichen meiner Aufmerksamkeit sehr veranügt, und mir deswegen verbunden wäre; keine Besuche wären ihm so angenehm als die ihm heute vom geistlichen Stande gäven. Wissen sie sonst nichts neues? setzte er hinzu. Ich antwortete ihm darauf, daß ich etwas sehr wichtiges ihm zu hinterbringen hätte, sobald wir nur alleine sehn würden. Er richtete sich sogleich in dem Bette auf; und ich wendete mich zu dem Officier, der die Aufsicht über ihn hatte, und sagte ihm, der Oberste hätte befohlen, daß ich mit seinem Gefangenen alleine gelassen werden sollte.

5. Band
6. St. Als der Officier hinweggegangen war, faßte
Pastor meine benden Hände in die seinigen, und
rief mit einer Stimme, die das härteste Herz
hätte erreichen müssen. Ach! mein lieber Pa-
stor, was wollen sie mir ankündigen? was werde
ich hören?

Ich bringe Ihnen, versetzte ich, eben die Zei-
tungen, die der Prophet dem Könige Hefekia,
brachte: Bestelle dein Haus, denn du mußt
sterben. Morgen, zu der Zeit, wirst du nicht
mehr unter den Lebendigen seyn! Bey dieser
schrecklichen Erweckung, beugte er sich auf sein
Bette nieder, und vergoß einen Strom von
Thänen.

Ich bemühte mich darauf, ihn so sehr als ich
konnte, zu trösten, und sagte ihm, daß, da er
ein Mann von vieler Kenntniß in verschiedenen
Wissenschaften, und besonders mit der heiligen
Schrift wohlbekannt wäre, er ohne Zweifel, oft
über diese Materie würde nachgedacht haben, und
daß ich deswegen gehoft hätte, er würde nicht in
eine sogar große Bekümmerniß darüber gerathen.
Ja, rief er, ich weis, ach! ich weis nur zu gut,
daß wir alle sterben müssen, aber -- (und da
flossen wieder die Thänen häufig aus seinen Au-
gen) der Tod, der mir bereitet ist, wird zu gar
grausam und unerträglich seyn.

Ich versicherte ihm, um sein Gemüth wieder
nach und nach zu beruhigen, daß mir die Art
seines Todes gänzlich unbekannt wäre; aber weil
ich glaubte, daß er sich darauf, wie jeder recht-
schafne

schafne Mann thun müßte, vorbereiten würde, so ^{Band} wäre ich versichert, daß seine Seele in die Zah. ^{6 St.} der seligen Geister würde aufgenommen werden. Hier erhob er sich wieder, und faltete seine Hände zusammen; barmherziger Jesus! rief er, laß mich dann sterben, den Tod des Gerechten. —

Ich bat ihn sehr, alle irdische Gedanken bey Seite zu setzen, die an sich so unangenehm wären und sich zu der Aussicht, die er vor sich hatte, nicht schickten; er möchte vielmehr seine Gedanken ganz auf das zukünftige und ewige Leben richten, und also seine noch übrigen Augenblicke zu dem Frieden und der Ruhe seiner Seele anwenden. Er antwortete mir: Ach, mein lieber Herr, mein Herz, dieses böse Herz, welches ganz einem verjährrten Geschwür gleich ist, voll von unreinen Säften, kann nicht eher ruhen, bis alle das Böse daraus ausgeworfen sey; erlauben Sie deswegen, daß ich Ihnen sage, wovon es voll ist, und was dasselbe so empfindlich martert.

„Diejenige Einziehung, wodurch so viele Familien in Armuth geriethen, ist die einzige Ursache des Verbrechens, weßwegen ich angeklagt bin. Der vorige König (Carl XI.) sagte einstmals zu mir in sehr gnädigen Ausdrücken: Patkul, behauptet die Gerechtsamen euerß Vaterlandes als ein rechtschafner Mann, mit aller Lebhaftigkeit, deren ihr fähig send. Mein Gott, was für eine Rolle wollte ich nach so einer Erklärung spielen? — aber meine Feinde lenkten dieß alles zu meinem Unglücke. Gott vergebe es dem

5 Band
6. St. Als der Officier hinweggegangen war, faßte Dankul meine beiden Hände in die seinigen, und rief mit einer Stimme, die das härteste Herz hätte erreichen müssen. Ach! mein lieber Pastor, was wollen sie mir ankündigen? was werde ich hören?

Ich bringe Ihnen, versetzte ich, eben die Zeitungen, die der Prophet dem Könige Hefekia, brachte: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben. Morgen, zu der Zeit, wirst du nicht mehr unter den Lebendigen seyn! Bey dieser schrecklichen Erweckung, beugte er sich auf sein Bett nieder, und vergoß einen Strom von Thränen.

Ich bemühte mich darauf, ihn so sehr als ich konnte, zu trösten, und sagte ihm, daß, da er ein Mann von vieler Kenntniß in verschiedenen Wissenschaften, und besonders mit der heiligen Schrift wohlbekannt wäre, er ohne Zweifel, oft über diese Materie würde nachgedacht haben, und daß ich deswegen gehoft hätte, er würde nicht in eine sogar große Bekümmerniß darüber gerathen. Ja, rief er, ich weis, ach! ich weis nur zu gut, daß wir alle sterben müssen, aber -- (und da flossen wieder die Thränen häufig aus seinen Augen) der Tod, der mir bereitet ist, wird zu gar grausam und unerträglich seyn.

Ich versicherte ihm, um sein Gemüth wieder nach und nach zu beruhigen, daß mir die Art seines Todes gänzlich unbekannt wäre; aber weil ich glaubte, daß er sich darauf, wie jeder rechtschafne

schafne Mann thun müßte, vorbereiten würde, so ⁵ Band
 wäre ich versichert, daß seine Seele in die ⁶ Tab. ⁶ St.
 der seligen Geister würde aufgenommen werden.
 Hier erhob er sich wieder, und faltete seine Hände
 zusammen; barmherziger Jesus! rief er, laß
 mich dann sterben, den Tod des Gerechten. —

Ich bat ihn sehr, alle irdische Gedanken bey
 Seite zu setzen, die an sich so unangenehm wären
 und sich zu der Aussicht, die er vor sich hatte,
 nicht schickten; er möchte vielmehr seine Gedanken
 ganz auf das zukünftige und ewige Leben richten,
 und also seine noch übrigen Augenblicke zu dem
 Frieden und der Ruhe seiner Seele anwenden.
 Er antwortete mir: Ach, mein lieber Herr,
 mein Herz, dieses böse Herz, welches ganz einem
 verjährten Geschwür gleich ist, voll von unrei-
 nen Säften, kann nicht eher ruhen, bis alle das
 Böse daraus ausgeworfen sey; erlauben Sie des-
 wegen, daß ich Ihnen sage, wovon es voll ist,
 und was dasselbe so empfindlich martert.

„Diejenige Einziehung, wodurch so viele
 Familien in Armuth geriethen, ist die einzige Ur-
 sache des Verbrechens, weßwegen ich angeklagt
 bin. Der vorige König (Carl XI.) sagte einst-
 mals zu mir in sehr gnädigen Ausdrücken: Pat-
 kul, behauptet die Gerechtsamen euerß Vaterlan-
 des als ein rechtschafner Mann, mit aller Leb-
 hastigkeit, deren ihr fähig seyd. Mein Gott,
 was für eine Rolle wollte ich nach so einer Erklä-
 rung spielen? — aber meine Feinde lenkten dieß
 alles zu meinem Unglücke. Gott vergebe es dem

6 St. **Bomb** Hiestner! Er trug sehr viel zu meinem Falle bey; denn anfangs verführte er mich; mitten in unsern Unterhandlungen betrog er mich, und zuletzt ward er mein Verfolger. Bergenhielm that mir auch alles Unrecht, was er nur konnte; aber er war genöthiget seinen Befehlen zu folgen. O Schweden! Schweden! Ich verließ dich, weder tanzend noch singend; du weißt es, mein Gott! Was konnte ich wohl sonst anders thun? -- Mich heimlich verbergen; das war unmöglich; mich in ein Kloster zu vergraben, war wider die Religion, die ich bekenne; und unter den Bundesgenossen des Königs war auch keine Freystadt zu hoffen.

„Man hat gesagt, ich hätte mich zu seinen Feinden begeben; ich wäre deswegen die Ursache dieses unglücklichen Krieges. Aber welche Folge! Ich habe meine melancholischen Stunden als ein unglücklicher Verwiesener nicht als ein Rathgeber zugebracht; man hat nie geglaubt, daß ich zu diesem Amte aufgelegt wäre, und in der That war ich es auch nicht.

„Noch ehe ich in Sachsen ankam, war zu allen schon der Entwurf gemacht; das Bündniß mit Moscau war unterzeichnet; man hatte sich mit Dänemark wegen seiner Maasregeln verstanden; und ich, war zu der Zeit noch in gar keinem Ansehen —

Beu dieser Pause in seiner Rede, gab ich ihm einen höflichen Verweis, weil das, was er noch sagen wollte, nun gänzlich unnüß wäre, und er dennoch

dennoch sich ganz in das Andenken an bloß weltliche Dinge verlohre. Aber er nahm mich bey der Hand, und bat, ich möchte ihm nur noch wenige Augenblicke verstaten, um sein Herz ganz auszuschütten; und dann, rief er, will ich nicht einen Augenblick mehr verlieren. Aus welchem Lande sind Sie, mein Herr! Ein Schwede bin ich, antwortete ich, und zu Stockholm geböhren. Es freuet mich, daß ich das höre, sagt er. Ich wünsche, daß ihre Landesleute noch einigermaßen sich meiner erinnern, und die wahre Geschichte von meinen bedauernswürdigen Schicksale erfahren mögen. Meine Neigung gieng allzeit dahin, Schweden zu dienen, obgleich die entgegen gesetzte Meinung von allen behauptet wird. -- Doch weiter.

„Ich kann ohne Eitelkeit versichern, so unglücklich ich ist bin, daß der Churfürst von Brandenburg, seinen Titel als König von Preussen, denen Diensten, die ich ihm leistete, zu verdanken hat. Er selbst wird es erkennen; denn er hat vormals zur Belohnung dieser guten Dienste mit eine ansehnliche Summe Geldes schenken wollen. Ich danke ihm und schlug sein Anerbieten aus, indem ich hinzu setzte, daß das die schätzbarste Belohnung, die ich mir wünschte, wäre, wenn ich durch seine Vermittelung die Gunst des Königs von Schweden, wieder erlangen könnte. Er versprach mir es, und versuchte alles mögliche, durch seinen Minister in Stockholm, dem Grafen Dona, um es dahin zu bringen; aber an dies-

5 Band sem Hofe war die Thüre der Gnaden für mich
 6. 2. verschlossen.

„Darauf arbeitete ich so sehr zu dem Besten des verstorbenen Kaisers, in seinen spanischen Angelegenheiten, daß ich das zu Stande brachte, was andre schwerlich würden ausgerichtet haben; man erlaube mir dieß ohne Prayleren zu sagen. Der Kaiser hingegen gab mir als eine Erkenntlichkeit für diesen Dienst, eine Assignation auf funfzig tausend Eronen, die ich demüthig zu seinen Füßen legte, und mit einer tiefen Verbeugung um eine Belohnung von anderer Art, bat. Er fragte, was er sonst für mich thun könnte? Ich antwortete, daß alle dieses Geld mir zu nichts nützen würde, so lange ich an dem schwedischen Hofe noch in Ungnaden stünde; und deswegen bäte ich ihre Kaiserl. Majestät flehentlich, mich dem Könige zu Gnaden zu empfehlen. Er gewährte mir sogleich diese Bitte, und gab deswegen seine Befehle; aber vergebens. Alle meine Hoffnungen verschwanden da wie ein Rauch. Doch damit ich nicht die geringste Gelegenheit verlieren möchte, so gieng ich nach Moscau, als die schwedischen Gesandten da am Hofe waren, --- Sie haben ohne Zweifel von der Sache gehört, sagte er. O, ja! versetzte ich, und weil ich damals die Ehre hatte, Gesandtschaftsprediger zu seyn, so bin ich oft ein Augenzeuge von den Aufwartungen gewesen, die sie denen Gesandten machten.

Wie,

Wie, rief er, waren Sie da, zu der Zeit? ---, ^{Hand} ja, mich dünkt, ich besinne mich wieder auf ihr Ge- ^{6 St.} sichts. Und darauf fuhr er fort, mich zu benachrichtigen, daß seine ganze Bemühung dahin gegangen, daß er die Gnade, die man ihm so oft abgeschlagen, erlangen möchte; aber die Vermittelung des Czaars that keine Wirkung. Viel mehr erfuhr ich, sagte dieser unglückliche Mann, daß der König seinen Gesandten den Befehl gegeben hätte, mich ausfindig zu machen, und zu verlangen, daß ich in ihre Hände geliefert würde. Ich sahe mich genöthiget zu fliehen und mich vor der Welt zu verbergen. Während diesen Unterhandlungen gab man zuversichtlich vor, daß ich in geheim den Czaar zu einem Friedensbruche zu bewegen gesucht hätte; nichts konnte ungerechter seyn. Carlomiz, ein Liebling des Königs August, und andre, deren Namen ich nicht weis, waren diejenigen, die ihn zu so einem Entschlusse verleiteten. Was mich betrifft, ich bin beständig zum Frieden geneigt, und bemüht gewesen, alle Mittel, deren ich nur fähig war, dazu anzuwenden; ich habe dem Könige als eine Genugthuung vorgeschlagen, daß er Curland, polnisch Liefland, und einen grossen Theil von Samogitien haben sollte, wenn diese Verwilligung ihn zum Frieden bewegen könnten. Anfangs glaubte man, daß der Czaar dergleichen Bedingungen niemals eingehen würde; aber auf meine häufigen und dringenden Vorstellungen, gab er seine Einwilligung, und dankte mir sogar für meine guten Dienste.

5 Band Nichts desto weniger wollte der König von Schweden keine Bedingungen mehr anhören; und nur dieß kann die schwedischen Gefangenen in Moskau abhalten, zu bekennen, daß ich zum wenigsten hundert tausend Cronen, unter sie ausgetheilet habe, um das heftige Verlangen auf alle Art zu zeigen, das ich hatte, ihres Königs Gunst und Gnade wieder zu erlangen. -- Ach! wouste der Himmel, ich wäre eben so ernstlich bemüht gewesen, die Gnade Gottes zu erlangen! Bey diesen Worten, floß ein neuer Strom von Thränen aus seinen Augen, und er blieb einige Augenblicke stumm, und vom Kummer überwältigt.

Ich bemühte mich, ihn auf die rührendste Art zu trösten, und versicherte ihn, daß ihm diese Gnade nicht versagt werden würde, wenn er nur die wenigen Stunden, die ihm noch übrig wären, dazu brauchte, mit Ernst darum zu bitten; denn die Thüre der Gnaden sey bey Gott nie verschlossen, obgleich Menschen so grausam wären, dieß zu thun.

Dieß, versetzte er, dieß ist mein gewisser Trost; -- denn du bist Gott, und nicht ein Mensch, daß du ewiglich zürnest. Aber ach! dieß macht ihr meine Beschämung, daß ich sorgfältiger die Mittel gesucht habe, Menschen zu dienen als Gott. --

Ich fürchte, mein lieber Herr, daß dieß Beschwäge, und alle diese Umstände Ihnen verdrüsslich seyn werden, und sie werden vielleicht sonst wo zu einer andern Beschäftigung erwartet. Ich

antwort-

antwortete, ich wollte in einem Augenblick wieder, ^{Band} ^{6 St.} bei ihm seyn. Ja thun sie dieß, sagte er, und besonders bitten Sie den Obristen, wenn es Ihnen gefällt, um Befehl, daß wir alleine gelassen werden, und daß ich nicht in diesem letzten Augenblicke die der Andacht geheiligt seyn sollen, beunruhiget werde; ich werde dieß als eine besondere Gefälligkeit zu schätzen wissen. Ich versprach, das was er verlangte zu erhalten, und gieng hinweg.

Um sieben Uhr des Abends kam ich wieder; und nachdem der Officier hinweg gegangen war, begrüßte mich sein Gefangner, mit einer lächelnden Mine, und schien ausserordentlich ruhig zu seyn: Willkommen mein lieber Herr, nun sehe ich Sie als meinen bessern Engel an. Die Last, die so schwer und drückend auf meinem Herzen lag, ist hinweg genommen, und ich fühle schon eine merkliche Veränderung, die in meinem Gemüthe vorgegangen. Ich bin bereit zu sterben; der Tod ist mehr zu wünschen, als die Einsamkeit einer langen Gefangenschaft. Wollte nur Gott, daß die Art desselben nicht so gar grausam wäre. Können Sie, lieber Herr Beichtvater, mir melden, auf was für eine Art ich sterben soll? Ich antwortete wie zuvor, daß es mir nicht bekannt gemacht worden sey; aber daß alles ohne Geräusch vorüber gehen würde, weil bisher nur der Obriste und ich etwas davon wüßten.

Dieß, versetzte er, sehe ich als eine Gefälligkeit an; aber haben Sie das Urthel gesehen?

Sant Oder muß ich sterben, ohne gehört oder verurtheilt zu werden? Ich bin nur in Furcht, daß man mich unerträgliche Martern wird leiden lassen, ich tröstete ihn mit aller nur möglichen Freundlichkeit, aber er war selbst sein bester Tröster aus dem Worte Gottes, mit welchem er genau bekannt war, und führte unter andern Stellen diese Worte Griechisch an: Wir müssen durch viel Trübsal in das Himmelreich eingehen.

Er forderte darauf Feder und Tinte; und da man es brachte, bat er mich, das aufzuschreiben, was er sagen würde. Ich that es. . . Wen dem ersten Punkte in seinem Testamente, sagte er: Hier wollen wir ein wenig inne halten; ich will bald wieder fortfahren, um meinen letzten Willen ganz zu sagen: aber ißt lassen sie uns zum Gebet an Gott wenden. . . Nach gerndigtem Gebet, rief er: Ja, nun binde ich mich viel besser, in viel größrer Gemüthruhe. O! wäre mein Tod nur nicht sehr schrecklich, wie freudig wollte ich ihm entgegen gehen, um dadurch alle meine Sünden zu büßen! Ist der König ein gnädiger Herr? Ja, versetzte ich, und wir danken Gott, daß er uns einen frommen und gnädigen Herrn gegeben hat. Dieß, sagte mein Beichtsohn, ist die vornehmste Tugend, und mit ihm sind alle die andern verbunden. Sind auch seine Minister durch ihre Menschlichkeit berühmt? Ist der Graf Mper ein frommer Mann? Ich bejahete ihm diese verschiedenen Fragen, und setzte hinzu, daß er solche Beweise davon gegeben hätte, die keinesweges

weges zwendeutig wären. Dank sey Gott dafür, ⁵ rief er, so werde ich nicht verurtheilt werden, ⁶ ^{St.} mehr zu leiden, als was die Gerechtigkeit fordert. Glückselig ist das Königreich, wo Billigkeit und Frömmigkeit herrscht.

Er lenkte darauf das Gespräch auf die Angelegenheiten in Schweden, auf die Universitäten, gelehrten Männer, und besonders auf den Professor Franken in Halle, und auf einen gewissen Doctor Breithaupt, und fragte mich zugleich, nach meiner Meinung von der Religion der Pietisten, und wo ich wäre auferzogen worden; endlich beschloß er mit einem tiefen Seufzer.

Ja, rief er. Ich habe in verschiedenen Orten Freunde, die über mein beklagenswürdiges Schicksal weinen werden. Was wird die Mutter des Königs von Preussen sagen? Wie groß wird die Bekümmerniß der Gräfin Lovden seyn, die bey ihr in Diensten ist? Aber vornehmlich, was für Gedanken müssen in dem Herzen derjenigen aufsteigen, mit der ich versprochen bin? Unglückliche Frau! Die Nachricht von meinem Tode wird ihrer Gemüthsruhe sehr schädlich seyn. Mein lieber Pastor, darf ich es wagen, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten? Ich versicherte ihm, er könnte alle Dienstleistungen, alle Pflichten der Menschenliebe, deren ich fähig wäre, von mir fordern. Haben Sie also die Gutheith, fuhr er fort, und drückte mir die Hand, den Augenblick da ich tod bin --- zu schreiben --- ach! wie werden Sie es anfangen? einen Brief an
Mada-

602. **Madame E.** ... Die Dame mit der ich versprochen bin -- Melden Sie ihr, daß ich als der Ihrige sterbe -- Benachrichtigen Sie Sie ausführlich von meinem unglücklichen Schicksale! Eagen Sie ihr mein letztes und ewiges Lebewohl! Es ist wahr, mein Tod ist schimpflich; aber die Art, mit der ich ihn leiden will, wird, hoffe ich, durch ihren und des Himmels Beystand, ihn heilig und selig machen. Diese Nachricht wird ihr einziger Trost seyn. Sezen Sie noch hinzu, werthester Herr, daß ich ihr mit meinem letzten Odemzuge für die aufrichtige Zuneigung danke, die Sie gegen mich hatte. Möchte Sie doch lange und glücklich leben; dieß ist mein Wunsch, ich sterbe.

Ich gab ihm meine Hand zum Versprechen, daß ich treulich alles erfüllen wollte, was er verlangte. Darauf zog er seine Börse heraus, und wickelte das Geld, das er hatte, in zwey oder drey unterschiedene Stücken Pappier ein. Morgen, sagte er, werde ich nicht mehr an irdische Dinge denken; und verlangte, daß ich eines von diesen Pappieren annehmen sollte, worinn hundert Ducaten waren. Ich schlug es mit Bescheidenheit aus, und sagte, daß die geringen Dienste, die ich ihm erzeigt hätte, kein solches Geschenk verdienten. Ach, rief er aus, wie oft habe ich, aus einer gemeinen irdischen Absicht, wohl tausend hingegeben? und der Dienst, den Sie mir erweisen, kann mit allem Golde der Erde nicht belohnet werden. Indeß, damit ich ihnen meine Dankbarkeit

barkeit noch mehr beweise, so schenke ich Ihnen ^{o St.} Band einen Schatz, den ich heiliger als alles andere aufgehoben habe --- mein Neues Testament, Griechisch, nebst der Uebersetzung des Montanus. Es ist mein Gefährte in allen meinem Elende gewesen, und ist es in den Händen des Major Gröthusen, von dem Sie es bekommen werden. Ich stattete ihm meine Dankefagungen ab, und versprach, ein solches Geschenk in meinem Leben nicht von mir zu lassen.

Hierauf nahm er ein andres Buch in die Hand. Dieses, sagte er, habe ich selbst aufgesetzt. Behalten Sie es zu meinem Andenken, und als einen Beweis meiner wahren Achtung für die Religion. Ich wollte wünschen, es hätte das Glück gehabt, dem Könige gezeigt zu werden, damit er überzeugt würde, wie wenig Grund man gehabt, mich des Atheismus zu beschuldigen. Ich nahm es von ihm an, und versicherte ihm, daß mein Obrister nicht ermangeln würde, es ihm zu zeigen, so bald als sich eine gute Gelegenheit dazu finden würde. Ach, sagte er, es würde eine geringe Genußthuung seyn, wenn mein Buch glücklicher seyn könnte als sein Verfasser, und ich muß wohl den Vers des Ovids darauf deuten, den er ehemals auf seine Briefe aus dem Pontus schrieb, als er dem Augustus den Band aus dem Orte seiner Verbannung zuschickte: Geh, kleines Buch, und thue dieß für mich, was ich nicht selbst erlangen konnte.

Band Madame E... -- Die Dame mit der ich ver-
 6^{te}prochen bin -- Melden Sie ihr, daß ich als der
 Ihrige sterbe -- Benachrichtigen Sie Sie aus-
 führlich von meinem unglücklichen Schicksale!
 Sagen Sie ihr mein letztes und ewiges Lebenswohl!
 Es ist wahr, mein Tod ist schimpflich; aber die
 Art, mit der ich ihn leiden will, wird, hoffe ich,
 durch ihren und des Himmels Beystand, ihn heis-
 lig und selig machen. Diese Nachricht wird ihr
 einziger Trost seyn. Segen Sie noch hinzu,
 werthester Herr, daß ich ihr mit meinem letzten
 Odemzuge für die aufrichtige Zuneigung danke,
 die Sie gegen mich hatte. Möchte Sie doch
 lange und glücklich leben; dieß ist mein Wunsch,
 ich sterbe.

Ich gab ihm meine Hand zum Versprechen,
 daß ich treulich alles erfüllen wollte, was er ver-
 langte. Darauf zog er seine Börse heraus, und
 wickelte das Geld, das er hatte, in zwey oder drey
 unterschiedene Stücken Papier ein. Morgen,
 sagte er, werde ich nicht mehr an irdische Dinge
 denken; und verlangte, daß ich eines von diesen
 Pappieren annehmen sollte, worinn hundert Du-
 caten waren. Ich schlug es mit Bescheidenheit
 aus, und sagte, daß die geringen Dienste, die ich
 ihm erzeigt hätte, kein solches Geschenk verdienten.
 Ach, rief er aus, wie oft habe ich, aus einer ge-
 meinen irdischen Absicht, wohl tausend hingege-
 ben? und der Dienst, den Sie mir erweisen,
 kann mit allem Golde der Erde nicht belohnet
 werden. Indes, damit ich ihnen meine Dank-
 barkeit

Barkeit noch mehr beweise, so schenke ich Ihnen ^{6 St.} Band einen Schatz, den ich heiliger als alles andere aufgehoben habe --- mein Neues Testament, Griechisch, nebst der Uebersetzung des Montanus. Es ist mein Gefährte in allen meinem Elende gewesen, und ist es in den Händen des Major Gröthusen, von dem Sie es bekommen werden. Ich stattete ihm meine Danksagungen ab, und versprach, ein solches Geschenk in meinem Leben nicht von mir zu lassen.

Hierauf nahm er ein andres Buch in die Hand. Dieses, sagte er, habe ich selbst aufgesetzt. Behalten Sie es zu meinem Andenken, und als einen Beweis meiner wahren Achtung für die Religion. Ich wollte wünschen, es hätte das Glück gehabt, dem Könige gezeigt zu werden, damit er überzeugt würde, wie wenig Grund man gehabt, mich des Atheismus zu beschuldigen. Ich nahm es von ihm an, und versicherte ihm, daß mein Obrister nicht ermangeln würde, es ihm zu zeigen, so bald als sich eine gute Gelegenheit dazu finden würde. Ach, sagte er, es würde eine geringe Genußthuung seyn, wenn mein Buch glücklicher seyn könnte als sein Verfasser, und ich muß wohl den Vers des Ovids darauf deuten, den er ehemals auf seine Briefe aus dem Pontus schrieb, als er dem Augustus den Band aus dem Orte seiner Verbannung zuschickte: Geh, kleines Buch, und thue dieß für mich, was ich nicht selbst erlangen konnte.

5 Band
6 St.

Die übrige Zeit brachte er mit Gebete zu, welches er mit einer sehr feurigen Andacht fortsetzte; und da er der Eitelkeit der Welt erwehnte, sagte er: Gott ist mein Zeuge, daß mitten in denen Vergnügungen, die sie für uns ausbreitet, mein Herz immer mit Schwermuth erfüllt war; aber nun ist die Last, die mich zur Erde nieder beugte, gänzlich davon hinweg genommen. Welt, lebe wohl! Unzufrieden mit allen den irdischen Eitelkeiten, habe ich oft und ernstlich auf eine Entfernung gedacht; aber vergebens, und ich bin nur allzuweit wieder in den Strom hingerissen worden, um zurückkehren zu können. Dir sage ich nun Dank, o Jesu! daß meine Fesseln zerbrochen sind, daß meine Seele in Freiheit gesetzt wird, durch die Hand Carls des Zwölften. Mein Gott! an mir offenbart sich die Wahrheit dessen, was der heilige Paulus sagte: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Aber weil es spät ist, so fürchte ich, werthester Herr, daß ich Sie zu lange abhalte. Lassen Sie sich nicht die Zeit zu langweilig vorkommen, ich bitte Sie. Ich versicherte ihm, daß ich eine Zufriedenheit darinne fände meine Pflicht zu thun, und fieng wieder an, mit neuer Inbrunst für ihn zu beten. Nachdem unsre Andachten geendigt waren, fragte er mich: ob ich nun nicht einige Ruhe genießen wollte, und setzte hinzu, daß er seit langer Zeit nicht einen Augenblick vom Schlaf erquickt worden sey, und seine Lebensgeister ganz erschöpft fühlte, weil er den ganzen Tag über nichts

gege-

gegessen hätte. Dadurch werden meine abgemat- ⁵ Band
 teten Kräfte wieder ersetzt werden, und Morgen ⁶ St.
 werde ich meine ganze Stärke nöthig haben. Ich
 pflichtete ihm hierinn bey, und nachdem ich mit
 ihm die Stunde abgeredet hatte, da ich wieder
 kommen würde, so ließ ich ihn auf den übrigen
 Theil seiner letzten Nacht, allein.

Den dreßzigsten September war ich wieder
 bey ihm um vier Uhr des Morgens. Den Au-
 genblick als ich ihn grüßte, richtete er sich auf,
 und dankte Gott, und versicherte mich, daß er
 seit langer Zeit nicht so sanft geschlafen hatte.
 Wir fiengen an zu beten; und in Wahrheit, seine
 Gottesfurcht, und andächtige Gemüthsart, war
 aller Bewunderung würdig.

Ungefehr um sechs Uhr, sagte er, daß er an-
 fangen wollte, zu beichten, ehe das Getöse und
 Geschrey des Volks von aussen seine Gedanken
 stören möchte. Darauf kniete er nieder, und
 legte seine Beichte auf eine wirklich erbauliche Art
 ab. Besonders war der Anfang derselben merk-
 würdig, worinn er diese Worte des Juda brauch-
 te: Was soll ich sagen, o Herr? oder wie soll ich
 mich ausdrücken? Gott hat die Ungerechtigkeit sei-
 nes Knechts entdeckt. Nachdem er das heilige
 Abendmal empfangen, sang er ein oder zwey Psal-
 men, blieb aber mit einem besondern Vergnügen
 bey dem Verse stehen: dein Geist sey mein Trost;
 deine Wunden mögen meine Heilung seyn!

Als die Sonne über dem Horizont erschien,
 sahe er zum Fenster hinaus und sagte „Salve festa
 dies!

5 Und dies! Begrüßet seyst du, festlicher Tag!
 6 St. Dies ist mein Hochzeittag! Ich hoffe, ach! ich
 hoffe auf einen andern, aber dieser ist glücklich er.
 Denn heute wird meine Seele durch ihren himm-
 lischen Bräutigam, in die Versammlung der Se-
 ligen eingeführt werden!

Er wendete sich darauf zu mir, und bat, daß
 ich ihm melden möchte, ob ich wüßte, auf was
 für eine Art er sterben würde? Ich antwortete,
 wie zuvor; und er beschwor mich, bey dem gehei-
 ligten Namen Jesu, ihn nicht zu verlassen, weil
 er in meiner Gesellschaft auch unter den heftig-
 sten Martern einigen Trost finden würde.

Er sah noch einmal zum Fenster hinaus, und
 rief: Mein lieber Pastor, sie spannen schon die
 Pferde an. Sie sind sehr eifertig; und Gott
 sey Dank, auch mir scheint die Zeit nur allzu
 lang. Ich wünsche mir nun im geringsten nicht
 mehr zu leben. Er sah das Blatt an, das auf
 dem Tische lag. Dieses Testament, sagte er, kann
 nie geendiget werden. Als ich ihn fragte, ob er
 nicht seinen Namen unter das, was schon geschrie-
 ben wäre, setzen wollte? versetzte er; nein, mit
 einem tiefen Seufzer, ich will den verhaßten Na-
 men nicht mehr schreiben. Meine Andernanden
 werden ihre Rechnung schon anderwärts finden;
 grüßen sie dieselben, in meinem Namen. Er
 wendete sich drauf wieder zum Gebet an Gott,
 bis der Lieutenant herein trat, um ihn in die Kut-
 sche zu führen. Er wickelte sich in seinen Man-
 tel, und bat mich, als er fort gieng, ihn nicht zu
 verlas-

verlassen. Als ich ihn versicherte, daß ich es schon wollte, gieng er auf die Kutsche zu, und ließ mich vor ihm hineinsteigen. Wir fuhren eine grosse Weite fort, von hundert Mann Reuterer bewachet. Auf dem Wege umarmte und küßte er mich, und bat mich wieder, das Versprechen nicht zu vergessen, das ich ihm gethan hatte.

Als wir auf den Platz der Hinrichtung angekommen waren, so sahen wir, daß er von dreihundert Mann Infanterie umgeben war: aber als er die Pfäle und Käfer gewahr ward, so war sein Entsetzen unbeschreiblich. Er faßte mich in seine Arme und rief: Bitten Sie Gott, daß meine Seele, mitten in diesen Märttern nicht in Verzweiflung fallen möge! Ich tröstete, ich bat ihn ernstlich, seine Gedanken auf den Tod Jesu Christi zu richten, der um unsre Sünden, an ein Kreuz genagelt wurde.

Hier ward er aus der Kutsche genommen, und indem sie ihm seine Sessel herab schlugen, rief er aus: Lamm Gottes, das da trägest die Sünde der Welt, erbarme dich meiner!

Als er nun auf den Platz war, wo er leiden sollte, so rief der Hauptmann laut aus:

„Kund sey hiermit jedermann, daß auf Befehl seiner Majestät, unsers Herrn, dieser Mann, der ein Verräther seines Vaterlandes gewesen ist, lebendig geräbert werden soll, und alsdann sein Körper gevierthelt werden wird, zum Zeichen für alle solche Verbrecher. Bey dem Worte,

Hand Verräther, zuckte er die Achseln, kehrte seine Augen wehmüthig zum Himmel, und dann sagte er: ^{6 St.} Wohin muß ich gehen? Der Scharfrichter zeigte auf den unglücklichen Platz; er bat den Mann, sein Amt wohl zu verrichten, und legte ihm etwas Geld in die Hand, welches er zu dem Endzwecke bereit gehalten.

Er legte sich dann selbst auf die Erde hin; und als sie ihn völlig auszogen, so bat er mich, zu beten, daß sich Gott seiner erbarmen, und seine Seele in dieser Todesangst aufnehmen möchte. Ich that es, und wendete mich zu allen Zuschauern und sagte ihnen; meine Brüder, vereinigt euch mit mir im Gebet für diesen unglücklichen Mann. Ja, rief er, stehet mir alle bey mit euern Bitten zum Himmel.

Hier gab ihm der Scharfrichter den ersten Schlag. Sein Geschrey war erschrecklich. O Jesu! Jesu! erbarme dich meiner! Dieser grausame Auftritt ward sehr verlängert, und äusserst entsetzlich. Denn weil der Scharfrichter in seiner Kunst nicht geübt war, so empfing der Unglückliche unter seinen Händen, aufwärts funfzehn verschiedene Schläge, wovon jeder mit dem jämmerlichsten Gewinsel und Ausrufungen des göttlichen Namens vermischt war. Endlich nach zwey Schlägen auf die Brust verlor er Stimme und Kräfte. Mit einem stammelnden sterbenden Tone, hörte man ihm eben sagen: Haut mir den Kopf ab; und da der Scharfrichter noch immer zauderte, legte er seinen Kopf selbst auf das Schaf-

Echaffaut. Kurz nach vier Hieben mit einem ^{5. Band} Beile, ward der Kopf vom Körper getrennt, und ^{6. St.} dann der Körper gewiertheilt. Dieß war das Ende des berühmten Patkuls, und Gott erbarme sich seiner Seele!

Lorenz Lager,
Regiments-Caplan.

Dieß ist zum Theil die Erzählung von dieser erschrecklichen Scene, die uns von demjenigen hinterlassen worden, der alles mit angesehen und gehört; und sogleich nachdem es geschehen, aufgeschrieben hat. Wir glauben, daß seine Erzählung, so plan und ungeschmückt sie ist, dennoch weit mehr interessiert, weit mehr bewegt, als die ausgearbeitete Beschreibung des Herrn von Voltaire.

Band
6
St.

Moral and Political Dialogues between divers eminent Persons, now first published from the Original MSC. with critical and explanatory notes by the Editor. London. 1759.

Der unbekante Herausgeber dieser moralischen und politischen Gespräche, welcher aber nicht der Verfasser derselben seyn will, sondern bey einem jeden meldet, von wem es aufgesetzt worden ist, hat eine Art des Vortrages erwählet, die ohne Zweifel viel Annehmlichkeiten aber auch viel Schwärzigkeiten hat. Die Alten haben in dieser Schreibart wohl vor den Neuern noch den unleugbarsten Vorzug. Unser Verfasser hat unterdessen viele Geschicklichkeit, Scharfsinn, Wiß bey seinem Vortrage gezeigt. Die Anlage seiner Gespräche ist wohl gewählet, die Eingänge sind sinnreich, die Schreibart in etlichen Gesprächen abstechend genug; allein der Beschluß läßt uns allezeit in Ungewisheit. Auch so gar die Vorrede ist dialogisch. Der Herausgeber unterredet sich mit seinem Verleger; dieser entschuldiget sich das Werk anzunehmen; er will nur eine schwache Auflage machen; er wünscht lieber etwas wider die Religion oder wider den Hof. So bald er aber höret, daß der Herausgeber nichts von ihm verlangt, so verspricht er eine stärkere Auflage und verlangt

langt nur, daß es einem Großen möchte zugeschrieben werden. Es sind sechs Gespräche. Band
6 St.
Das erste handelt von der Aufrichtigkeit; das zweite von der Entfernung von der Welt und der einsamen Lebensart; das dritte und vierte von dem goldenen Zeitalter der Königin Elisabeth; das fünfte und sechste von der Verfassung der Englischen Regierung. Unsere Nachricht würde zu weitläufig werden, wenn wir unsern Lesern von einem jeden Gespräche einen hinlänglichen Auszug vorlegen wollten. Es wird also besser seyn, wenn wir uns nur auf einige einschränken. Wir wollen die erste und die dritte und vierte Unterredung dazu erwählen, weil wir den Inhalt derselben am gemeinnützigsten zu seyn erachten. In der ersten von der Aufrichtigkeit in dem Umgange mit der Welt, sind die redenden Personen D. Henry More, dessen Enchiridion Ethicum auch unter uns bekannt ist, und Edmund Waller, Esqr. den unsere Leser aus dem 2ten Bande dieser Bibliothek *) kennen. Man wird leicht vermuthen, daß More die Aufrichtigkeit vertheidiget, und Waller um seine Aufführung bey den Unruhen seines Vaterlandes zu entschuldigen **) dieselbe bestreitet. More fängt die Unterredung mit einigen Versen, zum Lobe der Aufrichtigkeit, aus seinem lateinischen Gedichte, Monocardia, an:

Dq 3

Pulcra

*) S. 285.

**) Ebenfalls S. 291.

5 Band
6 St.

Pulchra o *Simplicitas!* beata Virgo:

Tu vincis radios nitore Phoebes:

Tu stellas superas decore cunctas;

Waller hält dieses Lob für enthusiastisch; er bekennet, daß er ehemals, da er nur aus der Schule des Plato und der Philosophie gekommen wäre, eben so starke Eindrücke empfunden hätte; sie wären aber bald verschwunden, nachdem er in den Umgang mit der Welt gezogen worden wäre. More vermuthet, daß er also ohne feste Grundsätze sich in die Welt begeben hätte, weil er nicht glaubte, daß die Welt eine dem menschlichen Gemüthe so angenehme Tugend unmittelbar auslösen könnte. Waller hält die Kunst zu leben, so wie andere Künste, mehr für ein speculatives Vergnügen, welches bey Lanqermelle nützlich seyn kann, als für eine Regel der Aufführung, welche in das wirkliche Leben einen großen Einfluß hat. More entschuldiget sich, daß vielleicht der Vortrag und der Unterricht in diesen Tugenden den Einfluß schwäche, weil er nicht vermuthet, daß sie sonst in dem Gemüthe so leicht verschwinden können. Allein Waller legt die ganze Schuld auf die Schwäche der menschlichen Natur. Diese wird von den Moralisten vergessen. Sie sollten ihre Lehrbücher umschmelzen und darnach einrichten. Warum predigen sie die geheiligte und unverlethliche Verbindlichkeit einer Tugend, wenn sie von der bekannten Einrichtung der menschlichen Natur nicht

nicht kann erfüllet werden, oder wenn der erste Ein- ⁵ Band
tritt in das Leben und in die Welt beweiset, daß diese ⁶ St.
sehr erfönnene Hypothese eine blosser Chimäre sey?
Dieß ist besonders der Fall in Ansehung der Auf-
richtigkeit. Die Moralisten begehen besonders
zween Fehler. Sie sehen erstlich nichts weiter,
als den Umfang ihrer Studierstube, sie wissen
nichts von den Fällen, die im menschlichen Leben
vorkommen, und die ihren Sätzen widersprechen.
D: More wendet ein, daß sie auf die Erfahrung
anderer Menschen baueten. Das ist aber, ver-
setzt Waller, der zweyte Fehler. Da sie selbst
keine Erfahrung haben, so nehmen sie die Vor-
stellungen anderer an. Und weil die Griechischen
und Latelnischen Schriftsteller bey ihnen in großem
Ansehen stehen, so nehmen sie von diesen die Be-
griffe des Lebens und der Sitten an, so wie
die neuern Staatsverständigen aus eben der Quelle
ihre Maximen von der bürgerlichen Regie-
rung herleiten. Beide aber sind offenbar für
andere Menschen und für andere Zeiten eingerich-
tet. Weil man diesen Unterschied nicht bemerket
hat, so ist mancher Patriot dadurch zur Rebel-
lion verleitet worden. Und ohne Zweifel ist es
eben diesem gelehrten Vorurtheile zuzuschreiben,
daß so viele ansehnliche Schriftsteller auf eine
übertriebene und enthusiastische Moral verfallen
sind. Ihre Meinung, antwortet More, ist
also diese: die Regeln der sittlichen Tugenden
verändern sich, wie die Moden, und es kömmt

5. Band auf den an, der sie tragen will. Ich habe ge-
 6 St. glaubt, fährt er fort, daß die Moral der Ge-
 wohnheit und Veränderungen gar nicht unter-
 worfen ist, weil sie auf der nothwendigen Ver-
 bindung beruhet, in welche uns der Urheber der
 Natur untereinander eingeflochten hat; und daß
 man sie gar nicht mit den Regeln der Politik ver-
 gleichen könnte, welche aus der Uebereinstimmung
 und aus willkürlichen Veranstaltungen der Men-
 schen entstehen. Waller wendet verschiedenes
 darwider ein, und verspricht endlich, die Person
 eines Philosophen anzunehmen und eine morall-
 sche Vorlesung anzustellen. Sie soll nicht aus
 alten Büchern, sondern aus der Schule der Ge-
 schäfte und des wirklichen Lebens genommen seyn.
 Nach einigen Antworten auf den Einwurf, daß
 die Griechen und Römer nicht blos betrachtende
 Weltweisen, sondern auch Männer gewesen wä-
 ren, die an der Regierung ihres Vaterlandes
 Theil gehabt hätten, fängt Waller seine Vor-
 lesung an, die in der Geschichte seines Lebens be-
 steht. Diese Erzählung ist vortreflich geschrie-
 ben, und das schönste Stück dieser Unterredung.
 Seine Absicht, ist zu beweisen, daß die Aufrich-
 tigkeit, oder eine allzugewissenhafte Liebe zur
 Wahrheit, so gut sie auch in der Theorie zu
 seyn scheine, doch in dem Umgange mit der Welt
 nicht könne beobachtet werden, und daß ein
 Mann von Geschäften entweder die Welt verlas-
 sen, oder die Strenge der philosophischen Sitten-
 lehre

lehre durch einige vernünftige Einschränkungen, und mildern müßte. Dieß wäre das Dilemma, ^{6 St.} des Dichters.

Vivere si recte nescis, discede peritis..

Da die Rede, wodurch er seines Betragens bey den damaligen Unruhen sich erhalten hat, unsern Lesern *) bekannt ist, so wollen wir hier sein Bekenntniß von derselben übersetzen. Die Umstände, spricht er, waren damals höchstverzwweifelt; zu läugnen, oder mich wegen der Anklage zu entschuldigen, war etwas unmögliches. Was blieb mir also übrig, als sie zu gestehen, und zwar so frey und weitläufig, daß ich dadurch das Mitleiden und den Schuß meiner Ankläger erhalten möchte. Ich entschloß mich, nichts als die Wahrheit zu sagen; und wenn jemals die ganze Wahrheit gesagt werden kann, so ist es bey einer so traurigen Gelegenheit. Dieses Bekenntniß hatte große Wirkungen. Allein nunmehr mußte ich weiter gehen. Reue sowohl, als Bekenntniß wird von einem Sünder erfordert. Ich hatte mit Heuchlern von der schlimmsten Art zu thun. Was konnte ich für bessere Waffen brauchen, als Heuchelen und Verstecklung. (Waller hat in dem vorhergehenden entdeckt, daß er das stoische Verhalten des Cato und Brutus misbilliget, und sich das vorsichtige und kluge Betragen des Cicero zum Muster

295

• bey

*) S. 292, des 2ten Bandes dieser Bibliothek.

bey seiner Aufführung erwählet habe) Ich gab
 die stärksten Gewissensbisse vor, und drückte sie so
 lebhaft aus, daß alle Welt mit mir Mitleiden
 hatte. Man war meinetwegen so gerührt, daß
 man so gar vermuthete, mein Verstand hätte da-
 bey gelitten. Ich hatte zwey Absichten: theils
 wollte ich zu meiner Vertheidigung Zeit gewin-
 nen, theils auch die Sache so lange aufhalten,
 bis die Wuth meiner Verfolger sich geleget hätte.
 Einige von meinen Mitschuldigen litten zwar un-
 terdessen, aber ich habe mich in der Folge der
 Zeit darüber getröstet, ob es mir gleich anfangs
 Unruhe machte. — Wäre das Parlament sich
 selbst überlassen gewesen, so würde es mich ohne
 Zweifel wegen meines freyen Bekenntnisses und
 wegen meiner lebhaften Reue losgesprochen ha-
 ben. Allein ich hatte mit einer andern Art Leute
 zu thun, mit heiligen Inquisitoren von niedrigem
 Gemüthe und bitterm Geiste, mit priesterlichen
 Reformatoren, deren Verstand schwärmte, und
 deren Religion-Fanatckismus, vermischt mit dem
 Sauerteige des irdischen Geld- und Ehrgeizes,
 war. Sie hatten einen grossen Einfluß, und sie
 würden das, was ich gethan hatte, für nichts
 gehalten haben, wenn ich nicht weiter gegangen
 wäre. Ich wandte mich also zu ihnen. Ich
 hatte ihre Neigungen erforschet, und verstand die
 Künste, wodurch sie am leichtesten gewonnen wer-
 den konnten. Der erste Schritt zu der Gewo-
 genheit dieser Wiederhersteller der ersten Bele-
 genheit in der Kirche zu gelangen war, wie ich
 wohl

woht wüßte, dieser, daß man ihnen seinen Willen und Verstand gänzlich unterwarf. Ich erhob ihre Gaben, und verehrte ihre Heiligkeit. Ich erniedrigte mich durch alle mögliche Demuth: ich lobte sie mit der offenbarsten Schmeicheley. Ich suchte ihren Unterricht, verlangte ihren Rath, und bat sie um ihren geistlichen Trost. Dies brachte mich zu großen Gnaden: sie sahen mich als einen an, der erleuchtet zu werden wünschte. Sie stritten, wer von ihnen mir sein Licht und seine Offenbarung mittheilen sollte. Um das Spiel vollkommen zu machen, so bezahlte ich ihnen ihren geistlichen Unterricht mit den Gütern, die mir das Glück gegeben hatte. Nachdem ich alles auf diese Art vorbereitet hatte, so erhielt ich die Erlaubnis leicht, mich vor dem Parlamente zu vertheidigen. Wenn ich mir jemals selbst genug gethan habe, so ist es in diesem Falle. Ich flehete, ich schmeichelte, ich bewegte: eine jede Figur in der Rhetorik, die ich in meiner Jugend gelernet hatte, jede feine Wendung, die mir die Erfahrung darbot, jeder Kunstgriff der Schmeicheley wurde erschöpft. Alle Welt war durch meine heiligen Emissarien zu meinem Vortheil vorbereitet worden, und glaubte, welches wichtigste Vorurtheil des Redners ist, daß ich in der That so gesinnet wäre. Auf diese Art triumphirte ich.,, Waller empfiehlt anstatt der Maxime des Antoninus: *ἀπλωσον σεαυτον*, die D. More so erhoben hat.,, lieber diese: bequeyne dich, schicke dich in die Zeit accommodate yourself.

5 **Senbyourselt.** Das übrige der Unterredung betrifft
 6 **St.** das Verhalten, das Waller unter Cromwell
 und Carl dem 2ten beobachtet hat. Er beschließt
 seine Gesinnungen von der Aufrichtigkeit oder
 vielmehr von der Verstellung mit diesen Worten:
 Wer in den nachfolgenden Zeiten sich selbst nach
 dem Plane, den ich hier von mir gegeben habe,
 bilden wird, der wird Sicherheit, Credit, Bey-
 fall, und, wenn er will, auch Ehre und Glück in
 der Welt erlangen, welches man zwar auch bey
 einem andern Verhalten versprechen kann, aber
 gewiß nie erlangen wird *). Dieser Schluß kann
 bey vielen Lesern einen sehr nachtheiligen Eindruck
 für die Aufrichtigkeit machen, den der Verfasser
 billig hätte vermeiden sollen.

Das dritte und vierte Gespräch handelt
 von dem goldnen Zeitalter der Königin Eli-
 sabeth. Die redenden Personen sind der Lord
 Robert Digby, der aber nur eine Nebenperson
 ist, D. Arbuthnot und Addison. Die beiden
 letztern sind bekannt genug, und den erstern kann
 man aus Popens Werken kennen lernen. Die
 Gelegenheit ist von einer Lustreise hergenommen,
 welche diese Männer zusammen nach Kenelworth,
 ein in alten Schlosse des ehemaligen Grafen
 von

*) Der Marquis von Winchester, Großschatzmeister
 der Elisabeth, wird in einer Anmerkung deswegen
 gelobt, weil er nach diesem Plane gehandelt hat.
 Sein Spruch ist bekannt: *Ortus sum e salice, non
 e quercu.*

von Leicester, des Lieblings der Königin Elisabeth, unternahmen. Arbuthnot, als ein ^{6 St.} Freund des Alterthums geräth bey dem Anblicke desselben in eine angenehme Verwunderung und Melancholie; Addison hingegen freuet sich über den Untergang dieses Denkmals einer unordentlichen Größe, praesumptio fastigium, einer Höhe, die so weit ihren Schätzen geworfen hat. Er nimmt Gelegenheit über den Stolz dieses Ministers, über die verächtlichen Ueberbleibsel seiner Pracht zu declamiren; und erühret sich, daß man damals bey der Tyrannen so glücklich gewesen ist, und seine Größe auf die Ruinen der öffentlichen Freyheit und des Privateigenthums erbauet hat. Obgleich man die Zeiten der Königin über die Zeiten anderer Regenten seines Vaterlandes so sehr zu erheben gewohnt wäre, so wünschet er sich doch Glück, daß er zu einer Zeit lebet, wo der niedrigste Unterthan so frey und unabhängig ist, als diese königlichen Lieblinge es waren. Arbuthnot hält es für einen allzu eifertigen Schluß, von der allzugroßen Macht eines Lieblings auf die allgemeine Unglückseligkeit der Zeit, in welcher er gelebet hat, zu schließen, und behauptet, daß die bekannten Tugenden der Königin Elisabeth und die Weisheit ihrer Regierung eine gegründete Ursache zu dem Lobe wäre, das ihr die Nachwelt gegeben hätte. Helde und Weise wären unter ihrer Regierung zahlreich gewesen. Das Volk selbst war von einem Charakter, der weit über das erhoben war, was wir zu unsern

unsers Tages sein. Der Erzbischof selbst wien-
 damals besser zu seyn. Addison setzt dazu:
 warum wollen wir nicht in der Sprache der Rit-
 terbücher fortfahren und sagen, die Frauengimnet
 dieser Zeiten waren alle keusch und die Mannsper-
 sonen alle tapfer. Ich finde, sagte er ferner; lau-
 ter Gegenstände, die mich an die barbarischen Sit-
 ten und an die despotische Regierung dieser Zeiten
 erinnern. Arbuthnot führt hingegen an den
 Ruinen dieses alten Schlosses überall Denkmale
 von der Tugend, von dem Fleiße, und von der
 Offenherzigkeit seiner Vorfahren. Er lobet die
 Gastfreundschaft der damaligen Zeiten, woraus die
 gegenseitige Liebe der Großen und Geringen in
 Folge entstanden wäre. Der Kampfplatz, den
 er von sich siehet, ist ihm ein Beweis von dem ehe-
 maligen Eifer für die Tapferkeit und Ehre. Ad-
 dison hält es für ein Zeichen der Barbaren, und
 spottet, besonders über die Thiergefechte. Ich
 lasse mich, antwortet Arbuthnot, durch eine klein-
 en Spötteren, die ihren Grund bloß in der neuern
 Vorurtheilen hat, von meiner Meinung noch nicht
 abbringen. Diese körperlichen Uebungen wurden
 von den Griechen und Römern hoch geschätzt;
 durch sie wurden die Kräfte des Geistes und Kör-
 pers stark gemacht; sie gaben den Gliedern An-
 nehmlichkeit und Behendigkeit, sie entzündeten das
 Gemüthe mit einer edlen Nachstrebung in den
 männlichen und kriegerischen Tugenden; sie sind
 von den ansehnlichsten Männern des Alterthums
 hoch geachtet worden. Plato war weder in sei-
 nen

nen, Begriffen noch Sitten rauh und harte, und doch drang er auf diese Uebungen, ohne welche er seine Republik nicht hätte bilden oder wenigstens erhalten können. Ja die neuern Turniere übertrafen so gar die Griechischen, so wohl an Nutzen, als Schönheit. Sie waren ein genaueres Bild des Krieges. Ihre Schönheit könnte sich so gar, mit der heutigen Delicatesse vertragen. Der Glanz der Waffen, die gute Anstalt dabey, der ganze Aufzug mußte einen grossen Einfluß auf die Verbesserung der Sitten haben. Die Dichter haben sich stets beschäftigt, diese Kämpfe würdig zu besingen. Durch sie wurde ihnen zu den schönsten und lebhaftesten Beschreibungen Gelegenheit gegeben. Ich glaube, daß das, was wir in ihren Schriften als falsch, ungläublich und fantastisch tadeln, oft nichts anders als eine treue Copie des Lebens ist, und daß es mehr Wahrheit und Wirklichkeit in ihren Vorstellungen giebt, als wir uns leicht einbilden können*). Ihre Begriffe von Ehre und Tapferkeit waren so hoch, daß sie in unsern verderbten Tagen die Glaubwürdigkeit zu übersteigen scheinen; so wie ich Leute angetroffen habe, welche zweifelten, ob nicht die

*) Der Herausgeber lobt in einer Anmerkung die weitläufige und richtige Gelehrsamkeit des D. Arbuthnot. Er erinnert, daß, was hier nur im Vorbeygehen von den Vorstellungen der Alten gesagt würde, weitläufiger in einer gelehrten Abhandlung im 20. Theile der Hist. de l'Academie des Inscriptions et Belles Lettres ausgeführt wäre.

Was die Tugenden des Regulus und des Scipio bloß
 der Einbildungskraft ihr Daseyn zu danken hät-
 ten. Die Ritterspiele sind von den größten Re-
 genten, denen Künste und Wissenschaften viel zu
 danken haben, von Franz dem ersten, Heinrich
 dem vierten, von unsern eignen Eduarden und
 Heinrichen, und vornämlich von unserer Elisabeth
 geschäset worden. Sie waren die Vorspiele zu
 den künfftigen Siegen im Felde. Addison be-
 hauptet, daß alle diese Vortheile dadurch aufge-
 hoben würden, weil diesen Übungen die Quelle
 ihren Ursprung zu danken hätten, welche noch ist
 in der gestirtesten Welt zum Troste alles dessen
 herrschen, was nur Vernunft und Religion wi-
 der sie gesetzt hätten. Ist würde zwar das Recht
 der Waffen nur bey gewissen Fällen einer künfti-
 gen Ehre gebräuchet; allein in jenen glücklichen
 Tagen hätte man bey einer jeden Gelegenheit zu
 demselben seine Zuflucht genommen. Streitig-
 keiten über Recht und Eigenthum wären dadurch
 entschieden worden, und das Vermögen und die
 Ehre eines Mannes hätte auf einer wilden Stär-
 ke beruhet. Allein, fährt er fort, wenn ich unsern
 Vorfahren auch einen guten artistischen Körper
 zugestehet, so kann ich mir doch keinen hohen Be-
 griff von ihrer gestirtesten Lebensart machen. So
 wie dem D. Arbuthnot der große Speisesaal
 und der Kampflatz Beweise von der Gastfreun-
 dheit und Tapferkeit seiner Vorfahren waren, so
 findet er Gelegenheit bey dem Anblicke eines Lei-
 ches auf einer Waise ihre gestirteste Lebensart zu er-
 heben.

leben. Denn auf demselben waren allerley ^{Band} Spiele angesetzt worden, da die Königin ihren ^{6 St.} lieb-
 ling mit ihrer Gegenwart beehrte. Er rüh-
 met die Veranstaltung, die gute Ausführung, die
 Inschriften und Anspielungen auf die alte Götter-
 lehre bey diesen Lustbarkeiten und sagt, die alten
 Griechen und Römer selbst würden ihnen Beyfall
 gegeben und geglaubt haben, sie befänden sich in
 ihrem eignen Vaterlande bey einer gottesdienstli-
 chen Handlung. Solche Vergnügungen waren
 die allgemeine Leidenschaft zu den Zeiten der Eli-
 sabeth und sie hatten ihren Ursprung in der Wie-
 derauflebung der Wissenschaften. Die ersten Bü-
 cher, die geliebt wurden, waren die Dichter.
 Nichts konnte Gemüthern, die sich nur für den
 Geschmack an den Wissenschaften öfneten, ange-
 nehmer seyn, als die fabelhafte Geschichte der
 heidnischen Gottheiten, womit ein jedes altes Ge-
 dichte angefüllt ist. Daher wurden die nach-
 ahmenden Künste, der Bildhauerkunst, Mahle-
 ren und Poesie, zu diesen heidnischen Vorstellun-
 gen unmittelbar gebraucht. Die Vergnügungen
 der Königin gehörten also nicht zu denen, die
 ein alter Schriftsteller *ineruditas voluptates* nen-
 net, sondern sie waren höchst nützlich und unter-
 richtend. Die Inschriften waren nicht nur feine
 Ehrenbezeugungen bey gewissen feyerlichen Bele-
 genheiten, sondern sie enthielten auch wichtige mo-
 ralische Regeln, welche sich durch den Reiz der
 Poesie noch mehr empfahlen. Dadurch wurden
 auch die Dichter erweckt. Sie haben bey die-
 sen

5. Band
 6. St.

sen Vorstellungen Gelegenheit, ihr Feuer zu vermehren, und deswegen hat die Regierung der Elisabeth und ihres Nachfolgers in dieser Art von Scribenten einen Vorzug vor allen folgenden Zeiten. Addison bekennet, daß die Poesie dieser Zeit von einem bessern Geschmacke ist, als man von der damaligen Barbaren hätte erwarten können; allein er glaubt, daß solche Männer, wie Shakespear und Spenser in einem jeden Zeitalter, und unter noch so unvortheilhaften Umständen grosse Dinge würden gethan haben. „Sie würden sie gethan haben, versetzt D. Arbuthnot, aber nicht eben das, was wir so sehr in diesen unsterblichen Schriftstellern bewundern. Wenn Sie mir erlauben wollen ein wenig Philosophie einzumischen, so will ich mich bemühen, die Ursache davon anzugeben. Es giebt, bey den Perioden des Geschmacks und der Sprache, nach meinen Gedanken, einen gewissen Punkt, welcher der Poesie günstiger ist, als irgend ein anderer. Es möchte wohl schwer seyn, diesen Punkt mit Genauigkeit zu bestimmen. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er zwischen den rohen Versuchen einer ungebefferten Einbildungskraft auf der einen, und zwischen den feinen Spitzfindigkeiten der Vernunft und der Wissenschaften auf der andern Seite sich befindet. Und dieß war, wie ich glaube, der Zustand unserer Sprache in den Zeiten der Elisabeth. Sie war rein, stark, deutlich. Zu gleicher Zeit war die hohe figürliche Art sich auszudrücken, wodurch

die

Die Sprache zum Gebrauche des Dichters so ge- ⁵ Band
 chicht gemacht wird, durch den profaischen Geist ⁶ St.
 der Metaphysik und Logik noch nicht eingeschränkt
 worden. Dieser Charakter ist der englischen
 Sprache in der That so sehr eingedrückt, daß er
 nicht hat können ausgelöscht werden, so sehr
 auch jene seit dem gewachsen sind. Die Ur-
 sache davon ist ohne Zweifel darinnen zu suchen,
 weil die Engländer sehr zeitig ein so grosses Ver-
 mögen an ihren alten Geheimnissen und mor-
 talischen Vorstellungen fanden, und eben die-
 ser Geist bey ihnen in der Folge der Zeit durch
 die Masquen und Triumphe unterhalten wurde.
 Etwas ähnliches begleitete auch, wie ich bemerkt
 habe, das Wachsthum der griechischen und rö-
 mischen Dichtkunst. Sie hatte ihren Ursprung,
 so wie die unsrige, von der Religion. Und die
 heidnische Religion war vor allen andern geschickt,
 einen Geist der Allegorie und der moralischen
 Fiction einzuführen und zu erwecken. Daraus
 können wir das Allegorische von ihrem alten Dra-
 ma erklären, welches mit unsern alten moralischen
 Vorstellungen sehr genau verwandt ist. In ei-
 nem Stücke vom Aeschylus wird die Noth-
 vwendigkeit als eine Person im Drama aufge-
 führt, und der Tod kommt in einer Tragödie des
 Euripides vor, um nichts von den Personen in
 den Comödien des Aristophanes zu sagen. Die
 heidnische Religion vergötterte alles, und über-
 lieferte diese Gottheiten den Händen ihrer Bild-
 hauer, Mahler und Dichter. Auf gleiche Art
 hat

5 Band hat der christliche Aberglaube, oder die neuere
 6 St. Barbaren alles zu Personen gemacht; und
 diese Personen waren einige Zeit auf dem Schau-
 plätze, und sind noch zu unsern Zeiten auf den
 Masqueraden. Daher kömmt die mahlerische
 Schreibart unserer alten Dichtkunst, welche im
 Spenser so sehr glänzet, und welche durch das
 Genie des Shakespear zu ihrer größten Höhe ge-
 bracht worden ist. Ich mache daraus den Schluß,
 daß der Geschmack dieses Zeitalters, der Zustand
 der Wissenschaften, das Genie der englischen
 Sprache damals so beschaffen waren, daß sie al-
 len Arten von Gedichten eine gewisse Stärke und
 den geringern selbst eine Schönheit gaben, die
 mit Recht unsere Nachahmung verdienet. Die
 Zeiten der Elisabeth verdienen also wegen der
 Feste, der Uebungen und poetischen Ausarbeitun-
 gen mit Recht den Namen der goldnen Zeiten.
 Was die Anklage über die Regierung der Köni-
 ginn anbelanget, so wundert sich Arbuthnot noch
 mehr über die Gedanken, die Addison davon hat.
 Er will auch die Bertheidigung dieses Stückes
 über sich nehmen, und ermuntert seinen Gegner,
 auf dem Kampfplätze zu bleiben, und den Streit
 fortzusetzen. Dieß ist der Inhalt des vierdten
 Gespräches. So sehr Arbuthnot in der bishe-
 rigen Unterredung dem Addison überlegen zu
 seyn scheint, so sehr gewinnt dieser über jenen in
 der folgenden die Oberhand. Wir merken noch
 an, daß diese beiden Gespräche mit vielen historis-
 schen oder andern guten Anmerkungen begleitet
 sind.

sind. Addison entschuldiget sich erst durch verschiedene Gründe, seine Meinung von der Königin zu entdecken. Die Verehrung derselben ist allgemein; er könnte stolz und eigensinnig zu seyn scheinen; man könnte ihn für einen Sophisten halten, und ihm auch mit den Worten des Dichters einen Vorwurf machen.

Nullum memorabile nomen

Foeminea, in poena est, nec habet victoria laudem.

Endlich braucht er auch die Weitläufigkeit der Materie ihres Gespräches zu einem Vorwande und verlanget von dem D Arbuthnot einen Plan, wornach sie sich in ihrer Unterredung richten wollten. Arbuthnot, aus Liebe zu seiner Heldinn, machet keinen Plan, sondern ein umständliches Lob. Er sagt von ihr: Sie kam unter den mislichsten Umständen zur Erbné, die aber doch durch die Klugheit und durch den Muth ihrer Rathschläge von ihr gänzlich überwunden wurden; sie siegte über die größten auswärtigen und einheimischen Gefahren; sie erniedrigte durch ihre Waffen die fürchterlichste Macht in Europa; sie vereinigte oder dämpfte wenigstens zwei unversöhnliche und hitzige Parthenen im Lande; sie unterdrückte den Geist der Rebellion in Irland und wich den beständigen Intriguen ihrer unruhigen Nachbarn der Schotten aus; sie setzte unsere Religionsverfassung auf einen festen Grund und erhielt oder brachte vielmehr die Sa-

5 Band
6 St. **Die** der Protestanten empor; sie machte, daß ihr Ansehen von ihrem Unterthanen verehret wurde; erhob den kriegerischen Ruhm ihrer Nation so wohl zu Wasser als Lande aufs höchste; sie brauchte die geschicktesten Diener, und gab die weisesten Gesetze; durch alle diese Mittel geschah es, daß Elisabeth in einem beständigen guten Vernehmen mit ihren Parlamenten lebte, daß sie von ihrem Volke angebetet und von der übrigen Welt bewundert und beneidet wurde. Addison hält diesen Entwurf für zu weitläufig und will sich nur auf zwei Stücke einschränken; er will einige allgemeine Betrachtungen über die Umstände und Beschaffenheit der damaligen Zeiten und über die persönlichen Eigenschaften der Königin anstellen. Gemeiniglich, sagt er, werden die damaligen Umstände nicht als vortheilhaft für die Königin angesehen; allein sie sind es in der That. Die Reformation ist ein Zeuge davon. Unter Eduard dem sechsten fanden die protestantischen Grundsätze in den Gemüthern des englischen Volks so viel Eingang, daß seine Schwester Maria anstatt sie auszurotten dieselben nur noch mehr befestigte. Elisabeth sah die Macht dieser Grundsätze und den Eifer des Volks für dieselben und entschloß sich also diese Religion zu beschützen. Dadurch gewann sie die Liebe des Volks, und dieses war bereit, alle Streitigkeiten aufzuheben, von allen seinen Vorzügen zu schweigen und alles willig zu geben, wenn es nur vor dem Rückfalle unter das päpstliche Joch gesichert wurde.

wurde. Die beiden streitenden Factionen im Lan- ⁵ Band
 de waren nicht weniger ein glücklicher Umstand; ⁶ St.
 sie machten einander kraftlos. Die Puritaner
 waren in der Hand der Königin ein Werkzeug,
 der Kirche Einhalt zu thun und der Macht ihrer
 Diener das Gleichgewichte zu halten. Die Pa-
 pisten waren nicht sehr zahlreich und wurden sorg-
 fältig beobachtet; der allgemeine Abscheu so wohl
 gegen ihre Grundsätze als gegen ihre Absichten
 vereinigte die Liebe ihrer übrigen Unterthanen noch
 mehr, als es ausserdem geschehen seyn würde, so
 daß so wohl im Reiche als auswärts aus der all-
 gemeinen Gefahr die allgemeine Sicherheit ent-
 stand. Die Beschaffenheit der benachbarten
 Mächte auf dem westen Lande war auch zu ihrem
 Vortheil. Frankreich ward durch bürgerliche
 Kriege zerrissen, und Spanien hatte mehr Grösse
 als Stärke. Die Unruhen in Irland wurden
 von der Königin mehr verlängert als unterdrückt.
 Schotland erforderte in der That eine ernstlichere
 Aufmerksamkeit; allein die elend verwirrten Rath-
 schläge dieses Hofes --- ein unmündiger König ---
 eine gefangene Königin --- waren glückliche Um-
 stände. Dem ohnerachtet hat die Königin Eli-
 sabeth gegen diese Seite wirklich viel Politik, viel
 Sorgfalt und Weisheit gezeigt. Addison setzt
 den vierdten Vortheil, worinnen die Königin sich
 befand, darinn, daß die königliche Würde zu ih-
 rer Zeit auf ihrer größten Höhe gewesen ist
 und daß ein geduldiges Volk ihr verstattet hat, sich
 bey allen Gelegenheiten ihrer Macht zu bedienen,
 Arbuthnot schreibt das Ansehen, darinnen die

5 Band Königin stund, der Klugheit zu, mit der sie ihre
 6 St. Minister wählte, und daher leitet er auch das
 Vertrauen, die Treue, den Gehorsam des Volks.
 Addison aber führet davon die Reformation und
 die Wiederherstellung der Wissenschaften als Ur-
 sachen an. In einer Anmerkung setzt der Her-
 ausgeber auch noch die damalige Erziehung dazu.
 Ein Buch unter dem Titel *Eigenvarxia* siue Eli-
 sabetha in lateinischen Versen, worinnen die Kö-
 nigin und ihre Minister sehr erhoben wurden,
 mußte auf Befehl in den Schulen als ein classi-
 scher Schriftsteller angesehen und auswendig ge-
 lernet werden. Was den Charakter der Eli-
 sabeth selbst anbetrifft, so sagt Addison, er wäre
 von einigen scheinbaren Tugenden, aber von mehr
 wirklichen Lastern zusammengesetzt gewesen, beide
 aber hätten in den Augen des Volks gleiches Glück
 gehabt. Er hält ihre Leutseligkeit, ihre Liebe zu
 ihrem Volke, ihren Eifer für die Ehre der Na-
 tion nicht für eigentliche Wirkungen ihrer Natur,
 sondern für Früchte ihrer Politik. An statt der
 Leutseligkeit zeigte sie gegen den Adel und Hof, der
 sie umgab, nichts als Eigensinn, Eifersucht und
 Stolz. Arbuthnot, dem die Beweise davon aus
 der Geschichte bekannt sind, leugnet es nicht, nennt
 es aber nur Anfälle einer Leidenschaft. Ihre Liebe
 zu ihrem Volke wird dadurch verdächtig, daß sie
 so ofte Monopolien bewilligte, daß sie ihren Unter-
 thanen und vornämlich den Reichsten durch ihren
 Besuch so viel Aufwand verursachte, daß sie das
 Gelübde des Celibats so hartnäckig hielt und sich
 weigerte die Succession best zu setzen, wodurch
 doch

doch die öffentliche Ruhe und Sicherheit in nichts ^{Band} geringe Gefahr gerieth. Der Ruhm des engli- ^{6 St.} schen Volks, für den Elisabeth so sehr besorgt gewesen seyn soll, wäre doch noch mehr vergrößert worden, wenn man den Protestanten auf dem westen Lande kräftigern Beystand geleistet, wenn man den Krieg gegen Spanien nachdrücklicher fortgesetzt und Irland gänzlich zum Gehorsame gebracht hätte. Arbuthnot wendet ein, diese Punkte gehörten zu den Geheimnissen des Cabinets; er fordert Addison auf, von ihrem Hofe und von ihren fürstlichen Eigenschaften zu reden. „Hier dächte ich, fährt er fort, stellte sich ihren Augen eine Scene dar, welche ihres Beyfalls würdig wäre. Nichts zeigt sich hier, als was wirklich königlich ist. Elisabeth wußte am besten, wie sie das Anständige ihres Ranges behaupten mußte. Sie präsidirte in dieser hohen Versammlung mit der wahren Würde einer grossen Königin. Bey allen hereinbrechenden Gefahren zeigte sie eine Standhaftigkeit, und bey allen Gelegenheiten des Ceremoniells eine Pracht, welche einem jeden Hochachtung und Bewunderung befahl. Ihre Vergnügungen selbst waren mit einer Ernsthaftigkeit vermischt, die ihrem Geschlechte und Stande gemäs war und die ihren Hof, so gar bey den prächtigsten und frölichsten Gelegenheiten, zu einer Schule der Tugend machte.“ Addison verspricht auch in diesem Stücke nicht viel Gutes; er läugnet ihre Großmuth, und beschuldiget sie des Stolzes und der Furchtsamkeit, deren sich auch der Lord Burghley sehr wohl zu bedienen gewußt hätte.

5 Band

6 St.

hätte. Er tabelt ihren Geiz und glaubt, daß diese Leidenschaft alle Grenzen des Wohlstandes bey ihr überschritten habe. Sie bewies ihn gegen ihre Gesandten und Minister, gegen den Secretair Walsingham; die Krlege wurden mehr von dem Privatvermögen des Adels, als aus dem öffentlichen Schatze bestritten. Sie verkaufte nicht nur die Bedienungen, sondern auch persönliche Gnadenbezeugungen. Dieser Geiz hatte den größten Einfluß auf die niedrigen Obrigkeiten. Ein Friedensrichter war, nach dem Ausdrucke eines aufgeweckten Mitgledes des Unterhauses, damals eine lebendige Creatur, welche vor ein halb Duzend Hühner die Macht erlangete, ein ganz Duzend Strafen in seiner Gewalt zu haben. Ihre Art zu regieren war unterdrückend und gebieterisch. Sie widersprach mit allem Stolze ihrem Parlamente, und gieng mit den Kirchengütern verschwenderisch um. Addison sammelt endlich alle diese Züge zusammen und entwirft folgendes Gemählde, das wir unsern Lesern mittheilen wollen. „Die zwo grossen Begebenheiten dieser Zeit, die Vestsetzung der Reformation und der Triumph über die spanische Macht breiteten einen ungemeinen Glanz über die Regierung der Königin Elisabeth aus. Die Nachkommenschaft, verblendet durch diese glücklichen Erfolge, sieng deswegen an, ihre persönlichen Tugenden auf eine ausschweifende Art zu bewundern. Das, was denselben noch mehrern Glanz gegeben hat, ist die Stelle, in welcher wir sie von ohngefähr finden, zwischen einer abergläubischen Königin

ginn auf der einen, und einem pedantischen Ab-^{Band}
 nige auf der andern Seite. Es ist also kein Wun-^{6 St.}
 der, daß ihre Regierung bey dem ersten Anblicke
 wohl eingerichtet, und auch glorreich zu seyn schei-
 net. Wenn man aber auf die besondern Umstän-
 de aufmerksam ist, so findet man, daß man eben
 so viel dem Glücke als der Geschicklichkeit zuschrei-
 ben muß, und daß ihr Ruhm durch diejenigen
 Betrachtungen verringert wird, welche bey einem
 sorglosen Anblicke ihn zu vermehren scheinen. Die
 Schwierigkeiten, die ihr begegneten, waren groß.
 Doch gaben diese Schwierigkeiten selbst die eigent-
 lichen Mittel an die Hand, wie sie zu überwin-
 den wären. Sie schärften den Verstand, entzün-
 deten den Muth und vereinigten die Liebe des gan-
 zen Volks. Der Name ihres grossen Feindes
 auf dem westen Lande brachte damals das Schre-
 cken mit sich; allein seine Macht war in der That
 geringer, als sie zu seyn schien. Das Spanische
 Reich war verderbt und schwach und wankte unter
 seiner eignen Last. Und dieß war noch dazu für
 die Spanier selbst ein Geheimnis. Zu gleicher
 Zeit war das Vertrauen, welches durch die Mei-
 nung einer grossen Stärke erzeugt wird, ein gün-
 stiger Umstand. Es verursachte auf der einen
 Seite eine Geringschätzung der Rathschläge, so
 wie auf der andern in eben dem Verhältnisse die
 größte Wachsamkeit und Vorsicht. Allein dieß
 war noch nicht alles. Der Religionshaß in den
 Niederlanden --- die bürgerlichen Kriege in Frank-
 reich --- die Uneinigkeiten in Schotland --- alles
 stimmte zur Beförderung des Glücks der Elisa-
 beth

5 Band
6 St.
beth überein: Und doch wäre dieses bey dieser grossen Crisıs ihres Schicksals, und wie es hernach ausfiel, ihres Ruhmes, vielleicht zu wenig gewesen, wenn die vereinigten Elemente nicht selbst für sie gestritten hätten.

Dies ist die natürliche Geschichte von ihren auswärtigen Triumphen. Ihre glücklichen Erfolge in ihrem Vaterlande können eben so leicht aufgelöst werden. Selbst diese auswärtigen Gefahren, die Beschaffenheit der Zeiten, der Zustand der Religionspartheyen, ja die Factionen ihres Hofes, alle diese Stücke arbeiteten entweder unmittelbar oder durch eine geringe Anwendung ihrer Politik zu ihrer Grösse. Dies waren die damaligen Umstände, wodurch sie gezwungen wurde, wenigstens den Schein einiger Tugenden anzunehmen: und ihr Glück war so besonders, daß selbst ihre Laster verehrungswürdig wurden und zu ihrem Ruhme vielleicht mehr befrugten als ihre Tugenden. Sie war wachsam in ihren Rathschlägen, sorgfältig in der Wahl ihrer Diener, liebreich und herablassend gegen ihre Unterthanen. Es schien, als wenn sie eine ausserordentliche Zärtlichkeit für den Nutzen und einen ausserordentlichen Eifer für die Ehre der Nation hätte. Dies war die glänzende Seite ihres Characters, die durch die beständig drohenden Gefahren, denen sie ausgesetzt war, noch glänzender würde. Auf der andern Seite aber war sie choleric und gebieterisch, eifersüchtig, furchtsam, geizig, unterdrückend in so fern sie durfte; in vielen Fällen eigensinnig und in einigen tyrann-

tyrannisch. Allein diese Laster, deren einige ihres Band
 Politik schärften und feiner machten, die übrigen ^{6 Et.}
 aber nur ihren Hofleuten, und denen, welche um sie
 waren, sichtbar wurden, befestigten ihr Ansehen,
 und verschafften ihr in die Herzen des Volks meh-
 rern Eingang. Der vermischte Glanz dieser Ei-
 genschaften, der guten und bösen (denn auch ihre
 schlimmsten, wenn sie von einer Seite und in ei-
 nem vortheilhaften Lichte gesehen wurden, hatten
 das Glück, den guten ähnlich zu sehen) verblen-
 dete alle Augen so sehr, daß sie so viele gefährliche
 Handlungen der Tyranny und Unterdrückung
 nicht sahen oder nicht sehen wollten.

Und auf diese Art ist es geschehen, daß der
 Name der Elisabeth wegen einiger Verdienste
 und wegen einer mehr listigen und weniger wirk-
 lichen Tugend durch die Uebereinstimmung ver-
 schiedener zufälliger Ursachen der ehrwürdigste
 Name in der langen Reihe unserer Fürsten wor-
 den ist. Wie wenig sie diese Ehre verdiene, kann
 man aus diesem flüchtigen Entwurfe ihres Cha-
 racters und ihrer Regierung sehen. Jedoch
 wenn auf beyden Seiten etwas nachgegeben wird,
 will ich nicht leugnen, daß sie eine große, das ist
 eine glückliche Königin gewesen ist, und hierin-
 nen vielleicht am glücklichsten, daß sie mit so we-
 nig gerechten Ansprüchen, ihr zu erlangen, einen
 so unumschränkten Ruhm erhalten hat.,, Ar-
 burhnot ist mit diesem Gemälde, wie man leicht
 vermuthen kann nicht zufrieden und entwirft ein
 anderes, das wir unsern Lesern ebenfalls nicht
 entziehen dürfen. „Sie war verständig, spar-
 sam,

5 Band sam, vorsehend und scharfsichtig: stets besorgt,
 6 St. ihre großen Endzwecke, die Bestsehung der Re-
 ligion und die Sicherheit und Ehre ihres Volks,
 zu verfolgen; sie war klug in der Wahl der besten
 Mittel, dieses zu bewerkstelligen, wozu der Ge-
 brauch geschickter Diener und die Anwendung der
 öffentlichen Einkünfte gehörte; sie war fähig,
 alle Vortheile wohl zu gebrauchen, welche ihre
 eigne Weisheit oder die Umstände der Zeiten ihr
 darboten; sie war ohne Furcht und unerschrocken
 in der Ausführung dieser großen Entwürfe und
 doch sorgfältig, die tiefste Vorhersehung mit ihrer
 Großmuth zu vereinigen. Wenn sie geizig zu
 seyn schien, so wollen wir bedenken, daß die ge-
 naueste Sparsamkeit in ihren Umständen nöthig
 war; schien sie gebieterisch, so war es ebenfalls
 nothwendig, daß eine weibliche Regierung durch
 den Schein des Ansehens achtungswürdig ge-
 macht wurde; war sie zu irgend einer Zeit unter-
 drückend, so müssen wir überlegen, daß die En-
 glische Einrichtung, wie sie damals war, sowohl
 als ihre eigne Gemüthsart Antheil an dieser Sa-
 che hätten. Kurz, wir wollen uns erinnern,
 daß sie die Ehre hat, das weiseste, muthigste
 und tapferste Volk; wodurch vielleicht jemals ein
 Land oder ein Zeitalter berühmt worden ist, be-
 herrschet ja vielleicht gebildet, und den Ruhm
 des Englischen Namens und ihrer eignen
 Würde zu einer Höhe gebracht hat, welche
 ausserdem in den Jahrbüchern unserer Nation
 nicht zu finden ist.,,

Neue Bücher.

- 1) *An Enquiry into the divine Missions of John the Baptist and Jesus Christ, so far as they can be proved from the circumstances of their Births, and their Connection with each other. By William Bell, M. A. Fellow of Magdalen College. Cambridge 8vo.*

Es muß für ein jedes vernünftiges und wohlgeartetes Gemüth keine geringe Zufriedenheit seyn, wahrzunehmen, daß die Beweisthümer der christlichen Religion immer klärer und überzeugender werden, je genauer man dieselben untersucht. Die Gründe, wodurch sie oft auf die deutlichste und stärkste Art befestiget worden ist, sind hinlänglich genug, ihre Göttlichkeit zu beweisen; und da über diese Materie so viel geschrieben worden ist: so hält man gemeinlich dafür, daß darüber nichts neues gesagt werden könne. Diese Untersuchung der göttlichen Sendung Johannis des Täufers und Jesu Christi zeigt sattsam, daß die Wahrheit der Religion durch Gründe bewiesen werden könne, die man bishero entweder ganz übersehen, oder doch nur obenhin berührt hat, und die, wenn sie mit Einsicht und Genauigkeit vorgetragen worden, die Wahrheit der Religion in einem hellern und stärkern Lichte zeigen, und, nach dem Ausdruck

Es

des

5 Band des Verfassers, ihrem Glanze mehrere Strahlen
 6 St. lein mittheilen.

2) SOPHRONIA: *or letters to the Ladies.*

12mo

Die Lehren, welche durch wohlgezeichnete Character erläutert, und durch unterhaltende Erzählungen belebt werden, müssen auf die Aufmerksamkeit stärker wirken, als wenn sie von diesen angenehmen Zusätzen nicht begleitet würden. Von dieser Wahrheit überzeugt, hat der Verfasser dieser angenehmen Briefe dem Unterricht, das Vergnügen zum Gefährten gegeben, und den Frauenzimmern eine Anzahl kleiner Geschichte mitgetheilet, die mit nützlichen Lehren, besonders für junge Wittinnen, vermischt sind.

3) *Original Poems and Translations.* By James Beattie A. M. 8vo.

Man muß der gelehrten Welt zu diesem Dichter glückwünschen. Seit Grey, welchen Beattie in seinen Oden und Elegien zum Vorbild genommen, hat kein englischer Dichter in seine Gedichte mehr Harmonie, mehr Einbildungskraft, mehr Geist, zu bringen gemußt. Man muß unzufrieden seyn, daß man Uebersetzungen unter seinen Arbeiten findet, weil ihm diese die Zeit hinweggenommen haben, die ein Schriftsteller von seinem Genie zu Verfertigung eigener Werke hätte anwenden können.

4) ALMO-

4) ALMORAN and HAMET: *an oriental's* ^{Band}
Tale. 2. Vol. 12mo. ^{6 St.}

Diese unterhaltende und lehrreiche orientalische Geschichte schärft Lehren von dem größten Nutzen und der größten Wichtigkeit ein. Die Tugenden der Frömmigkeit, der Mäßigkeit, der Bescheidenheit, der Gelassenheit, und der Zufriedenheit mit seinem Schicksale, werden in dem lebenswürdigen Character des Hamet sehr empfohlen, und die entgegengesetzten Laster werden mit den gehässigsten Farben in der Person des Almoranz, abgemalt, der als

Invidus, iracundus, iners, vinosus, amator
 vorgestellt wird. Ihre Character sind vollkommen wohl gezeichnet. In der Einrichtung dieses Werks finden sich einige Umstände, die vielleicht die Wahrscheinlichkeit beleidigen, und den bekannten Regeln der orientalischen Sitten nicht gemäß sind. Aber dieses sind unerhebliche Fehler, die in einem Werke, welches in einer so lobenswürdigen Absicht, und auf eine so angenehme Art geschrieben ist, nicht bemerkt zu werden verdienen.

Inhalt.

- I. *Browns* Twenty Sermons.
- II. *Potts* Observations on the nature and consequences of wounds and contusions at the head, &c.
- III. Beschluß des Auszugs aus *Lawsons* lectures concerning oratory.
- IV. A new Estimate of manners and principles.
- V. *Colmans* Comedy, the jealous wife.
- VI. *Newtons* dissertations on the prophecies, Volume the second.
- VII. Anecdotes concerning the famous *John Reinhold Patkul*.
- VIII. Moral and political Dialogues.
- IX. Neue Bücher.

Register.

Register

über die in diesem Bande enthaltenen
vornehmsten Materien.

U bris einer vollkommenen Regierung	251
Aristoteles, wie dessen Buch von der Rhetorik zu lesen 313. Vergleichung zwischen ihm und Cicero	315
Athen, der Hauptsitz der Beredsamkeit	318
Ausdrücke, die pöbelhaften und kriechenden auf der Kanzel, sind nicht zu entschuldigen	500
B acon, des Großkanzlers von England Leben, sein Character	320. 416. u. f.
Balls Handbuch für angehende Aerzte und Apotheker	39
Beredsamkeit, Vorlesungen über dieselbe 308. die größten Lehrer darinnen sind Aristoteles und Cicero 313. der Tempel oder Palast derselben	316
Betrachtungen eines Ungenannten über das menschliche Geschlecht, die Natur und die Vorsehung	248
Bewegungsgründe nach Neuigkeiten zu forschen	442
Beweis der Unsterblichkeit aus der Vernunft	261
Birchs Leben des Prinzen Heinrichs von Wallis	174
Blackwells Denkwürdigkeiten, des Hofes des Augustus	152
Blattern, wie man den Körper zur Aufnahme derselben zubereiten soll	40
Blumen, zeugende, deren Beschreibung	46
Browns Reden über verschiedene Stücke der christlichen Religion 449. Verzeichnis seiner Schriften	475
Brand, eine Abhandlung davon 76. was bey dessen Cur zu beobachten 78. und	80
Butler, Sammlung von seinen poetischen und prosaischen Schriften	110

Register

Cicero, Urtheil von dessen Buche de oratore	314.
Vergleichung zwisch. n ihm und Aristoteles	315
Colmans Lustspiel, die eifersüchtige Frau	534
Correggio der größte Künstler im Ausdruck der Anmuth	267
Delaps Flecken	223
Dellwyn, Gräfin von, ihre Geschichte in zwey Theilen	140
Endte, Peasfalls Betrachtungen über dieselbe Erziehung der Kinder, ist etwas wichtiges und schweres 89. Endzweck derselben	56 107
Ferguson's Vorlesungen über mathematische und physische Wahrheiten	87
- Fiebrerrinde, deren Kraft wider den Brand	70
Frau, die eifersüchtige, eine Comödie	534
Gemüthsarten der Kinder müssen bey deren Erziehung sorgfältig ausgeforschet werden	90
Geschichte Carls I. Königs von England	227
— — Gustavs I. Königs von Schweden	292
Geschmack, Anmerkung über denselben	310
Gesellschaft, schottische, zur Ausbreitung des Christenthums 73. Nachricht von deren Stiftung 74. und Privilegien	75
Gewohnheiten, Stärke derjenigen, die man in der Jugend annimmt	101
Gloucester, Bischofs von, Predigt am Gedächtnistage des Todes Carls des I. Königs von England	123
Goochs practische Anmerkungen in der Chirurgie	130
Händel, Nachricht von seinen Lebensumständen.	182
Harris. Lebensbeschreibung Carls I. Königs von England	227
Hills Abhandlung von zugehenden Blumen	46
Hume's Geschichte der Religion wird geprüft	27 u. f.
	Kirch:

Register.

Kirklands, Abhandlung vom heißen und kalten Brand	76
Krankheit, Gedanken über dieselbe	58
Langhornes, Hiob,	220
Lawsons Vorlesungen über die Beredsamkeit	308
Lowths Leben des William von Wykeham, Bischof von Winchester	271
Macdonnells Antwort eines aufrichtigen Christen wird widerlegt	239
Maupertuis wird von einem Ungenannten widerlegt	258
Melanchthons Ausspruch von drey schweren Dingen	89
Mensch, Beschreibung von ihm	255. u. f.
Mond, der, ist wegen seiner Veränderungen ein Sinnbild der Welt	62
Neuigkeiten, aus was für Gründen die Menschen darnach forschen	445
Newmanns Predigten über verschiedene wichtige Materien	220
Newtons Abhandlungen von den Weissagungen	563
Osners Abhandlung von den Krankheiten der Pferde	110
Pattul, Erzählung desjenigen, was zwischen seinem Reichtvater und ihm, bey seiner Hinrichtung vorgegangen	589
Pearfalls Betrachtungen über das Meer, die Erndte, die Krankheit, das höchste Gerichte, die Schmetterlinge, den Vollmond, und den Spaziergang in einem Walde	55
Potts Anmerkungen über die Natur und Folgen der Wundungen und Contusionen am Kopfe	478
Prediger,	

Register.

Prediger, ob er seine niedrigen und kriechenden Ausdrücke auf der Kanzel mit der Absicht entschuldigen könne, verständlich zu seyn	499 u. 500
Quellen der menschlichen Unvollkommenheit	249
Raymonds Geschichte Gustavs L. Königs von Schweden	292
Romanschreiber, seine Pflichten	142
Robertsons Geschichte von Schottland	3
— — Predigt von der Verfassung der Welt zur Zeit der Geburt Jesu u.	65
Schätzung der Sitten, eine neue,	503
Scharbock, dessen Beschreibung 42. wie er zu heilen	44. 45
Schmetterlinge, in deren Veränderungen liegt ein Simbild der Auferstehung der Gläubigen	61
Squires Buch von der Gleichgültigkeit gegen die Religion 115. welches der wahre Titel dieses Buches sey	116
Stephens Bestimmung der Gränzen der menschlichen Natur	284
Theodosia, Gedichte von ihr	221
Vergleichung zwischen Aristoteles und Cicero	315
Umgang mit sich selbst, Gedanken über denselben	205
Webbs Untersuchung von den Schönheiten der Malerey.	263



